



**Nicci French**

**Der Feind in deiner Nähe**

scanned 02-2006/V1.0

Holly Kraus ist eine erfolgreiche Frau. Und in ihrer überschäumenden Art schlägt sie gerne über die Stränge. Doch damit macht sie sich nicht überall beliebt. Übertreibt sie es nicht etwas? Kann es sein, dass sie damit sogar Mordgelüste weckt? Denn plötzlich findet sie sich in einem tödlichen Albtraum wieder ...

ISBN: 978-3-570-00753-2  
Original: Catch Me When I Fall  
Deutsch von Birgit Moosmüller  
Verlag: C. Bertelsmann  
Erscheinungsjahr: 2006  
Umschlaggestaltung: R-M-E

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## Buch

Als Holly Kraus erwacht, findet sie sich in einer verkommenen Wohnung wieder. Neben ihr ein Mann, den sie nicht kennt. Holly sucht mühsam ihre Kleider zusammen und macht sich auf den Weg nach Hause. Im Spiegel sieht sie eine Frau, die ihr fremd ist. Mühsam kehrt die Erinnerung zurück: Der Barbesuch nach Geschäftsschluss ist zu einem exzessiven Trink- und Sextrip ausgeüfert. Wieder einmal hat sie die Kontrolle über sich verloren. Immer häufiger kann Holly ihr überschäumendes Temperament nicht mehr zügeln. Nach jedem emotionalen Höhenflug fällt sie tiefer. Sie kann nicht schlafen, verstrickt sich in finanzielle Abenteuer und wird von einem Liebhaber erpresst. Der exzessive Lebensstil, ihr rücksichtsloser Umgang mit Freunden und Mitarbeitern irritieren nicht nur ihre Freundin Meg, mit der sie ein erfolgreiches Unternehmen führt, sondern auch ihren Ehemann Charlie. Nach einem Zusammenbruch findet sie nur langsam wieder Boden unter den Füßen. Doch sie erkennt sich nicht mehr wieder und sieht sich der faszinierenden Facetten ihrer Persönlichkeit beraubt. Sie will kein Leben im Mittelmaß. Charlie versucht nicht mehr, Holly in ein normales Leben zurückzuholen. Zu tief sind die Wunden, die sie ihm mit ihrer Gier, ihrer Blindheit gegenüber seinen Gefühlen, ihrer Selbstsucht zugefügt hat. Und dann, als Holly seine Hilfe braucht, um zu überleben, schlägt Charlies Stunde.

## Autor



Hinter dem Namen Nicci French verbirgt sich ein Ehepaar: Die Journalistin Nicci Gerrard und der Schriftsteller Sean French. Seit Jahren schreiben sie zusammen höchst erfolgreich Psychothriller. Mit Höhenangst, Der Sommermörder und Der falsche Freund haben sie auch in Deutschland die Bestsellerlisten erobert.. Sie leben mit ihren Kindern zurückgezogen im Süden von London.

FÜR JACKIE UND TOMAS

*Ich bin zweimal gestorben.*

*Das erste Mal sehnte ich mich danach, tot zu sein. Ich dachte an den Tod als einen Ort, an dem der Schmerz aufhören würde und ich endlich keine Angst mehr zu haben brauchte.*

*Das zweite Mal wollte ich nicht sterben. Trotz des Schmerzes und der Angst war ich zu dem Schluss gekommen, dass der Ort, an den ich gehörte, das Leben war: das chaotische, beängstigende, ermüdende, wunderbare, schmerzhaftes Leben mit all seinem Scheitern und seiner Traurigkeit, all seinen plötzlichen und unerwarteten kleinen Freuden, die einen die Augen schließen und denken lassen: Halte das gut fest, bewahre es in deinem Gedächtnis. Schöne Erinnerungen können einen retten. Eine durchtanzte Nacht, ein Sonnenaufgang, ein Spaziergang durch die Stadt, verloren in einer Menschenmenge, ein Blick in deine lächelnden Augen. Du hast mich gerettet, als ich mich nicht mehr selbst retten konnte. Du hast mich gefunden, als ich verloren war.*

*Ich wollte nicht sterben, aber andere wünschten sich meinen Tod. Sie gaben sich die größte Mühe, meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich bin anscheinend ein Mensch, den die Leute entweder lieben oder hassen. Manchmal war beides schwer voneinander zu unterscheiden. Selbst jetzt, da alles vorbei ist und ich darauf zurückblicken kann wie auf eine Landschaft, die ich durchwandert und hinter mir gelassen habe, sind mir gewisse Dinge immer noch ein Rätsel – Geheimnisse, die ich nicht ergründen kann.*

*Wenn man stirbt, gelangt man an einen anderen Ort. Ganz allein überschreitet man eine Grenze, und niemand kann einem dorthin folgen. Als mein Vater starb, war ich sechzehn Jahre alt. Ich erinnere mich an den Frühlingsnachmittag, an dem er beerdigt wurde. Meine Mutter versuchte mich dazu zu bringen, Trauerkleidung zu tragen, aber mein Vater hatte Schwarz immer gehasst, und deswegen zog ich mein rosa Kleid an, legte meinen*

*knalligsten Lippenstift auf und schlüpfte in hochhackige Schuhe, deren Absätze in der weichen Erde versanken. Ich wollte aussehen wie eine Schlampe. Wie eine Nutte. Ich schmierte mir blauen Lidschatten auf die Augenlider. Und ich erinnere mich noch an die Worte des Pfarrers – »Asche zu Asche, Staub zu Staub« – und daran, dass die Leute weinten und sich gegenseitig festhielten. Ich wusste, dass sie sich auch von mir Tränen gewünscht hätten, denn dann hätten sie einen Arm um mich legen und mich trösten können, aber meinem Vater waren weinende Menschen zuwider gewesen. Er wollte immer, dass wir der Welt ein glückliches Gesicht zeigten. Also lächelte ich während der ganzen Beisetzung, ich glaube, ein paarmal lachte ich sogar ein bisschen, weil alle mich so komisch ansahen. Als der Sarg in die Erde hinuntergelassen wurde, legte meine Mutter, wie es üblich ist, eine einzelne weiße Rose darauf. Ich nahm meine Armbänder ab und warf sie ins Grab, sodass das Ganze ein paar Sekunden lang mehr von einem heidnischen Begräbnis als von einer respektablen englischen Beisetzung hatte. Eines der Armbänder riss, und seine bunten Plastikperlen kullerten wie wild auf dem billigen Holzdeckel herum. Rat-a-tat-tatt, direkt über dem Gesicht meines Vaters.*

*Eine Weile glaubte ich, vor Einsamkeit und Zorn wahnsinnig zu werden, auch wenn ich das nie jemandem erzählte, weil mir die Worte fehlten. Zehn Jahre lang versuchte ich zu ihm zurückzufinden. Voller Verzweiflung. Voller Liebe. Voller Empörung, voller Ausgelassenheit, voller Abscheu und Rachsucht.*

*Ich bin zweimal gestorben. Nur zweimal. Aber dank meiner rasenden Bemühungen hätte ich es durchaus ein bisschen öfter schaffen können.*

*Hier sind sie nun also. Die Menschen, die mich geliebt und gehasst haben. Diejenigen, die wollten, dass ich lebe, und diejenigen, die sich meinen Tod wünschten. Die mich zu retten versuchten und die mich losließen. Sie machen alle einen glücklichen Eindruck. Hand in Hand stehen sie da und blicken*

*einander in die Augen. Ein paar von ihnen küssen sich. Ich sehe ihnen an, dass sie sich gerade versprechen, das vor ihnen liegende Leben gemeinsam zu meistern. Jene große und geheimnisvolle Reise. Nur einer fehlt.*

# MEIN ERSTES STERBEN

# 1

»Gefahr zieht mich magisch an«, sagte er. »Schon seit jeher. Was darf ich euch beiden bringen?«

Ich überlegte einen Moment. Es war bereits eine Stunde her, seit Meg und ich das Büro verlassen hatten, aber ich fühlte mich immer noch ganz aufgedreht. Überdreht. Ich musste an einen früheren Freund denken, einen Schauspieler. Er hatte mir erzählt, dass er nach der Vorstellung immer Stunden brauchte, bis er wieder zur Ruhe kam, was ein kleines Problem darstellte, wenn der Vorhang um halb elf fiel und man den Ehrgeiz hatte, so zu leben wie der Rest der Welt. Am Ende musste er feststellen, dass er hauptsächlich so lebte wie andere Schauspieler, denn das waren die einzigen Leute, die erst um elf zum Abendessen aufbrachen und jeden Tag bis Mittag schliefen.

Eine Collegenfreundin ist Langstreckenläuferin. Ihre Leistungen sind so beeindruckend, dass sie fast einmal an olympischen Spielen teilgenommen hätte. Sie rennt unglaublich schnell und weit, um ihren Körper überhaupt in Schwung zu bringen. Anschließend läuft sie eine richtig lange Strecke und quält sich extreme Steigungen hinauf. Danach hat sie Schwierigkeiten, ihren Körper auf einen normalen Level zurückzufahren, weswegen sie einfach weiterläuft. Hinterher kühlt sie ihre Muskeln und Gelenke mit Eis. Das könnte mir auch nicht schaden. Manchmal würde ich am liebsten meinen ganzen Kopf in eine klirrend kalte Tonne voll Eis stecken.

»Das ist doch keine so schwierige Entscheidung«, sagte er. »Meg hat schon einen Weißwein in Auftrag gegeben.«

»Was?«, fragte ich.

Für einen Moment hatte ich vergessen, wo ich mich befand. Ich musste mich erst umsehen, um es mir wieder ins Gedächtnis

zu rufen. Es war wundervoll. Obwohl wir schon Herbst hatten, war es ein heißer Abend, und die Gäste der Bar in Soho standen bis hinaus zur Straße. Man hatte das Gefühl, als würde der Sommer nie enden, der Winter niemals kommen, nie wieder Regen fallen. Draußen auf dem Land brauchten die Felder dringend Wasser, Flüsse waren ausgetrocknet, und die Ernte verdorrte allmählich, aber mitten in London kam man sich vor wie am Mittelmeer.

»Was möchten Sie trinken?«

Ich bat um einen Weißwein und ein Glas Wasser. Dann legte ich einen Arm um Megs Schultern und murmelte ihr ins Ohr:

»Hast du mit Deborah gesprochen?«

Ihr Blick wirkte leicht gequält. Demnach also nicht.

»Noch nicht«, sagte sie.

»Wir müssen drüber reden. Morgen, ja?«

»Mit oder ohne Kohlensäure?«, fragte der Mann.

»Leitungswasser«, antwortete ich. »Gleich in der Früh, Meg, vor allem anderen.«

»In Ordnung«, sagte sie. »Dann also um neun.«

Ich sah sie an, während ihr Blick dem Mann folgte, der zur Bar schlenderte. Er hatte ein nettes, offenes Gesicht. Wie hieß er gleich noch mal? Ach ja, Todd. Wir waren alle zusammen nach einem harten Tag aus dem Büro herübergekommen. Inzwischen hatte sich die Gruppe jedoch aufgelöst und in der Menge verteilt. Überall entdeckte ich vertraute Gesichter. Todd, einer unserer Kunden, hatte vorbeigeschaut, um sich über unser Angebot zu informieren, und war anschließend mit in die Kneipe gegangen. Nun versuchte er gerade, an der belagerten Bar unsere Getränke zu bestellen. Dabei gab's Probleme, weil eine der Barfrauen gerade von einem unhöflichen Gast angeschrien wurde. Sie war Ausländerin – Indonesierin oder so was Ähnliches –, und der ungehobelte Gast brüllte, sie habe ihm den

falschen Drink gegeben. Sie hatte ihn offensichtlich nicht verstanden. »Sehen Sie mich an, wenn ich mit Ihnen rede!«, rief er.

Todd kam mit unseren Getränken zurück. »Sie wollten mir kein Leitungswasser geben«, erklärte er. »Es ist aus der Flasche.«

Ich nahm einen Schluck.

»So so, Sie begeben sich also gern in Gefahr«, sagte ich.

»Das hört sich an, als fänden Sie es albern, aber ja, irgendwie schon.«

Todd begann uns voller Stolz von einer Urlaubsreise in das südliche Afrika zu erzählen, wo er mit ein paar Freunden eine Reihe gefährlicher Sportarten ausprobiert hatte: in Sambia Wildwasser-Rafting, in Botswana eine Kanufahrt vorbei an Flusspferden, dann Bungeejumping aus einer Seilbahn, die den Tafelberg hinauffuhr, und zum Schluss Sporttauchen zwischen großen weißen Haien.

»Klingt beeindruckend«, meinte Meg. »Ich glaube nicht, dass ich mich das trauen würde.«

»Es war sehr aufregend«, sagte er. »Aber auch beängstigend. Ich glaube, so richtig gefallen hat es mir erst im Nachhinein.«

»Ist jemand gefressen worden?«, fragte ich.

»Man wird in Käfigen hinuntergelassen«, erklärte er, »und wir haben keine zu Gesicht bekommen.«

»In Käfigen?« Ich verzog das Gesicht. »Ich dachte, Sie mögen die *Gefahr*.«

Er wirkte leicht irritiert. »Soll das ein Witz sein?«, antwortete er. »Ich möchte Sie mal sehen, wenn Sie, nur mit einem Gummiband gesichert, Hunderte von Metern aus einer Seilbahn springen.«

Ich lachte, wenn auch hoffentlich nicht allzu spöttisch. »Kennen Sie unseren Prospekt nicht?«, fragte ich. »Wir haben selbst

schon solche Bungeejumping-Events veranstaltet. Haben eine Risikobeurteilung gemacht und die nötigen Versicherungen organisiert. Glauben Sie mir, es ist weniger gefährlich, als die Straße zu überqueren.«

»Trotzdem bekommt man dabei einen ganz schönen Adrenalinstoß«, meinte Todd.

»Adrenalin kann man auch im Supermarkt kaufen«, gab ich zurück. Würde er jetzt beleidigt reagieren oder lächeln?

Er zuckte selbstironisch mit den Schultern und lächelte.

»Was verstehen denn Sie dann unter Gefahr?«

Ich überlegte einen Moment. »Echte Herausforderungen. An Orten, wo es wirklich um etwas geht. Nach Minen zu suchen und sie zu entschärfen. Im Bergbau zu arbeiten – aber nicht hier in Großbritannien. Ich meine, in Russland oder der Dritten Welt.«

»Was macht Ihnen am meisten Angst?«

»Viele Dinge. Fahrstühle, Stiere, große Höhen, schlimme Träume. Fast alles, was mit meinem Beruf zu tun hat. Zu versagen. Vor Publikum zu sprechen.«

Todd lachte. »Das glaube ich nicht«, sagte er. »Ihre Präsentation heute war gut.«

»Ich bin vorher immer schrecklich aufgeregt.«

»Dann sind wir ja doch einer Meinung. Sie mögen Herausforderungen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ihr Bungeespringen und Kanufahren vorbei an Flusspferden, das war doch alles aus dem Katalog. Sie wussten, wie es ausgehen würde.« Hinter mir wurde es laut, und ich drehte mich um. Der unhöfliche Mann schimpfte wieder mit der Barfrau, diesmal noch heftiger als zuvor. Sie versuchte ihm etwas zu erklären und war den Tränen nahe.

»Und Sie?«, wandte sich Todd an Meg. Sie lächelte ihn schüchtern an und war im Begriff zu antworten, aber ich kam ihr

zuvor.

»Sie sagen also, Sie mögen die Gefahr?«, fragte ich.

»Ja.«

»Adrenalin?«

»Ich denke schon.«

»Wollen Sie es mir beweisen?«

»Holly!«, mischte Meg sich nervös ein.

Todds Blick wanderte rasch von einer Seite zur anderen. Ich entdeckte darin eine Spur von Faszination, aber auch Nervosität. Was würde jetzt kommen?

»Wie meinen Sie das?«

»Sehen Sie den Mann drüben an der Bar, der gerade mit dem Mädchen schimpft?«

»Ja.«

»Finden Sie ihn rüpelhaft?«

»Ich glaube schon. Ja.«

»Dann gehen Sie doch rüber, und sagen Sie ihm, dass er aufhören und sich für sein Verhalten entschuldigen soll.«

Todd wollte etwas antworten, begann aber stattdessen zu husten. »Seien Sie nicht albern!«, stieß er schließlich hervor.

»Befürchten Sie, dass er Ihnen eine verpasst?«, fragte ich. »Ich dachte, Sie mögen die Gefahr.«

Todds Miene wurde hart. Das war nicht mehr lustig. Er hatte soeben aufgehört, mich nett zu finden. »Das ist doch bloß was für Angeber«, sagte er.

»Sie haben Angst davor.«

»Natürlich habe ich Angst.«

»Wenn Sie Angst davor haben, dann können Sie dieses Gefühl nur loswerden, indem Sie es tun. Das ist wie Sporttauchen zwischen Haien. Aber ohne den Käfig.«

»Nein.«

Ich stellte meine beiden Gläser auf einem Tisch ab. »Na gut«, sagte ich. »Dann mache *ich* es eben.«

»Nein, Holly, nicht ...«, widersprachen Meg und Todd gleichzeitig.

Das war genau die Ermutigung, die ich noch gebraucht hatte. Ich ging zu dem Mann an der Bar. Er trug einen Anzug. Alle Männer im Raum trugen Anzüge. Er war etwa Mitte dreißig, und sein Haar begann sich bereits zu lichten. Sein Gesicht sah rot aus. Erst jetzt erkannte ich, wie groß er war. Sein Jackett spannte über seinen breiten Schultern. Außerdem befand er sich in Begleitung zweier anderer Männer. Gerade sagte er wieder etwas mehr oder weniger Unverständliches zu der Frau.

»Was läuft hier ab?«, fragte ich.

Überrascht drehte er sich um. »Wer, zum Teufel, sind Sie?«

Seine Stimme klang wütend.

»Sie sollten sich bei dieser Frau entschuldigen«, erklärte ich.

»Was?«

»So redet man nicht mit einem anderen Menschen. Sie sollten sich entschuldigen.«

»Verpissen Sie sich.«

Er sagte das mit besonderer Betonung auf dem P, sodass zwischen den ersten beiden Silben eine kleine Pause entstand. Bildete er sich ein, dass ich wieder gehen würde? Dass ich in Tränen ausbrechen würde? Ich griff nach seinem Glas auf dem Tresen. Es war ein Whiskyglas. Ich schwang es in seine Richtung und hielt erst ganz knapp vor seinem Kinn inne. Ich hätte jetzt gerne gesagt, dass der ganze Raum verstummte wie in einem alten Western, aber nur in unserer unmittelbaren Nähe erregte das Ganze ein wenig Aufmerksamkeit. Der Mann starrte auf das Glas hinunter, als versuchte er den Knoten seiner etwas gelockerten Krawatte in Augenschein zu nehmen. Man sah ihm

an, dass er rasch überlegte: Ist diese Frau verrückt? Wird sie mir wirklich ein Glas ins Gesicht knallen? Wegen dieser Lappalie? Und mir selbst hätte eigentlich etwas ganz Ähnliches durch den Kopf gehen müssen: Wenn er fähig war, eine x-beliebige Barfrau zu beleidigen und anzuschreien, weil sie ihm das falsche Getränk serviert hatte, was würde er dann mit mir machen, nachdem ich ihn physisch bedroht hatte? Außerdem hätte mir der Gedanke kommen können, der Todd wahrscheinlich nervös gemacht hatte: dass dieser Mann womöglich gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war. Dass er vielleicht einen Hang zur Gewalttätigkeit hatte. Unter Umständen machte es ihm besonderen Spaß, auf Frauen loszugehen. Aber das alles kam mir gar nicht in den Sinn. Ich starrte ihn einfach nur an. Spürte das Blut in meinem Hals pulsieren. Empfund das schwindelerregende Gefühl, nicht zu wissen, was in den nächsten fünf Minuten geschehen würde.

Plötzlich entspannte sich das Gesicht des Mannes, und er lächelte. »Meinetwegen«, sagte er. Vorsichtig nahm er mir das Glas aus der Hand, als könnte es explodieren. Er leerte es in einem Zug. »Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Ich darf Sie auf einen Drink einladen.«

Mein erster Impuls war, Nein zu sagen, aber als ich mich nach Todd und Meg umsah, stellte ich fest, dass sie verschwunden waren. Hatten sie Angst vor dem gehabt, was vielleicht passieren würde? Oder waren sie erst gegangen, nachdem sie gesehen hatten, was tatsächlich passierte? Ich zuckte mit den Achseln. »Nur zu«, sagte ich.

Er machte jetzt richtig auf Gentleman. Nachdem er die nervöse Barfrau herbeigewinkt hatte, nickte er in meine Richtung.

»Diese Frau – wie heißen Sie?«

»Holly Krauss«, antwortete ich.

»Miss Holly Krauss hat mich darauf hingewiesen, dass ich

grob zu Ihnen war und mich entschuldigen sollte. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu dem Schluss gekommen, dass sie Recht hat. Ich bitte also vielmals um Entschuldigung.« Der Blick der Frau wanderte erst zu mir und dann wieder zu ihm.

Ich glaube nicht, dass sie wirklich begriff, was vor sich ging. Der Mann, der Jim hieß, bestellte mir einen doppelten Gin Tonic und einen weiteren für sich selbst.

»Cheers«, sagte er. »Ach, und übrigens ist sie wirklich eine beschissene Barfrau.«

Ich kippte meinen Drink hinunter, woraufhin er mir noch einen bestellte. Von da an lief der Abend in immer schnellerem Tempo ab. Es war, als wäre ich den ganzen Tag lang auf dem Rücken eines großen Vogels zu einem Berggipfel hinaufgeflogen und genau in dem Moment, als ich Jim das Glas unters Kinn hielt, am höchsten Punkt angekommen, wo sich der Vogel für einen Moment ausruhte und dann im Sturzflug talwärts sauste. In der Kneipe kam ich mir allmählich vor wie auf einer Party, wo ich ziemlich viele Leute kannte oder kennen lernen wollte oder sie mich kennen lernen wollten. Ich plauderte mit Jim und seinen Freunden, die die Geschichte mit dem Glas sehr lustig fanden.

Später unterhielt ich mich mit einem Mann, der in dem Büro uns gegenüber arbeitete. Als er dann mit ein paar Freunden aufbrach, um in einem privaten Klub zu Abend zu essen, fragte er mich, ob ich Lust hätte mitzukommen, und ich sagte Ja. Ab da geschahen die Dinge in schneller Abfolge, wie eine Serie von Schnappschüssen, als würden einzelne Momente von einem blitzenden Stroboskop beleuchtet. Der Klub befand sich in einem Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo alles aus abgewetzter Holzvertäfelung und nackten Dielen bestand. Es war ein Abend, an dem alles ganz einfach schien, alles machbar und möglich. Einer der Männer am Tisch, an dem wir aßen, war der Direktor des Klubs, was zur Folge hatte, dass er ständig mit dem Ober scherzte und uns besondere Köstlichkeiten servieren

ließ. Ich führte ein langes, intensives Gespräch mit einer Frau, die für eine ganz tolle Firma arbeitete, eine Film- oder Fotogesellschaft oder Zeitschrift, auch wenn ich mich später an kein einziges Wort unserer Unterhaltung erinnern konnte. Das Einzige, was mir im Gedächtnis haften blieb, war die Tatsache, dass sie mich, als sie aufstand und ging, mitten auf den Mund küsste, sodass ich ihren Lippenstift schmecken konnte.

Jemand schlug vor, tanzen zu gehen. Ganz in der Nähe habe etwas Neues aufgemacht, wo es jetzt wahrscheinlich gerade losgehe. Ich warf einen Blick auf meine Uhr und stellte fest, dass es bereits nach Mitternacht und ich schon seit halb sechs Uhr morgens auf den Beinen war. Aber das spielte keine Rolle.

Wir, eine Gruppe von etwa zehn Leuten, die bis vor etwa einer Stunde noch Fremde gewesen waren, marschierten gemeinsam dorthin. Ein Mann legte unterwegs den Arm um mich und begann auf Spanisch oder Portugiesisch zu singen. Er hatte eine sehr schöne, sonore Stimme. Als ich hochblickte, sah ich, dass am Himmel die Sterne funkelten. Sie leuchteten so hell und nah, dass ich fast das Gefühl hatte, sie berühren zu können, wenn ich den Arm ausstreckte. Ich begann ebenfalls zu singen. Was, weiß ich nicht mehr, aber alle stimmten ein. Lachend hielten wir einander fest. Unsere Zigaretten glühten in der Dunkelheit.

Am Ende landeten wir wieder ganz in der Nähe des Büros. Ich weiß noch, dass mir durch den Kopf ging, wie sich der Kreis doch manchmal schloss und ich jetzt weniger müde war als zu Beginn des Abends. Ich tanzte mit dem Mann, der auf Spanisch gesungen hatte, dann mit einem anderen, der mir sagte, er heiße Jay, und plötzlich befand ich mich auf der Damentoilette, wo mir jemand eine Linie Koks spendierte. Der Klub war klein und gerammelt voll. Ein Schwarzer mit sanften Augen streichelte mein Haar und flüsterte, ich sei wundervoll. Eine Frau – ich glaube, sie hieß Julia – tauchte neben mir auf und erklärte, sie fahre jetzt nach Hause, und vielleicht sollte ich das auch tun, bevor etwas passiere. Sie schlug vor, mit mir zusammen ein

Taxi zu nehmen, aber ich lehnte ab. Ich wollte ja, dass etwas passierte. Dass alles Mögliche passierte. Ich wollte nicht, dass der Abend schon endete. Ich wollte das Licht noch nicht ausschalten. Also tanzte ich weiter und fühlte mich dabei so leicht, als würde ich fliegen. Ich tanzte, bis mir der Schweiß übers Gesicht lief und in meinen Augen brannte, mein Haar feucht war und mir die Bluse am Körper klebte.

Dann gingen wir. Jay war dabei, glaube ich, und vielleicht auch der Sänger, und eine Frau mit wundervollem schwarzem Haar, die nach Patschuli roch, und andere Leute, die ich nur als Silhouetten vor dem Nachthimmel in Erinnerung habe. Es war so schön kühl draußen. Ich sog die Luft in meine Lungen und spürte, wie der Schweiß auf meiner Haut trocknete. Wir setzten uns an den Fluss, der schwarz und tief aussah. Man konnte die Wellen leise ans Ufer klatschen hören. Am liebsten wäre ich ins Wasser gesprungen und hätte mich von seiner Strömung bis zum Meer spülen lassen, an einen Ort, wohin mir niemand folgen konnte. Ich warf eine Hand voll Münzen, von denen aber nur ein paar ins Wasser fielen, und forderte die anderen auf, sich etwas zu wünschen.

»Und was wünschst du dir, Holly?«

»Dass es immer so ist wie heute«, antwortete ich.

Ich schob mir eine Zigarette zwischen die Lippen, und einer der Männer beugte sich zu mir herüber, um mir Feuer zu geben, wobei er die freie Hand schützend um das Feuerzeug legte. Ein anderer nahm mir die Zigarette wieder aus dem Mund und küsste mich. Ich zog ihn zu mir heran und erwiderte seinen Kuss, die Hände in seinem Haar. Dann küsste mich plötzlich noch einer, ich spürte seine Lippen an meinem Hals. Ich legte den Kopf zurück und ließ ihn gewähren. Alle liebten mich, und ich liebte alle. Sie hatten alle zärtliche, glänzende Augen. Ich verkündete, dass die Welt ein magischerer Ort sei, als wir meinten. Dann stand ich auf und lief über die Brücke.

Bei jedem Schritt hatte ich das Gefühl, vielleicht nie wieder auf dem Boden aufzukommen, hörte aber gleichzeitig das Geräusch meiner Schritte wie ein Echo um mich herum, und dann das Geräusch anderer Schritte, die mir folgten, mich aber nicht einholen konnten. Stimmen riefen meinen Namen. Sie klangen wie Eulenrufe. »Holly, Holly!« Ich lachte in mich hinein. Ein Wagen brauste vorüber, hielt mich einen Moment im Licht seiner Scheinwerfer fest.

In der Nähe einer Arkade mit Geschäften blieb ich schließlich stehen, um Luft zu holen, und dort fanden sie mich. Zwei von ihnen, glaube ich. Vielleicht waren es auch drei. Einer packte mich an den Schultern, drückte mich gegen eine Wand und sagte, endlich habe er mich, und nun werde er mich nicht mehr loslassen. Er sagte, ich sei wild, aber er könne auch wild sein. Er griff nach einem Stein. Sein Arm schwang nach hinten, und gleich darauf sah ich den Stein durch die Luft segeln. Es krachte laut, in der Bleiglasscheibe vor uns breitete sich ein gezackter Stern aus, und in einem Regal stürzte eine Pyramide aus Blechdosen in sich zusammen. Eine Sekunde lang war es, als würden wir gleich durch den Stern in eine andere Welt treten, wo ich ein völlig neuer Mensch sein konnte. Neu und frisch und heil.

Dann ging der Alarm los, ein hohes Kreischen, das aus jeder Richtung zu kommen schien, und der Mann packte mich am Handgelenk. »Los!«

Gemeinsam begannen wir zu rennen. Ich glaube, wir waren zu dem Zeitpunkt noch zu dritt, vielleicht aber auch nur noch zu zweit. Unsere Füße schienen sich synchron zu bewegen. Ich weiß nicht, warum wir zu laufen aufhörten, aber ich weiß, dass wir irgendwann in einem Taxi saßen und durch leere Straßen fuhren, vorbei an Läden mit Metalljalousien und dunklen Häusern. Ein Fuchs verharrte mitten in der Bewegung, als er das Taxi kommen sah. Still stand er einen Moment unter den Straßenlampen, ehe er in einen Garten glitt und in der Dunkel-

heit verschwand.

Danach geschahen ein paar Dinge, an die ich mich gleichzeitig erinnern und nicht erinnern kann, als wäre das alles einer anderen passiert, in einem Film oder Traum, von dem man weiß, dass man ihn hat, aus dem man aber nicht erwachen kann. Oder als wäre es mir passiert, während ich eine andere war: ich und doch nicht ich selbst. Ich war eine Frau, die lachend vor dem Mann die Treppe hinaufging und oben in einen Raum trat, der von einem schwachen Licht erhellt wurde. Auf einem alten Sofa türmte sich ein Berg Kissen, und von der Decke hing ein Käfig mit einem türkisfarbenen Wellensittich. Zwitscherte da wirklich ein Vogel vor sich hin und blickte mit seinen wissenden Augen auf die Frau hinunter, oder war das eine seltsame Halluzination? Jedenfalls schaute diese Frau aus dem Fenster auf Dächer und nächtliche Gärten, die sie noch nie zuvor gesehen hatte.

»Wo, zum Teufel, bin ich?«, fragte sie, während sie ihre Jacke zu Boden gleiten ließ. Dabei wollte sie die Antwort gar nicht wirklich hören. »Wer, zum Teufel, bist du?«, fragte sie als Nächstes, aber auch das wollte sie gar nicht wissen. Es spielte überhaupt keine Rolle. Außerdem lachte er sowieso nur. Nachdem er die Vorhänge zugezogen hatte, zündete er sich eine Zigarette an und reichte sie an sie weiter, oder vielleicht war es auch ein Joint. Während sie sich zurück in die Kissen sinken ließ, ihre Schuhe in eine Ecke schleuderte und die Beine unter den Körper zog, stieg ein wildes Verlangen in ihr auf.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie, aber natürlich wusste sie, was sie jetzt machen würden. Sie begann ihre Bluse aufzuknöpfen, und er beobachtete sie dabei. Auch der Wellensittich sah ihr zu. Aus seinem Schnabel drangen freche, hohe Trillerlaute. Sie trank etwas Klares, Feuriges und spürte die Hitze des Alkohols durch ihren Körper schießen, bis sie in ihrem Innersten geschmolzen war. Sie hörte Musik, aber es fühlte sich an, als käme sie aus ihrem Kopf. Sie konnte nicht unterscheiden zwischen dem Rhythmus ihrer Gefühle und den Tönen des Songs. Alles

hatte sich mit allem anderen verbunden.

Eine Weile war sie mit der Musik allein im Raum, aber dann war sie es plötzlich nicht mehr. *Ich* war nicht mehr allein. Während ich mich zurücklehnte und mir von ihm den Rock ausziehen ließ, fühlte ich mich sanft und weich wie der Fluss, an dem wir gegessen hatten. Erst lagen wir auf dem Sofa, dann auf dem Boden. Finger machten sich an Knöpfen zu schaffen. Wenn ich die Augen schloss, blitzten hinter meinen Lidern Lichter auf, und es war, als befände sich dort eine ganz eigene, seltsame Welt, über die ich keine Kontrolle hatte und die gleich in meinem Gehirn explodieren würde. Deswegen hielt ich die Augen offen und versuchte mich auf die reale Welt zu konzentrieren, aber ich weiß nicht mehr, was ich sah. Risse in der Decke, das Bein eines Stuhls, eine Wand, die nur wenige Zentimeter von mir entfernt war, ein Gesicht, das sich auf das meine senkte, die Kontur eines Mundes. Ich schmeckte Blut und fuhr mir mit der Zunge über die Lippen. Mein Blut: gut. Der raue Teppich schürfte meine Haut auf: gut. Harte Finger bewegten sich über meine Arme, meinen Körper, gruben sich in mich. Mich und doch nicht mich. Mich und diese andere Frau, die gerade ihre Bluse auszog. Abgerissene Knöpfe landeten auf dem Boden, während sich die Frau auf ein Bett fallen ließ, das Haar auf dem Kissen ausgebreitet. Hände streckten sich ihr entgegen und zogen ihr den BH aus. Ein Gewicht legte sich auf sie. Als sie schließlich doch die Augen schloss, fand sie sich in einer hell erleuchteten Welt wieder, einer Welt voller explodierender Farben und rauschender Dunkelheit.

»Das ist so seltsam«, sagte sie. Sagte ich. »Hör nicht auf.«

## 2

Irgendetwas krabbelte mir über die Wange. Eine Fliege, unterwegs zu meinem Mundwinkel. Ohne die Augen aufzuschlagen, fegte ich sie mit der Hand weg. Träge brummte sie davon. Auch ohne sie zu sehen, wusste ich, dass es sich um eine jener fetten Spätsommerfliegen handelte, die voll gesogen waren mit Blut und Verfall. Hätte ich sie erschlagen, wäre ein rötlich-brauner Fleck zurückgeblieben.

Obwohl ich weiter reglos dalag, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Als ich es schließlich schaffte, ein Auge einen Spalt weit zu öffnen, bahnte sich sofort ein stechender Schmerz den Weg in mein Gehirn. Vorsichtig fuhr ich mir mit meiner ausgetrockneten Zunge über die Lippen. Sie fühlten sich geschwollen und rissig an. Außerdem hatte ich einen schrecklichen Geschmack im Mund: nach Schmutz und Fett und kaltem Rauch.

Die leuchtenden Farben waren inzwischen verschwunden. Ich starrte durch einen düsteren Raum auf eine Tür, an der ein schmutzig grauer Bademantel hing. Ich wandte den Blick nach links, wo durch die dünnen Vorhänge das schwache Dämmerlicht des frühen Morgens hereindrang. Ich hielt die Luft an und blieb reglos liegen. Hinter mir hörte ich ein gleichmäßiges Atemgeräusch. Ich schloss die Augen wieder und wartete, bis sich meine Träume vollends aufgelöst hatten und ich mich schließlich mit diesem Tag und dieser Person, die ich war, auseinander setzen musste. Ich berührte mein Gesicht, das sich taub und gummiartig anfühlte, fast wie eine Maske. Lautlos zählte ich bis fünfzig, dann öffnete ich beide Augen und wandte vorsichtig den Kopf. Ich spürte, wie sich hinter meiner Stirn ein dumpfer Schmerz ausbreitete und in meine Schläfen flutete.

Erst nach einer Weile begann ich meine Umgebung richtig

wahrzunehmen. Ich lag auf der linken Seite eines Doppelbetts unter einer verdrehten hellen Bettdecke, deren Bezug in der Mitte einen großen, L-förmigen Riss aufwies. Im Raum gab es nur ein einziges, ziemlich hoch liegendes Fenster. Darunter stand ein Heimtrainer, über den eine Jeans und ein BH drapiert waren. Neben der Tür lag eine Sporttasche aus Nylon, darauf ein Squashschläger. Ein Schrank stand halb offen, ein paar auf Bügeln hängende Hemden waren zu sehen. In der Ecke türmte sich ein Zeitschriftenstapel, an dem eine Weinflasche lehnte. Unter dem Bett ragte die Spitze eines Sportschuhs heraus, flankiert von einem zusammengeknüllten Papiertaschentuch. Nur wenige Zentimeter von meinem Gesicht entfernt stand ein überquellender Aschenbecher, ein Teil der Asche war auf gestreiften Boxershorts gelandet. Ein Digitalwecker mit scheußlich grünen Leuchtziffern zeigte 4:46. Während ich mich langsam in eine sitzende Position manövrierte, entdeckte ich auf dem Laken ein paar Blutflecken, die aussahen, als wären sie mit zarten Pinselstrichen aufgemalt worden. Den Blick starr geradeaus gerichtet, schwang ich vorsichtig die Beine aus dem Bett. Als ich aufstand, schien der Boden unter mir zu schwanken. Ich befahl mir, mich nicht umzudrehen, aber es war, als würde mein Kopf an einem unsichtbaren Draht hängen, sodass ich einfach nicht anders konnte, als einen kurzen Blick auf die Gestalt im Bett zu werfen. Ich sah haarige Beine, die unter der Bettdecke herausragten, einen dunklen Haarschopf, einen Arm über den Augen, einen leicht offen stehenden Mund. Das war alles. Rasch wandte ich mich wieder ab. Ich wusste nicht, wer er war, wollte es auch gar nicht wissen. Durfte es nicht wissen. Da ich dringend pinkeln musste, schlich ich zur Tür und zog sie vorsichtig auf. Trotzdem gab sie ein leises Ächzen von sich, das mich erschrocken zusammenzucken ließ. Über sandige Holzdielen huschte ich auf eine weitere Tür zu, die direkt gegenüberlag, doch als ich sie aufschob, musste ich feststellen, dass sie nicht wie erwartet ins Badezimmer führte. In dem Raum gab es einen

Teppich, ein Bett und eine Gestalt, die sich umdrehte, den Kopf hob und schlaftrunken irgendetwas murmelte. Erschrocken zog ich die Tür wieder zu.

Mir war plötzlich kalt und übel.

Als ich die winzige Toilette endlich gefunden hatte, ließ ich mich zitternd auf der Klobrille nieder. Mein klammer, klebriger Körper fühlte sich an, als würde er mir gar nicht gehören, und es kostete mich gewaltige Anstrengung, wieder aufzustehen und mich ins Wohnzimmer zu schleppen. Dort schlug mir ein penetranter Geruch entgegen: Es stank nach Schweiß wie im Umkleideraum einer Turnhalle und gleichzeitig nach Rauch und Bier wie spätabends in einem Pub. Überall lagen Klamotten herum – seine und meine. Der Tisch war umgekippt, daneben lag eine zerbrochene Tasse. Zwischen verstreuten Kippen stand ein weiterer Aschenbecher. Meine Füße stießen gegen eingedrückte Bierdosen, unter denen ich eine umgefallene Schnapsflasche entdeckte. Ein grellbuntes Bild hing völlig schief an der Wand, und daneben prangte ein rötlicher, verschmierter Fleck. Auf dem Boden bemerkte ich außerdem einen seltsamen Kreis, der aus so etwas wie braunem Reis zu bestehen schien. Plötzlich fiel mir der Wellensittich wieder ein. Ich blickte hoch und sah seinen Käfig über den heruntergefallenen Samenkörnern hängen. Der Vogel schlief.

Leise zog ich meinen Rock hinter dem Sofa hervor. Meine Bluse fand ich völlig verknittert in einer Ecke des Raums. Sie hatte nur noch einen einzigen Knopf und war unter dem Arm aufgerissen. Einer meiner Schuhe lag unter dem Tisch. Als ich ihn aufhob, stellte ich fest, dass der Absatz wackelte. Nach ein paar Minuten hektischen Suchens entdeckte ich den zweiten draußen auf dem Gang vor dem Badezimmer. Mit angehaltenem Atem schlich ich zurück ins Schlafzimmer und zog meinen BH vom Trimmrad. Er roch stark nach Alkohol – wahrscheinlich Schnaps. Plötzlich spürte ich unter der Fußsohle etwas Klebriges und schaute nach unten. Ich stand auf einem benutzten Kondom.

Vorsichtig zog ich es von meiner Haut und ließ es zurück auf den Boden fallen.

Ich konnte meinen Slip nicht finden. Entnervt ging ich in die Knie und spähte unters Bett, aber da war er auch nicht. Ich kehrte ein weiteres Mal auf den Gang zurück, wo meine Suche ebenfalls erfolglos blieb. Mir würde wohl nichts anderes übrig bleiben, als ohne zu gehen. Auf jeden Fall musste ich hier raus, bevor der Mann oder die Person im anderen Raum – oder gar der Vogel – aufwachte und mich entdeckte. Rasch schlüpfte ich in Rock und BH, streifte die dünne, zerrissene Bluse über, die ich mangels Knöpfen vorne zu einem Knoten zusammenband, und zwängte meine wunden Füße in die wackeligen Schuhe. Oben drüber kam die Jacke, aber leider handelte es sich um so ein dämliches Kleidungsstück, das nur einen einzigen dekorativen Knopf besaß und deswegen die Bescherung darunter kaum verhüllte. Ich sehnte mich danach, in einem warmen Flanellpyjama unter einer sauberen Bettdecke zu liegen, frisch geduscht, den Pfefferminzgeschmack von Zahnpasta im Mund ... meine Tasche, wo war meine Tasche? Ich fand sie gleich neben der Eingangstür. Nachdem ich ihren halb herausgefallenen Inhalt wieder hineingestopft hatte, verließ ich rasch die Wohnung, zog die Tür leise hinter mir zu und eilte die Treppe hinunter. Erst als ich draußen auf der Straße stand, wurde mir bewusst, wie müde und erschöpft ich war. Einen Moment lang musste ich mich vornüberbeugen, um wieder zu Atem zu kommen.

Wo war ich? Ich ging bis zu dem Schild am Ende der Straße. Northingley Avenue, SE7. Wo war das? In welche Richtung musste ich mich wenden, um möglichst schnell von hier wegzukommen? Laut meiner Uhr – die sich wie durch ein Wunder noch an meinem Handgelenk befand – war es inzwischen zehn nach fünf. Ich ließ den Blick die Straße entlangschweifen, als bestünde die Hoffnung, dass plötzlich ein Taxi auftauchen würde. Dann holte ich tief Luft und marschierte aufs Geratewohl los. Ich hatte das Gefühl, überhaupt nicht

voranzukommen. Alles schien noch genauso weit entfernt zu sein wie vorher. Es war kalt und noch nicht ganz hell. Ich kroch wie eine Schnecke an den unbeleuchteten Häusern vorbei.

Schließlich erreichte ich eine Straße, in der es ein paar Geschäfte gab, und eines davon, ein Zeitungsladen, öffnete gerade. Ich tauchte unter dem halb hochgezogenen Gitter hindurch und trat auf die Ladentheke zu, hinter der ein Mann damit beschäftigt war, Zeitungen zu stapeln. Als er von seiner Arbeit hochblickte, riss er erschrocken die Augen auf.

»Was ...?«, stotterte er. »Sind Sie überfallen ...?«

»Können Sie mir bitte sagen, wie ich zur nächsten U-Bahn-Station komme?«, fiel ich ihm ins Wort.

Aus seinem Blick sprach plötzlich so etwas wie Ekel. Ich versuchte meine Jacke weiter zuzuziehen und dabei möglichst lässig dreinzublicken.

»Sie brauchen nur in diese Richtung weiterzugehen. Etwa siebenhundert Meter.«

Ich erstand eine Flasche Wasser und ein Päckchen Taschentücher.

»Danke«, sagte ich, nachdem ich das Geld aus der Tasche gefischt hatte. Der Mann starrte mich bloß an. Ich versuchte zu lächeln, aber es gelang mir nicht. Es war, als wäre mein Mund zu verkrampft, um sich zu bewegen.

Am frühen Morgen fahren seltsame Leute mit der U-Bahn. Diejenigen, die nach einer langen Nacht nach Hause wanken, treffen mit jenen zusammen, die bereits – wenn auch noch etwas schlaftrunken – in den neuen Tag starten.

Während ich am Bahnhof auf den ersten Zug wartete, ließ sich neben mir ein Typ mit wundervollen langen Dreadlocks nieder und begann auf seiner Mundharmonika zu spielen. Ich wollte ihm ein bisschen Kleingeld geben, aber er erklärte mir, er sei

kein Bettler, sondern ein wandernder Musikant, und ich sei ganz offensichtlich eine Dame in Not. So überließ ich ihm meine Zigaretten, wofür er sich mit einem Handkuss bedankte. Meine Fingerknöchel waren aufgeschürft, meine Nägel dreckig.

Als ich schließlich im Zug saß, schüttete ich ein wenig Wasser auf ein paar Papiertaschentücher und tupfte damit in meinem Gesicht herum. Wimperntusche, Blut. Ich versuchte im Fenster einen Blick auf mein Spiegelbild zu erhaschen, sah aber nur einen blassen, verschwommenen Fleck. Ich kämmte mich noch rasch und stieg dann in die Northern Line um.

Um zehn vor sechs traf ich vor meiner dunkelgrünen Haustür ein. Ich fühlte mich, als wäre ich einen hohen Berg hinaufgestiegen und anschließend noch einen Marathon gelaufen, um an mein Ziel zu gelangen. Zitternd schloss ich auf, trat in die Diele und ließ meine Tasche neben der Metallstaffelei und den noch ungeöffneten Farbdosen fallen. Nachdem ich meine Schuhe in eine Ecke gekickt hatte, ging ich in die Küche und trank dort gierig zwei Gläser Wasser. Dann zog ich meine Bluse aus und stopfte sie so tief in den Abfalleimer, dass sie vollständig von Blechdosen und Kaffeesatz bedeckt war.

Die Treppe kam mir an diesem Tag so steil vor, dass ich sie auf allen vieren hinaufkriechen musste. Im Badezimmer angekommen, entledigte ich mich meiner restlichen Klamotten, die ich unter die anderen Sachen im Wäschekorb schob. Als ich schließlich einen Blick in den Spiegel warf, musste ich an mich halten, um nicht vor Schreck laut aufzuschreien: Mir starrte eine erschöpfte, schmutzige, blutverschmierte Frau mit geschwollenen Lippen, roten Augen und verfilztem Haar entgegen. Ich sah aus wie ein Stück Müll.

Ich drehte die Dusche so heiß auf, dass ich es gerade noch ertragen konnte, und wusch mir die Haare, bis meine Kopfhaut brannte. Dann seifte ich mich von oben bis unten ein und schrubbte meine Haut, als könnte ich eine ganze Schicht wegrubbeln und als völlig neuer, reiner Mensch aus dieser

Prozedur hervorgehen. Ich putzte mir die Zähne, bis mein Gaumen blutete, gurgelte hinterher noch mehrfach mit Mundwasser, massierte mir Creme ins Gesicht, rieb mich mit Körperlotion ein und verteilte Deo unter den Achseln.

Als ich schließlich ins Schlafzimmer ging, zeigte der Wecker sechs Uhr elf. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass er wie üblich auf sieben Uhr zehn gestellt war, glitt ich unter die Bettdecke und schlang die Arme um die Knie.

»Holly?«, murmelte Charlie. »Wie spät ist es?«

»Schhh. Schlaf weiter. Es ist alles in Ordnung.«

Während ich einschlief, ging mir durch den Kopf, dass ich vergessen hatte, meinen Ehering wieder anzustecken.

### 3

»Holly. Holly, ich hab dir Kaffee gebracht. Es ist zwanzig nach sieben.«

Einen Moment lang blieb ich mit einem Arm über den Augen liegen, weil mir vor dem grellen Morgenlicht graute. Meine Gliedmaßen fühlten sich an wie Blei, mein Mund war ausgetrocknet, in meinem Kopf pochte es, und mein Hals schmerzte. Ich konnte dem Tag nicht ins Gesicht blicken. Ich konnte Charlie nicht ins Gesicht blicken.

»Holly«, wiederholte er.

Schließlich schaffte ich es doch, den Arm wegzunehmen, die Augen zu öffnen und in sein nettes Gesicht zu sehen, seine braunen Augen, in denen ich keine Spur von Abscheu oder Überraschung entdecken konnte. »Guten Morgen, Charlie. Du bist heute aber schon früh auf.«

Auf eine lässige, gemütliche Art strahlte er Wärme und Verlässlichkeit aus. Er arbeitete zu Hause, deswegen brauchte er keinen Anzug anzuziehen und keine öffentliche Maske aufzusetzen, wie ich es jeden Tag tue, wenn ich morgens vor dem Spiegel stehe und mich schminke. Lächeln, Holly, immer schön lächeln. Charlie hingegen trug einfach seine alte graue Cordhose und ein langärmeliges senffarbenes Hemd, bei dem der Kragen schon ein wenig ausfranste.

Ich stützte mich auf einen Ellbogen und nahm einen Schluck von dem Kaffee. Er war stark, heiß und schwarz.

»Spät geworden gestern?«, fragte er.

»Irgendwie nahm es mal wieder kein Ende.«

»Ich hab dich gar nicht kommen gehört.«

»Du hast geschlafen wie ein Murmeltier. Mein Gott, ist es wirklich schon so spät? Anscheinend habe ich das Läuten des

Weckers nicht gehört. Ich komme gleich runter.«

Während ich noch einmal die Augen schloss, hörte ich ihn den Raum verlassen. Ich hatte gerade mal eine gute Stunde geschlafen, und nun blieben mir noch ungefähr drei Minuten, ehe ich wieder ein Mensch werden musste, um zu all den anderen zu passen, die ebenfalls so taten, als wären sie Menschen. Ich zog mir die Bettdecke über den Kopf und zwang mich, über die Ereignisse des Vorabends nachzudenken. Allerdings fühlte es sich nicht wirklich wie Nachdenken an, sondern eher wie die Schläge eines Boxers, der seine Fäuste gezielt in die weichen Stellen meines Körpers platzierte, wo sie keine Spuren hinterlassen würden. Das Atmen fiel mir schwer. Ich keuchte und hustete, als wäre ich gerade von einer großen Welle an den Strand gespült worden. Ich musste daran denken, wie die Frau – ich – letzte Nacht gelacht und geflirtet hatte. Leichtsinnig jeder Versuchung nachgebend. Nein, nicht nachgebend, eher schon *nachjagend*. Die Königin der Party. Nun schien sie nur noch eine abgewrackte Langweilerin zu sein. Ich stellte mir vor, wie ich in jenem Raum gelegen hatte, jenem anderen Bett, mit dem fremden Mann – wer auch immer er gewesen sein mochte.

Das ist das Problem mit Liebe und Sex: Die Leute schreiben Lieder und Gedichte oder machen Filme darüber, und wir alle schwärmen und träumen davon, wollen es genauso erleben oder wenigstens besser, als wir es gewöhnt sind. Wenn es dann aber so weit ist – wenn wir den Klub verlassen und unsere Klamotten ausgezogen haben –, läuft es am Ende doch nur auf einen pickeligen Rücken und ein fleckiges Laken hinaus, eine schreckliche Wohnung irgendwo in einem miesen Stadtteil von London, wo man noch nie gewesen ist, und ein glitschiges Kondom auf dem Teppich, bei dessen Anblick man am liebsten kotzen würde. Ich dachte daran, in die Küche hinunterzugehen, mich zu Charlie zu setzen und ihm zu sagen, was in der Nacht zuvor geschehen war, während er friedlich in unserem Bett geschlafen hatte. Wie dumm und widerlich das gewesen war. Wie überflüs-

sig. Ich stellte mir vor, wie sein Gesichtsausdruck sich verändern würde, während ich es ihm erzählte. Voller Scham verkroch ich mich noch tiefer unter meine Bettdecke und stöhnte laut. Was ich getan hatte, erfüllte mich selbst mit Ekel. Ach, könnte ich doch nur die Uhr zurückdrehen und gemeinsam mit Meg aus der Kneipe verschwinden ... Den Lärm, das Licht und das Lachen hinter mir lassen und zu meinem Mann heimfahren, um unter einer sauberen Bettdecke neben ihm einzuschlafen und an diesem Morgen mit reinem Gewissen aufzuwachen ... Ach, könnte ich doch nur, ach, könnte ich doch nur ...

Ein Teil von mir wusste nur allzu gut, dass sich dadurch mein Leben verändert hatte. Eine kleine Stimme in meinem Kopf flüsterte mir ständig zu: »Du hast Ehebruch begangen.«

Ich konnte mich an den Religionsunterricht in der Schule erinnern, an Bruchstücke aus der Bibel, in denen es darum ging, dass man Ehebruch auch im Herzen begehen konnte, indem man jemanden einfach nur lustvoll ansah. Ich aber hatte den Ehebruch weder in meinem Herzen noch in meinem Kopf begangen, sondern mit meinem Körper. Charlie durfte nichts davon erfahren. Es würde ihn zu sehr verletzen und außerdem wie ein großer, sich ausbreitender Fleck alles in unserem Leben beschmutzen.

Ich bin eine gute Lügnerin, schon immer gewesen. Seit jenem wundervoll stürmischen, viel versprechenden Herbsttag, an dem ich ihn aufs Standesamt schleifte, gefolgt von den zwei verblüfften, leicht verlegenen Trauzeugen, die wir uns einfach von der Straße schnappten, ist es mehrfach vorgekommen, dass ich ihm gegenüber nicht ganz ehrlich war, ihn irgendwie beschummelte oder hinterging, aber niemals so wie letzte Nacht. Das war das erste Mal.

Ich hörte unten Geschirr klappern und die Post durch den Briefschlitz auf den blanken Holzboden in der Diele fallen. Langsam zog ich die Bettdecke von meinem Gesicht und blinzelte ins Licht. Meine Beine schmerzten, meine Augen

brannten, und die Drüsen an meinem Hals waren geschwollen. Vielleicht bekam ich ja die Grippe, dachte ich voller Hoffnung. Dann hätte ich wenigstens einen Grund, mich noch ein wenig länger vor der Welt zu verstecken. Aber ich wusste, dass es keine Grippe war, sondern nur ein Kater und ein schlechtes Gewissen.

»Raus aus den Federn, Holly!«, befahl ich mir selbst, und wie ein Roboter, der jede Anweisung seines Meisters befolgt, setzte ich mich trotz des Schmerzes, der in meinem Kopf zu pochen begann, auf und schwang die Füße auf den Boden. Ich wartete, bis der Raum zu schwanken aufhörte, und schlurfte dann ins Bad, wo ich mir mit kaltem Wasser das Gesicht wusch. Benommen betrachtete ich mich im Spiegel: das dunkelblonde Haar, von dem Charlie immer sagte, es sehe aus wie eine Löwenmähne, die grauen Augen, die mir unter dichten Brauen offen entgegenblickten, den breiten Mund, der mich so strahlend anlächelte. Wie konnte es sein, dass mein Geist von einer dicken schwarzen Schmutzschicht überzogen war, während mein Gesicht so frisch und fröhlich wirkte?

»Mir kannst du nichts vormachen!«, zischte ich mein Spiegelbild an und verzog dabei das Gesicht zu einem hässlichen Grinsen. »Ich kenne dich, Holly Krauss. Mich kannst du nicht zum Narren halten!«

\*

»Fängst du heute um die übliche Zeit an?« Charlie öffnete einen Brief, warf einen Blick darauf und knüllte ihn dann zusammen.

»Mir bleibt nichts anderes übrig. Ich habe um neun einen Termin mit Meg. Und vorher muss ich noch jemandem auf die Finger schauen.«

Charlie drehte sich zu mir um. »Das klingt aber nicht gut.«

»Ich weiß«, antwortete ich. »Und dann werden wir schuften wie verrückt, alles für kommendes Wochenende vorbereiten. Das wird ein Alptraum. Von wem war denn der Brief?«

»Kommendes Wochenende? Davon weiß ich ja gar nichts. Worum geht's?«

»Das hab ich dir doch erzählt. Zwölf Manager, die auf einem Floß einen Teich überqueren. Damit sie mehr Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln. Was liegt bei dir denn heute an?«

»Ach, alles Mögliche. Möchtest du was zum Frühstück?«

»Mal sehen«, antwortete ich unentschlossen.

Beim Aufwachen war ich sicher gewesen, mein ganzes Leben lang niemals wieder etwas zu mir nehmen zu können, außer vielleicht Kaffee, aber nun überfiel mich schlagartig ein solcher Heißhunger, dass ich ganz zittrig davon wurde und schon befürchtete, vor Schwäche in Ohnmacht zu fallen. Hatte ich gestern überhaupt etwas gegessen? Ich ließ den Abend vor meinem geistigen Augen Revue passieren, als würde ich ein Video abspulen. Wir hatten viel geredet, getrunken und geraucht. Hin und wieder tauchte in meinem internen Video auch etwas Essbares auf, aber ich hatte es hauptsächlich auf meinem Teller herumgeschoben. Ich ging den Tag noch ein Stück weiter zurück. Das Mittagessen hatte ich ausfallen lassen und das Frühstück aller Wahrscheinlichkeit nach auch, obwohl ich schon um halb sechs aufgestanden war. Hatte ich mich womöglich in irgendeine neue Spezies Mensch verwandelt, die weder Schlaf noch Nahrung brauchte?

Ich stöberte im Kühlschrank herum, fand ein Stück Schweinepastete, an dem ich ein wenig herumknabberte, und öffnete anschließend einen Joghurt. Es schmeckte alles wie Kreide, und die Kombination von zwei so unterschiedlichen Speisen machte es nur noch schlimmer. Was für eine seltsame Angewohnheit, dachte ich, Dinge aus der uns umgebenden Welt in den Mund zu nehmen, dort zu zerkauen und dann hinunterzuschlucken, um

uns auf diese Weise zu erhalten. Allein schon der Gedanke hätte mir den Appetit verderben müssen, wäre da nicht dieses unbändige Verlangen in meinem Magen gewesen. Dabei handelte es sich eigentlich gar nicht so sehr um Appetit, sondern eher so etwas wie das Signal eines Roboters, das dieser aussendet, wenn sein Akku aufgeladen werden muss.

Charlie musterte mich prüfend. »Hier, trink noch eine Tasse Kaffee. Ich kann dir auch was Anständiges machen, wenn du möchtest.«

»Kaffee ist schon in Ordnung.«

»Eier und Speck, ein Omelett, ein paar Würstchen, ach nein, Würstchen haben wir keine, und Speck auch nicht, wenn ich's mir recht überlege, und was die Eier betrifft, bin ich mir auch nicht so sicher. Aber Brot ist da.«

»Nein, nein, schon gut«, sagte ich lachend – oder versuchte zumindest zu lachen. Es war, als würde ich gleichzeitig im Publikum sitzen und auf der Bühne stehen, mich selbst bei dem Versuch beobachten, eine normale Frau zu spielen.

»Was sind denn deine Pläne für gestern Abend?«

Charlie starrte mich verblüfft an. »Hast du gerade *gestern* Abend gesagt?«, fragte er.

»Nein. Oder etwa doch?«

»Gestern Abend war ich zu Hause. Heute Abend weiß ich noch nicht. Und du, hast du schon was vor?«

»Wir könnten was zusammen unternehmen oder es uns einfach gemütlich machen. Das wäre schön.« Ich ging zu ihm, fuhr mit den Händen in sein dichtes Haar und beugte mich hinunter, um seine angenehme morgendliche Frische zu riechen und einen Kuss auf seine Wange zu drücken. »Charlie?«

»Mmmm?«

»Ach, nichts.«

Ich wollte nach meiner Kaffeetasse greifen, stellte mich dabei

aber so ungeschickt an, dass sie auf dem Boden landete und der Kaffee sich vor meinen Füßen ergoss.

»Lass nur«, sagte Charlie. »Ich mache das schon.« Er kauerte sich auf den Boden, sammelte die Bruchstücke ein und wischte den verschütteten Kaffee mit einer Küchenrolle auf.

»Ausgerechnet die Tasse, die wir in der Töpferei bei Brighton zusammen gekauft haben!« Ich war den Tränen nahe.

»Das kann ich reparieren.«

»Nein, kannst du nicht. Es tut mir so Leid!«

»Es ist doch nur der Griff, Holly. Schau. Wenn ich es geklebt habe, wirst du gar nicht mehr sehen, wo es gebrochen war. Lass mich nur machen.«

Ich starrte ihn an und dachte: Jetzt. Sag es ihm jetzt sofort. Hetze nicht los in die Arbeit. Nimm stattdessen seine Hand und sieh ihm ins Gesicht. Rede ein einziges Mal in deinem dämlichen Leben offen und ehrlich mit ihm. Aber in dem Moment klopfte es laut an der Tür.

»Ich gehe schon«, sagte ich.

Es war Naomi von nebenan. Sie war Anfang des Jahres eingezogen und unsere einzige Freundin in der Straße. Sie sah ungekämmt aus. Ihre dunklen Locken standen wild vom Kopf ab, und sie trug Hausschuhe. »Ich komme zum Schnorren«, erklärte sie, während sie in die Diele trat. »Mir ist der Kaffee ausgegangen.«

»Wir haben jede Menge, und in der Kanne ist auch noch welcher. Trink doch gleich hier eine Tasse.«

Ihr Blick wanderte nervös zwischen mir und Charlie hin und her. »Wenn ihr wirklich meint ...«

»Ich bin gerade am Gehen, aber Charlie bleibt da.«

Ich ließ die beiden in der Küche zurück und trat erleichtert auf die Straße hinaus, wo mich niemand kannte.

Eigentlich mag ich unrealisierbare Projekte, weil die Leute dann dankbar sind, wenn man überhaupt etwas zustande bringt. Bei einer solchen Gelegenheit sind Meg und ich uns vor knapp fünf Jahren begegnet, auch wenn es mir manchmal vorkommt, als würden wir uns schon ein Leben lang kennen. Wir hatten damals beide unseren ersten Job, und zwar als Mädchen für alles in einer schrecklich chaotischen Firma. Eines Tages erschien eine Frau, um sich nach dem genauen Programm für den nächsten Tag zu erkundigen, aber wie sich herausstellte, hatte unser Chef Derek den Auftrag völlig vergessen. Und als wäre das nicht schon genug, verzog er sich auch noch in sein Büro. Nach etwa einer Stunde ging ich, ohne anzuklopfen, hinein und fand ihn weinend vor. Noch heute kann ich mich genau an sein unglückliches, verquollenes Gesicht und seine roten Augen erinnern. Er machte einen derart verzweifelten Eindruck, dass ich zu ihm sagte, er solle sich keine Sorgen machen, wir würden das schon irgendwie regeln. Daraufhin nahm er meine Hand und eröffnete mir, seine Frau sei mit ihrem Raumausstatter durchgebrannt.

Meg und ich hatten nichts zu verlieren. Wir waren erst zweiundzwanzig, und alles schien möglich. Als Erstes riefen wir die Frau an und ließen uns von ihr ein paar Einzelheiten über die Firma erzählen. Dann suchten wir uns ein geeignetes Hotel und dachten uns anhand von Anregungen, die wir uns bei verschiedenen Leuten im Büro holten, ein paar Aktivitäten aus. Wir blieben die ganze Nacht auf und bereiteten Kärtchen und kleine Ansprachen vor. Was am nächsten Tag dabei herauskam, war zwar nicht gerade der tollste Betriebsausflug aller Zeiten, aber Meg und ich hatten das Fiasko abgewendet. Meg ist die Geradlinige in unserem Zweierteam, und Flirten ist nicht ihre Sache. Wenn ihr ein Mann gefällt, wird sie linkisch und hektisch, lacht an den falschen Stellen und errötet ständig. Außerdem gibt sie niemals an. Das ist bei mir ganz anders, und wenn ich es tue, mustert sie mich immer mit einem seltsamen Blick, einer Mischung aus Nachsicht und leichter Nervosität.

Jedenfalls standen wir den ganzen Tag unter Strom, und am Abend ging es in einer Bar weiter. Kurz nach Mitternacht erschien die Frau, von der wir den Auftrag hatten, und umarmte uns. Sie bedankte sich überschwänglich und meinte, ohne uns hätte sie ihren Job verloren. Am nächsten Tag war Derek so gerührt, dass er wieder in Tränen ausbrach. Zum zweiten Mal innerhalb weniger Tage saß ich ihm gegenüber, sprach beruhigend auf ihn ein und musterte ihn dabei verstohlen. Ich weiß noch, dass es mir kalt den Rücken hinunterlief. Wir befanden uns beide auf einem Hochseil und taten, als wäre alles ganz einfach. Dabei reichte womöglich ein einziger Blick nach unten – die Erkenntnis, dass es kein Sicherheitsnetz gab –, um das Gleichgewicht zu verlieren und zu fallen.

Und trotzdem war das Ganze zugleich der absolute Höhepunkt meines bisherigen Lebens. Ich habe schon öfter Leute sagen hören, sie würden träumen, auf einer Bühne zu stehen und plötzlich ihren Text nicht mehr zu können. Seit jenem Tag weiß ich, dass das keineswegs mein größter Alptraum ist. Ganz im Gegenteil: Ich suche mir solche Situationen bewusst aus. Mein Alptraum beginnt erst, wenn die Show vorüber ist.

Ein paar Monate später beschlossen Meg und ich, den Alleingang zu wagen. Ich hatte noch nie einen Menschen kennen gelernt, den ich so mochte wie sie. Ich glaube, sie war mehr oder weniger die erste Person in meinem Erwachsenenleben, bei der ich nicht das Gefühl hatte, eine Rolle spielen zu müssen. Meg brauchte ich nichts vorzumachen, und ich musste sie auch nicht beeindrucken. Mir war von Anfang an klar, dass sie ein gutes Herz besaß, und auf eine ganz merkwürdige Art fühlte ich mich in ihrer Gegenwart immer wie ein besserer Mensch – oder zumindest ein nicht ganz so schlechter.

Wir hätten unserer Firma irgendeinen schönen New-Age-Namen geben können, zum Beispiel Swish oder Enthrall oder Aspire, aber am Ende blieben wir bei KS Associates, genial abgeleitet von Krauss, meinem Nachnamen, und Summers, dem

von Meg. Wir bezahlten einem alten Kunstschulfreund von Meg fünftausend Pfund, damit er ein Logo für uns entwarf. Sie müssen sich vorstellen, dass das seitliche V, aus dem der Buchstabe K besteht, zugleich den oberen Teil des S bildet, das sich nach unten fortsetzt und dann zurück nach oben schwingt, wo es den geraden Teil des K unten fast wieder berührt. Es ist ziemlich schwer, sich das Ganze vorzustellen, wenn man die Buchstaben nicht vor sich hat. Wir selbst fanden es recht edel, bis uns auf der Party, die wir anlässlich unserer Firmengründung in unserem Büro feierten, jemand darauf hinwies, dass es wie das Rollstuhlzeichen an den öffentlichen Toiletten für Behinderte aussah. Doch da war es schon zu spät, um noch etwas daran zu ändern, und außerdem fanden Meg und ich, dass einem diese Ähnlichkeit sowieso nur in extrem betrunkenem Zustand auffiel.

Wie gesagt, ich mag Aufgaben, die unmöglich zu schaffen sind, aber sogar das Unmögliche hat seine Grenzen. In der Vorwoche war eine unserer Angestellten in Mutterschutz gegangen, eine weitere hatte überraschend gekündigt, und uns stand die Organisation zweier Betriebsausflüge bevor, was mir in diesem Moment wie eine schier unüberwindliche Hürde erschien. Während ich zum zweiten Mal an diesem Morgen mit brummendem Schädel und schmerzdem Hals auf dem Bahnsteig der U-Bahn stand und das Gefühl hatte, als schwebte ein drohendes Unheil über mir, begann ich die Aufgaben der beiden fehlenden Frauen neu zu verteilen und einen groben Zeitplan für die kommenden zweiundsiebzig Stunden zu erstellen. Als der Zug aus dem Tunnel auftauchte, schoss mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: Wäre es nicht schön, wie ein Baum umzufallen und auf den Gleisen zu landen? Dann würde ich nie wieder etwas organisieren müssen. Außerdem würde ich in hundert Jahren sowieso tot sein. Alle auf diesem Bahnsteig würden dann tot sein. Ich würde einfach ein bisschen früher gehen. Im Grab gab es wenigstens keine Kalkulationstabellen mehr. Und kein Grau. Nur noch Schwärze oder gar

nichts. Womöglich würde ich sogar feststellen, dass tatsächlich so etwas wie ein Himmel existierte, und dort meine alten Wellensittiche und Hamster wiedertreffen, und auch den Hasen und die Katze, die mir als kleines Mädchen gehört hatten. Und ich würde meinen Vater wiedersehen.

Dann aber sah ich das kantige, unrasierte Gesicht des U-Bahn-Fahrers erschreckend nahe an mir vorbeisausen, und ich versuchte mir die Leute auf dem Bahnsteig aus seiner Perspektive vorzustellen. Hatte er Alpträume, dass eines Tages jemand springen würde?

Unser Büro besitzt keine Ähnlichkeit mit dem, was mein Vater als normal bezeichnet hätte. Allerdings hat er selbst auch nie in einem normalen Büro gearbeitet. Wir fanden es am Rand von Soho und übernahmen den Mietvertrag von einer Dotcom-Firma, die Pleite gegangen war. Es gibt im Hauptraum weder Trennwände noch andere Raumteiler, noch Türen, nur eine Reihe parallel angeordneter Tische wie in einem kargen Klosterrefektorium. Zusätzlich haben wir einen winzigen so genannten Konferenzraum, aber für gewöhnlich führen wir unsere Kundengespräche an einem langen Tisch am Ende des Raums, wo sich eine Art Podium befindet, auf dem im Kloster wahrscheinlich der Abt sitzen würde. Die Beleuchtung besteht aus industriell aussehenden Hängelampen, und jeder hat sein eigenes abschließbares Fach, aber keinen festen Schreibtisch oder Computer – mit Ausnahme von mir, weil ich anscheinend überall, wo ich mich aufhalte, ein solches Chaos hinterlasse, dass kein anderer dort arbeiten möchte. Wir haben die Einrichtung von der Dotcom-Firma übernommen und es bisher nicht geschafft, etwas zu verändern. Meg und ich haben uns vorgenommen, das Ganze eines Tages in richtige Büroräume mit Wänden umwandeln zu lassen. Aber ich frage mich, ob wir je die Zeit dazu finden werden.

Um fünf nach acht kam ich dort an, was in Anbetracht der

Umstände einen Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde verdient hätte. Das Büro lag leer und still vor mir. Gut. Mir blieb etwa eine halbe Stunde. Nachdem ich mir rasch einen Kaffee aufgebriht hatte, machte ich mich an die Arbeit. Plötzlich hörte ich ein Geräusch und drehte mich erschrocken um. Wahrscheinlich irgendetwas draußen auf der Straße. Ich konnte mir ein nervöses Lächeln nicht verkneifen. Im Grunde war ich so eine Art Einbrecher in meinem eigenen Büro. Mein Vorhaben bereitete mir keine Schwierigkeiten, ich brauchte nur einen Moment, um Deborahs Unterlagen zu finden, kodierte einen Teil davon und legte sie genau in dem Moment an ihren Platz zurück, als ich draußen auf der Treppe Schritte hörte.

## 4

Ich wusste, dass es Meg war, sie traf immer als Erste im Büro ein. Nur heute nicht. Sie trug ein weißes Baumwollshirt und hatte das Haar streng nach hinten gebunden. Ihr einziger Schmuck waren kleine silberne Ohrstecker, und sie war völlig ungeschminkt. Wie frisch sie doch aussah, wie ein makelloses Stück Obst, ein Apfel oder Pfirsich. Sie zuckte einen Moment überrascht zusammen, als sie mich entdeckte, dann setzte sie sich neben mich. »Ich dachte, du würdest erst viel später kommen«, sagte sie. »Nach dem gestrigen Abend. Wie ist es denn noch weitergegangen?«

Ich beantwortete ihre Frage mit einer Art Achselzucken, das bedeutete: später. Wir sprechen später darüber.

Sie starrte mich an. »Du hast irgendeine Dummheit begangen, stimmt's?«

Man darf Meg nicht unterschätzen. Sie kann wie mit Röntgenaugen in mich hineinsehen. Sie durchschaut sogar mein Achselzucken.

»Dafür ist jetzt nicht die Zeit«, antwortete ich. »Ich bin schon so früh gekommen, weil ich etwas überprüfen wollte. Sieh dir das an.«

Ich breitete die Fotokopien vor ihr aus.

Sie betrachtete sie mit gerunzelter Stirn. »Du wirst mir ein bisschen etwas dazu sagen müssen«, meinte sie schließlich.

»Das sind Deborahs so genannte Unterlagen«, erklärte ich. »Rechnungen, Berichte, Spesenformulare, Pläne, du weißt schon. Was wir halt so machen.«

»Ja, das sehe ich.«

»Es ist alles völliger Schrott«, fuhr ich fort. »Schau dir diese Spesenrechnung an. Deborah war überhaupt nicht in Sussex.«

»Ja, aber –«

»Und die Beurteilung für das übernächste Wochenende. Die, an der sie angeblich schon die ganze Woche schreibt. Das hier ist sie.«

Meg griff nach einem fast leeren Blatt. »Woher willst du das wissen?«, fragte sie. »Vielleicht hat sie den Rest zu Hause.«

»Ich habe alles durchgesehen. Meiner Meinung nach bleibt nur noch zu klären, ob sie einfach unehrlich ist oder aber eine so blühende Phantasie hat, dass sie ihre chronischen Lügen selbst glaubt. Apropos, erinnerst du dich daran, wie sie letzte Woche behauptet hat, nach der Beerdigung ihres Bekannten den Zug verpasst zu haben? Es gibt gar keinen solchen Zug. Ich habe das überprüft.«

Meg wirkte schockiert. »Bist du sicher?«

»Ja.«

»Wir müssen mit ihr sprechen.«

»Wir müssen sie feuern.«

»Holly, das können wir nicht. Für so was gibt es gewisse Regeln.«

»Wir sind nur eine winzige Firma, Meg. Jemand wie Deborah könnte uns ruinieren. Wir bringen das Ganze eben auf eine faire Art und Weise über die Bühne. Reden mit ihr, erklären ihr die Situation und legen ihr nahe zu gehen. Vielleicht sollten wir ihr sogar raten, einen Arzt aufzusuchen. Wir erledigen das gleich heute. Sobald sie kommt.«

»Du vergisst, dass sie heute und morgen auf dieser Konferenz ist.«

»Dann eben, wenn sie zurück ist. Wir dürfen es bloß nicht auf die lange Bank schieben.«

Meg biss sich auf die Lippe. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Wir sollten besser erst mal mit Trish über die Sache sprechen.«

»Trish leitet das Büro, aber es ist unsere Firma. Unsere Ent-

scheidung.«

»Wir sind hier doch wie eine Familie.«

»Und genau deswegen können wir mit jemandem wie Deborah nicht überleben.«

Meg hatte mittlerweile ganz rote Wangen. Das ist bei ihr immer so, wenn etwas sie emotional sehr bewegt. »Wie schaffst du das nur?«, fragte sie in verwundertem Ton.

»Was?«

»Gestern Abend hättest du beinahe eine Schlägerei angezettelt. Eine Minute später lässt du dich von dem Mann, der dich genauso gut hätte umbringen können, auf einen Drink einladen. Das war der Moment, als wir gegangen sind – sobald wir sicher waren, dass dir nichts passieren würde. Wo bist du danach hin? Ich habe von zu Hause aus bei dir angerufen, aber du warst noch nicht da. Und jetzt tauchst du hier schon in aller Herrgottsfrühe auf und spielst Sherlock Holmes. Wie schaffst du es bloß, die Dinge in deinem Leben derart zu trennen? Als würdest du sie alle in verschiedene Fächer stecken. Bringst du denn nie etwas durcheinander?«

»Das ist ja gerade der Vorteil von Fächern«, erklärte ich.

»Und genau das war das Problem der *Titanic*. Das Ganze wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn es Absperrungen gegeben hätte, die das Wasser aufgehalten hätten, aber es konnte sich ungehindert ausbreiten, und das Schiff sank ...«

»Die *Titanic*? Wovon um alles in der Welt redest du?«

Während der Besprechung bemühte ich mich, einen möglichst professionellen, wachen Eindruck zu machen. Ich verfügte über alle nötigen Fakten, notierte mir die Vorschläge unserer Kunden und versicherte ihnen, dass das kommende Wochenende zu ihrer vollsten Zufriedenheit ablaufen würde. Jedes Mal, wenn sich jemand zu Wort meldete, wandte ich mich dem oder der

Betreffenden mit einem aufmerksamen Lächeln zu. Ich schaffte es sogar, gegenüber dem selbstgefälligen Vorstandsvorsitzenden der Pharmafirma freundlich zu bleiben.

»Teamaufbau«, sagte er gerade und strich sich übers Kinn. »Ein Gefühl für gemeinsame Ziele, intellektuelle Abenteuer, gegenseitiges Vertrauen und gemeinsame Interessen, das vereinte Ziehen am gleichen Strang. Genau das brauchen wir hier.«

Oder eine Gehaltserhöhung, dachte ich. Und einen neuen Chef. »Und genau dafür sind wir da«, sagte ich.

»Ein Kollege hat Sie mir empfohlen. Er hat erzählt, am Ende der zwei Tage habe seine ganze Firma vor Enthusiasmus nur so gesprudelt. Das möchten wir auch.«

»Sprudeln«, sagte ich. »Wir werden unser Möglichstes tun.«

Ich hörte eine unserer Praktikantinnen ein Husten unterdrücken und warf ihr einen warnenden Blick zu.

Als der Mann ging, verabschiedete ich mich mit einem festen Händedruck und meinem freundlichsten Lächeln.

\*

»So«, sagte Meg und reichte mir meinen Mantel. »Zeit für einen Kaffee.«

»Wir können doch auch hier einen trinken. Wir haben so viel zu –«

»So leicht kommst du mir nicht davon. Lass uns ins Luigi's gehen, da können wir in Ruhe reden.«

Wir gingen die Straße bis zu dem dunklen kleinen Café hinunter, dessen Inneres mit seiner gedämpften Beleuchtung und den zischenden Espressomaschinen die Wärme und Gemütlichkeit

einer Bootskajüte ausstrahlte.

»War ich zu dem Typen von gestern Abend recht eklig?«, fragte ich. »Wie war noch mal sein Name?«

»Todd«, antwortete Meg. »Ich glaube, ein bisschen erschreckt hast du ihn schon.«

»Obwohl er eigentlich ziemlich nett wirkte.«

»Ja, recht nett«, bestätigte Meg in beiläufigem Ton. Ich sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Sie errötete heftig und wandte sich ab. »Was ist gestern Abend noch passiert?«, fragte sie nach einer kurzen Pause. »Das ist das Thema, über das wir eigentlich reden wollten.«

Ich betrachtete ihr weiches, rundes Gesicht, das mir mit seinem Kinngrübchen und dem lockigen Wuschelhaar immer so edwardianisch erschien. Wie sollte sie jemals verstehen können, was ich getan hatte? »Oh, du weißt schon. Es hat sich einfach noch eine Weile hingezogen.« Als ich einen Schluck von meinem Kaffee nahm, verbrannte ich mir die Oberlippe, aber der Schmerz war mir in dem Moment sehr willkommen. »Vielleicht hatte ich am Ende ein bisschen zu viel Alkohol intus.«

»Am Ende?«

»Du bist meine Freundin, nicht meine Mutter. Ich hatte Spaß, das ist alles.«

»Bist du noch woandershin gegangen?«

»Ja, wir sind –« Ich hielt abrupt inne. Ich wusste weder, wer »wir« waren noch wo wir hingegangen waren. Ich bekam kein klares Bild von dem Abend zusammen, durch meinen Kopf wirbelten nur verschwommene Bruchstücke: ein dunkler Raum voller Leute, ein Flussufer, splitterndes Glas, ein Taxi, ein Fiebertraum auf einem Bett. Sich wälzende Körper. Ich rieb mir die Schläfen, um die Bilder zu vertreiben.

»Ja?«

Ich schüttete meinen Kaffee hinunter und stellte die Tasse mit einer energischen Bewegung ab.

»Willst du das wirklich hören, Meg? Die Wahrheit ist nämlich, dass ich mich an das meiste nicht mehr so genau erinnern kann.«

»Weil du so betrunken warst?«

»Ab einem bestimmten Zeitpunkt wurde das Ganze ein bisschen wie ein Traum. Du weißt schon.«

»Wann bist du zu Hause gewesen?«

»Ich komme mir wirklich vor wie ein Teenager«, bemerkte ich. »Kurz vor sechs.« Das war gerade mal fünf Stunden her, dachte ich. Wie konnten fünf Stunden so langsam vorüberkriechen?

»Kurz vor sechs? Mein Gott, Holly, wie kannst du dich da noch auf den Beinen halten? Was hat Charlie gesagt?«

»Nicht viel. Er hat geschlafen, und dann war es schon wieder Zeit für mich, in die Arbeit zu gehen.«

»Hat er kein Problem damit?«

Ich musste an Charlie denken, wie er auf dem Küchenboden gekauert und vorsichtig die Teile der Tasse aufgesammelt hatte, die mir hinuntergefallen war. »Ich glaube, wir müssen jetzt wieder zurück ins Büro.«

»War ein anderer Mann im Spiel?« Das klang eher wie eine Feststellung als eine Frage.

»Was?«

»Gestern Nacht.«

»Na ja, irgendwie schon«, murmelte ich. Dann hob ich den Kopf und sah Meg trotzig in die Augen.

»Aha. Irgendwie. Willst du damit sagen, dass du Sex mit einem anderen Mann hattest?«

»Es hatte nichts zu bedeuten.«

»Wie kann das nichts zu bedeuten haben?«

»Ich war betrunken und völlig überdreht. Ich hatte Sex mit einem Fremden. Ende der Geschichte.«

»Oder Anfang der Geschichte. Holly, hörst du eigentlich, was du da sagst?«

O ja, ich hörte es. Meine Stimme schien aus weiter Ferne zu kommen, und ich hörte aufmerksam zu, versuchte krampfhaft, den Sinn der Worte zu verstehen.

»Was ist mit Charlie?« Sie fragte das ganz leise, und ihre Stimme klang dabei beängstigend ernst.

»Charlie ist Charlie«, antwortete ich dümmlich.

»Wirst du es ihm sagen?«

»Wozu? Damit er sich auch beschissen fühlt? Es ist passiert, und es ist vorbei, und es wird nicht wieder passieren.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich – ich werde nicht zulassen, dass es noch einmal passiert. Es war ...«, ich suchte in meinem vernebelten Gehirn nach dem richtigen Wort, »... eine Verirrung.«

Meg starrte mich lange an. Mein Herz raste, aber ich zwang mich, ihr in die Augen zu sehen. Ich wollte auf keinen Fall den Blick senken oder abwenden, aber am Ende musste ich es doch tun, weil sie so ernst und vernünftig dreinschaute, als würde sie gerade eine Entscheidung fällen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass ich ihr Leid tat. Das konnte ich nicht ertragen.

Meg hatte mir Charlie damals vorgestellt. Sie hatte ihn kennen gelernt, weil er mit ihrem Cousin Luke auf die Kunstschule gegangen war. Sie lud mich ein, mit ihnen ins Kino zu gehen. Ich kann mich noch genau an den Film erinnern, *Lost in Translation*. Ich weiß auch noch, wie das Wetter war, ein warmer Herbstwind wirbelte trockenes Laub um uns herum auf, während wir zu viert die Straße entlanggingen. Und ich weiß, was ich an dem Tag anhatte: eine Jeans, die an den Knien zerrissen war, Leinwandstiefel und meine älteste Lederjacke. Ich

hatte nicht damit gerechnet, dass es ein besonderer Tag werden würde. Meg und Luke traten völlig in den Hintergrund, ich registrierte nur noch Charlie: jede seiner Gesten, jedes Wort, das er sagte, jeden verstohlenen Blick in meine Richtung. Und ich spürte mit jenem wunderbaren, unvergleichlichen Gefühl des Schauderns, dass es ihm mit mir genauso ging. In der Bar war es, als würden elektrische Stromschläge durch meinen Körper zucken, als sich unsere Hände wie zufällig berührten. Im Kino saß Meg zwischen uns, die einen schlimmen Schnupfen hatte. Ob ich damals so etwas dachte wie: Meg mag ihn auch, also lass die Finger von ihm? Ja, aber gleichzeitig dachte ich: Jetzt schaut er gerade wieder her, ich kann seinen Blick richtig spüren. Ich dachte: Es wird etwas passieren.

Nach dem Film fragten uns Luke und Charlie, ob wir Lust hätten, in dem Restaurant gleich gegenüber eine Kleinigkeit mit ihnen zu essen. Aber Meg sagte, sie müsse nach Hause ins Bett, und ich schloss mich ihr an. Wir nahmen uns zusammen ein Taxi. Während der Fahrt herrschte zwischen uns betretenes Schweigen, wir sahen uns kein einziges Mal an, aber als wir schließlich vor Megs Wohnung ankamen, legte sie mir eine Hand aufs Knie und sagte: »Ist schon gut, Holly. Er steht auf dich, nicht auf mich.« Ich murmelte etwas Unpassendes, woraufhin sie – und das ist typisch für Megs Großzügigkeit – hinzufügte: »Selbst wenn er nicht auf dich stehen würde, heißt das nicht, dass ich seine Traumfrau wäre. Du nimmst ihn mir also nicht weg oder so.« Dann küsste sie mich auf die Wange und stieg aus.

Was ich wohl getan hätte, wenn sie das nicht gesagt hätte? Ich rede mir gerne ein, dass ich gar nichts getan hätte, aber wer weiß? Jedenfalls wartete ich, bis sie in ihrer Wohnung verschwunden war, dann bat ich den Taxifahrer umzudrehen und mich wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückzufahren. Charlie und Luke waren noch beim Essen, als ich eintraf. Ich setzte mich zu ihnen, trank Rotwein aus ihren Gläsern, aß ihnen

die Pommes weg und versuchte dabei nicht an Meg zu denken. Nachdem ich auch noch einen Löffel von Charlies Zitronensorbet probiert hatte, legte ich meine Hand auf seinen Oberschenkel, woraufhin er sein Bein über das meine schob. Wir taten beide so, als würden wir Luke zuhören, rückten dabei aber immer näher zusammen. Später brachte Charlie mich nach Hause.

Meg hatte Recht gehabt, als sie zu mir sagte, dass ich ihn mögen würde. Sie hatte außerdem erzählt, dass er anfangs ziemlich schüchtern war, aber sehr witzig sein konnte, wenn man ihn erst einmal besser kannte – und auch in diesem Punkt hatte sie Recht. Er brachte mich vom ersten Moment an zum Lachen. Von Meg wusste ich, dass er ein begabter Künstler war und alle möglichen Techniken beherrschte: Öl, Aquarell, Kohle. An der Kunstschule hatte er einen Comicstrip über einen ziemlich schusseligen Superhelden geschrieben, der dort regelrecht Kult wurde. Für seine Abschlusspräsentation nahm er den Inhalt eines Müllcontainers und machte daraus eine Installation. Ich habe die Fotos gesehen. Wirklich erstaunlich. Schon an dem Tag, als ich ihn kennen lernte, wusste ich: Der ist es. Wäre es vom Gesetz her möglich gewesen, hätte ich ihn gleich am nächsten Tag geheiratet. So aber mussten wir uns einen Monat Zeit lassen.

Seit jenen paar Sätzen im Taxi hat Meg nie wieder etwas zu dem Thema gesagt, abgesehen von Nettigkeiten. Und ich habe es meinerseits genauso gehalten. Wahrscheinlich werden wir uns, was das betrifft, nie wirklich aussprechen, nicht mal, wenn wir alt sind und das wilde Feuer der Liebe der Vergangenheit angehört. Trotzdem hat es keinen Sinn, sich etwas vorzumachen. Ich habe von Anfang an gewusst, dass sie auch in Charlie verliebt war und ihre Gefühle nicht einfach abstellen konnte, bloß weil er sich für mich entschieden hatte. Sie ist ein Mensch, der lange braucht, bis er Feuer fängt, aber wenn es erst einmal passiert ist, dann brennt die Flamme langsam und hartnäckig vor

sich hin und ist nur schwer zu löschen. Auch Charlie und ich haben nie darüber gesprochen, aber er ist zu Meg immer besonders nett – auf eine herzliche, leicht neckende Art. Sie verhält sich ihm gegenüber scheu und befangen, oft auch ein wenig wortkarg. Jetzt, nachdem ich ihr meinen Fehltritt gebeichtet hatte, empfand ich plötzlich ein heftiges Gefühl der Scham.

»Die Wahrheit ist«, sagte ich langsam und endlich ehrlich, »die Wahrheit ist, Meg, dass ich selbst nicht weiß, warum ich es getan habe. Das soll keine Entschuldigung sein. Ich will nur nicht, dass Charlie davon erfährt, denn dadurch bekäme es eine Bedeutung, obwohl es in Wirklichkeit völlig bedeutungslos war.« Das reichte nicht. So leicht durfte ich es mir nicht machen. »Auf eine schreckliche, grausame Weise bedeutungslos.«

Meg schwieg eine ganze Weile. Ich musterte sie aufmerksam, aber ihre Miene verriet mir nicht, was sie dachte. Schließlich strich sie mit einem Finger über den Rand ihrer Kaffeetasse und runzelte die Stirn. »Habt ihr irgendwelche Probleme, Charlie und du?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Wir führen keine Ehe wie ... nun hätte ich fast gesagt, wie meine Eltern, aber die kann man ja schlecht als Maßstab nehmen, stimmt's? Sagen wir mal, wie deine Eltern. Wir führen beide oft unser eigenes Leben. Ich bin ständig am Rotieren wegen meiner Arbeit, und er versucht, die seine richtig in Schwung zu bringen. Er verkriecht sich manchmal stundenlang in seinem Arbeitszimmer, und wenn ich dann reinkomme, starrt er mich an, als wäre ich eine Fremde. Ich weiß, es ist alles sehr schnell gegangen. Ich meine unsere Heirat. Ich bin ja eigentlich nicht so der Typ zum Sesshaftwerden, aber ich weiß, dass es richtig war. Zumindest für mich. Vielleicht nicht für Charlie, vielleicht hat er mit mir keinen so guten Griff getan. Aber man sollte über so etwas wie eine Ehe nicht zu viel nachdenken, man sollte sie einfach führen. An dem festhalten, was einem wichtig ist. An der Liebe festhalten.«

Erschöpft ließ ich mich auf meinen Stuhl zurücksinken. Ich

wusste nicht, ob ich selbst glaubte, was ich gerade gesagt hatte, oder ob zumindest ein Teil von mir es glaubte, aber da ich im Moment keinen Zugang zu diesem Teil hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Worte auszusprechen und so zu tun, als würde ich das alles wirklich empfinden. Und darauf zu warten, dass ich es irgendwann tatsächlich wieder empfinden würde. Ein einfaches Rezept: Du tust so, als wärst du du selbst, und vielleicht wirst du es dann auch wieder sein.

»Fühlst du dich schlecht?«

»Es würde wahrscheinlich nicht schaden, wenn ich mal eher ins Bett käme. Dann geht es mir morgen bestimmt wieder besser. Aber so hast du es nicht gemeint, oder?«

Sie musterte mich mit einem seltsamen Blick und legte dabei einen Finger an den Mundwinkel. Das macht sie immer so, wenn sie nachdenkt. »Du solltest vorsichtiger sein«, sagte sie schließlich.

Ich rief zu Hause an. »Na, läuft bei dir alles gut?«, fragte ich.

»Ja«, antwortete Charlie.

»Hast du schon mit der Illustration angefangen?«

»Nein, noch nicht. Ich brauche Zeit.«

»Ich weiß, aber es wäre schade, wenn du den Auftrag verlieren würdest, und wir könnten das Geld so dringend –«

»Ich habe doch gesagt, dass ich es mache! Es schafft nun mal nicht jeder so wie du, schon vor dem Frühstück zehn Sachen zu erledigen.«

Ich spürte, wie die Wut in mir hochkochte, schämte mich aber sofort heftig dafür. Wie kam ich dazu, mich über einen anderen Menschen aufzuregen, noch dazu über Charlie? »Du hast Recht«, antwortete ich. Ich sagte ihm, dass ich gegen sechs nach Hause kommen und etwas zu essen mitbringen würde.

»Oder wir holen uns irgendwo was«, fügte ich hinzu.

»Gute Idee.«

»Ich liebe dich.« Aber Charlie hatte schon aufgelegt.

Es gelang mir tatsächlich, pünktlich im Büro aufzubrechen. Ich hatte mir vorgenommen, in den Supermarkt zu gehen und mich wie eine richtige Ehefrau zu verhalten. Statt immer nur von einem Moment auf den anderen zu leben, würde ich endlich mal vorausplanen und den Einkaufswagen mit Lebensmitteln für die ganze Woche beladen. Dann konnte ich uns nachher eine richtige Mahlzeit kochen, vielleicht ein Huhn. Sogar ich würde es schaffen, ein Huhn zuzubereiten. Bei dem Gedanken an Essen wurde mir gleich wieder übel, obwohl ich eigentlich Hunger hatte.

Auf dem Weg zur U-Bahn kam ich an einer Reihe von Läden vorbei. Bei einem davon, einem kleinen Lebensmittelgeschäft, war ein Fenster eingeschlagen. Der Schaden war mit einer Plastikplane abgedeckt, die sich im Wind blähte. Vor dem Laden stand eine Asiatin in einem grauen Nylonkittel über den Gehsteig gebeugt. Eine ungute Erinnerung bahnte sich nagend den Weg in mein Bewusstsein. Hier war ich letzte Nacht gewesen. Das Ganze war meine Schuld. Als ich neben der Frau stehen blieb, blickte sie hoch. »Wie schrecklich für Sie«, sagte ich.

Sie zuckte bloß mit den Achseln, müde und resigniert, als wäre das nun mal ein Teil des Lebens, mit dem man sich abfinden musste, wie Wind und Regen. »Es ist nicht das erste Mal.«

Ich griff nach einem der Einkaufskörbe, die draußen neben dem Ladeneingang gestapelt waren. »Ich brauche sowieso ein paar Sachen«, erklärte ich. »Es ist mir ein Rätsel, weshalb ich noch nie bei Ihnen eingekauft habe. Wo ich doch auf dem Heimweg von der Arbeit jeden Tag hier vorbeikomme.«

Dann würde es eben kein Huhn geben. Ich kaufte ein Päckchen gemahlene Kaffee und Teebeutel, außerdem ein paar Liter von einer Milchsorte, die, wie ich hinterher zu Hause feststellte,

völlig ungenießbar schmeckte. Doch damit nicht genug, erstand ich noch zwei verschrumpelte, in Zellophan verpackte Äpfel, acht Rollen extraweiches rosafarbenes Toilettenpapier, eine Flasche Spülmittel, vier Schachteln Zigaretten, einen halben Liter überteuerten Gin, Limettensaft und Orangensaftkonzentrat, obwohl Charlie und ich das Zeug nicht ausstehen können. Anschließend holte ich mir noch einen zweiten Korb für Müsli, Sesambrot, ein Glas Marmelade, einen Becher streichbare Butter, mehrere Päckchen Kaugummi, Kekse und Bier. Nachdem ich bezahlt hatte, hievte ich meine Tüten hoch, die so schwer waren, dass mir die Henkel in die Finger schnitten, und wandte mich zum Gehen.

In der nächsten Straße kam ich an einer Filiale meiner Bank vorbei. Ich überprüfte am Automaten meinen Kontostand. Einhundertzweiundvierzig Pfund und dreiundvierzig Pence. Ich hob hundertvierzig Pfund in sauberen, druckfrischen Scheinen ab. Nachdem ich eine Weile in meiner Tasche herumgewühlt hatte, fischte ich ein altes Briefkuvert heraus. Ich steckte das Geld hinein und kritzelte – mit einer Schrift, von der ich hoffte, dass sie aussah wie die irgendeines beschränkten Randalierers – »FÜR DAS FENSTER« auf den Umschlag. Dann holte ich tief Luft und marschierte zu dem Geschäft zurück. Hinter der Theke stand jetzt ein Mann, wahrscheinlich der Ehemann der Frau, die ich draußen vor dem Laden angetroffen hatte. Ich legte den Umschlag auf die Theke.

»Das habe ich draußen auf dem Gehsteig gefunden«, erklärte ich. »Ich nehme an, es ist für Sie.«

Ich ließ ihn mit verdutzter Miene zurück. Als ich aus dem Laden trat, begann es heftig zu regnen, sodass ich sofort klatschnass war. Ich hoffte, dass er meine Geschichte geschluckt hatte und das Geld nicht der Polizei übergeben würde.

Als ich die Wohnung betrat, rief ich nach Charlie, aber es kam keine Antwort. Ich packte erst mal meine Einkäufe aus, dann warf ich einen Blick in sein Arbeitszimmer. Er war nicht da,

obwohl das Radio lief und im ganzen Raum ein schreckliches Chaos herrschte. Papierbogen lagen über den Boden verteilt, Bücherstapel waren umgekippt, unter dem Stuhl und dem Zeichenbrett lugten überquellende Aschenbecher hervor, und überall, wo noch ein bisschen Platz gewesen war, türmten sich CD-Stapel, zum Teil ebenfalls kurz vor dem Umkippen. Den Skizzenblock auf seinem Schreibtisch zierte eine feine, mit Bleistift gezogene Linie, die in einer kunstvollen Kritzelei endete. Daneben standen fünf halb ausgetrunkene Teetassen und ein Teller mit den braunen Kerngehäusen zweier Äpfel und der Schale einer Satsuma. Und auf dem Fensterbrett thronte die Tasse, die ich an diesem Morgen hatte fallen lassen. Ich nahm sie genauer in Augenschein: Dort, wo Charlie sie geklebt hatte, war nur noch ein hauchfeiner Riss zu sehen.

Nachdem ich den Raum verlassen und die Tür hinter mir zugezogen hatte, überlegte ich, ob ich jetzt schon ins Bett gehen sollte. Wahrscheinlich würde ich dann nie wieder aufwachen. Also schlüpfte ich stattdessen in eine alte Jeans und eins von Charlies farbverklecksten T-Shirts und machte mich an die Arbeit. Ich schaltete im Erdgeschoss sämtliche Lampen ein und schwang dann die Trittleiter in die Mitte des Gangs, um auf beiden Seiten die Tapete wegkratzen zu können. Ich hatte mit dieser mühsamen Arbeit schon vor Monaten begonnen, kurz nachdem wir hier eingezogen waren, fand dann aber nie die Zeit, mein Werk zu vollenden. Es ist schon seltsam, wie man sich daran gewöhnen kann, in einer halb fertigen Wohnung zu leben, umgeben von herabhängenden Tapetenfetzen und nacktem Verputz.

Und so fand Charlie mich vor, als er eine Dreiviertelstunde später in seiner schönen weichen Wildlederjacke, die ich ihm gekauft hatte, zur Tür hereinkam. Ich stieg von der Leiter und küsste ihn auf die Augenlider, woraufhin er mich, staubig, wie ich war, in die Arme nahm und meinen schmerzenden, müden, treulosen Körper fest an sich drückte.

»Eins würde mich wirklich interessieren: Wo nimmst du bloß diese ganze Energie her? Kann ich bitte was davon abhaben?«

In diesem Moment hätte ich einen Schritt zurücktreten, ihm in die Augen sehen und sagen können: »Gestern Nacht, Charlie, ich weiß nicht, warum und mit wem, aber ich hatte Sex mit einem Fremden.« Eine kleine Welle der Erregung durchlief meinen Körper. Es war wie ein Schaudern, ausgelöst durch unerbittliche Kälte oder ein wohliges Gruseln.

Ich erwiderte sein Lächeln, strahlend wie die Unschuld in Person. »Große Entscheidung. Chinesisch, indisch oder thailändisch?«

Später hatten wir Sex miteinander, machten Liebe, vögelten. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, denn eigentlich wollte ich nur noch die Augen schließen und schlafen, schlafen, schlafen, aber das konnte ich Charlie nicht sagen. Nicht nach allem, was passiert war. Als er auf diese besondere Weise zu lächeln begann, lächelte ich zurück. Und als er mich in den Arm nahm, schlang ich ebenfalls die Arme um ihn, zog ihn an mich und murmelte in sein Ohr. Und die ganze Zeit hatte er keine Ahnung, dass ich gar nicht da war.

## 5

Während ich in der U-Bahn schwankend zwischen zwei korpulenten, schwitzenden Männern stand, überkam mich plötzlich ein Gefühl existentieller Freiheit. Es gab kein Naturgesetz wie beispielsweise die Schwerkraft, das mich zwang, zur Arbeit zu gehen und weiter den ausgetretenen Pfaden meines alten Lebens zu folgen. Ich konnte mit der U-Bahn weiterfahren, am Leicester Square in Richtung Heathrow umsteigen, irgendeinen Flieger nehmen und den Rest meines Lebens nicht mehr nach England zurückkehren. Allerdings musste ich vorher noch mal nach Hause, um meinen Pass zu holen. Und was war mit Geld? Alles, was ich besaß, steckte im Haus fest. Als Investition war das wohl in Ordnung, aber ich hatte definitiv ein Liquiditätsproblem. Eine Auslandsreise brachte zusätzliche Schwierigkeiten mit sich. Die Vorstellung von der existentiellen Freiheit war wahrscheinlich zu einer Zeit erfunden worden, als Visa noch keine Rolle spielten und man in den Ankunftshallen der Flughäfen nicht gleich darüber ausgequetscht wurde, wie lange man bleiben wolle und ob man vorhabe, sich einen Job zu suchen. Die Freiheit hatte ihre Grenzen, genauso wie die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung.

Ich verließ also doch den Zug, fuhr die Rolltreppe hinauf und trat in einen grauen, nieseligen Morgen hinaus. Ich musste an Charlie denken, der noch zu Hause im Bett lag, und fragte mich, ob er heute wohl etwas zu arbeiten hatte. Ich beschloss, ihn anzurufen, durchwühlte meine Tasche aber vergeblich nach meinem Handy. Im Büro eingetroffen, suchte ich dort weiter, ebenfalls ohne Erfolg. Ich überlegte krampfhaft, wann ich es das letzte Mal benutzt hatte, konnte mich aber nicht erinnern. Am Vortag hatte ich nur vom Büro aus telefoniert. Es lag also entweder zu Hause, oder ich hatte es irgendwo verloren,

höchstwahrscheinlich an meinem Filmriss-Abend. Womöglich war es gestohlen worden, aber vielleicht hatte es ja auch ein normaler Mensch gefunden und an sich genommen. Ich bringe schon mein ganzes Leben damit zu, Dinge fallen zu lassen oder zu verlieren. Ich glaube nicht, dass ich jemals einen Schirm länger als eine Woche besessen habe. Mein Hab und Gut – Geldbörsen, Sonnenbrillen, Schlüssel, Hüte, einfach alles, was nicht dauerhaft an meinem Körper befestigt werden kann – ist über die ganze Welt verstreut. Das gehört zu den Vorteilen eines Handys: Eine Sonnenbrille kann man nicht anrufen und fragen, wo sie sich gerade befindet. Ich wählte also meine eigene Nummer, und nachdem es ein paarmal geklingelt hatte, ging ein Mann ran. »Sie haben mein Telefon«, stellte ich fest.

»Aber nicht gestohlen«, entgegnete er und begann dann zu lachen, als hätte er einen besonders lustigen Witz gemacht.

»Das habe ich ja auch nicht behauptet«, fuhr ich fort. »Ich glaube, ich habe es in einem Pub oder Klub in Soho liegen lassen.«

»In einem Pub oder Klub?«

»Ich kann mir Namen nicht besonders gut merken«, erklärte ich. »Es war entweder in einem Pub in der Wardour Street oder ... gleich um die Ecke gibt es einen Klub, er heißt ... irgendwas mit House.«

»Das Red House.«

»Genau«, sagte ich. »Dann war es wohl dort. Tut mir Leid, dass ich Sie deswegen belästigen muss. Ich lasse es überall liegen. Könnten Sie es mir irgendwie zukommen lassen? Oder soll ich einen Kurier bei Ihnen vorbeischicken?«

»Wo arbeiten Sie?«

»In Soho.«

»Dann ist es von mir aus nur ein Katzensprung. Ich bringe es Ihnen in der Mittagspause vorbei.«

»Das wäre phantastisch.«

»Ist mir ein Vergnügen.«

»Haben Sie es dabei? Oje, das war jetzt eine sehr dumme Frage.«

»Ich habe mich schon die ganze Zeit gefragt, was ich damit machen soll.«

»Nun ist das Problem ja gelöst.«

Ich nannte ein Café in der Dean Street, ein Uhr, dann legte ich auf und stürzte mich in die Arbeit. Die Liste, die ich mir gemacht hatte, war zwei Seiten lang: Es galt, Telefonate zu führen, Briefe zu schreiben, Besprechungen abzuhalten, Verschiedenes zu organisieren und wichtige Entscheidungen zu treffen. Und ein paar gute Ideen brauchte ich auch noch. Mir blieb keine Zeit für andere Gedanken oder Gefühle. Ich reagierte einfach auf das, was vor mir lag, tat, was zu tun war, und wandte mich dann dem nächsten Punkt zu. Dinge und Personen schoben sich in mein Gesichtsfeld und verschwanden wieder daraus. Irgendwann blickte ich hoch und stellte fest, dass es schon zehn nach eins war. Benommen sah ich mich um. Meine Liste war unter einer Reihe von Pfeilen, Notizen und Strichen verschwunden. Mein Schreibtisch war leer, zumindest im übertragenen Sinn, und alles ordentlich abgeheftet oder mittlerweile das Problem von jemand anderem. Was noch übrig war, schob ich zu einem Stapel zusammen, den ich in mein Fach legte. Ich rief Meg zu, dass ich schnell weg müsse.

Ich sah ihn, als ich das Café betrat. Er war ein großer, kräftiger Mann mit hochgekrepelten Hemdsärmeln. Seine Jacke hing über der Rückenlehne seines Stuhls. Sein dichtes dunkles Haar trug er sorgfältig nach hinten gekämmt. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Handy. »Mein Telefon, nehme ich an«, sagte ich ohne irgendeine Einleitung.

Er stand auf und streckte mir lächelnd die Hand entgegen, aber

als ich sie schüttelte, ließ er sie nicht wieder los, sondern drückte weiter meine Finger.

»Hallo, Holly«, sagte er. »Meine schöne Holly.«

Die Erkenntnis kroch wie ein kleines Insekt in mein Gehirn. Ich konnte fast spüren, wie es sich einen Weg in den vorderen Teil meines Bewusstseins bahnte. O nein, dachte ich. Bitte nicht. Ich spielte einen Moment mit dem Gedanken, mir das Telefon zu schnappen und aus dem Café zu stürmen, aber mein Körper fühlte sich schwer und bleiern an. Du kannst laufen, so schnell du willst, ich erwische dich trotzdem. Das hatte mein Vater immer gerufen, wenn er in dem Park in der Nähe unseres Hauses mit mir Fangen spielte. Diese Worte hatten mir schon damals ein wenig Angst gemacht. Ich entzog ihm meine Hand.

»Bei Tageslicht genauso schön wie nachts«, sagte er.

»Es tut mir Leid«, erklärte ich. »Ich weiß nicht ... Ich kann mich nicht ...«

»Es braucht dir nicht Leid zu tun.«

»Ich meine, es war ein dummer Fehler.«

»Oh, das finde ich nicht«, erwiderte er mit einem Lächeln. »Ich heiße übrigens Rees, falls du dich nicht erinnerst.«

»Ich möchte mich nicht erinnern. Ich war betrunken, das ist alles.«

»Du warst wild.«

»Ich gehe jetzt.«

»Nein, das tust du nicht.«

Ich streckte eine Hand nach dem Telefon aus, aber er packte mich am Handgelenk und zog mich zu sich heran. »Lassen Sie los!«

»Erzähl mir nicht, dass du es nicht auch wieder willst. Nicht nach der Nacht, die wir zusammen verbracht haben.«

»Lassen Sie los!«, wiederholte ich mit Nachdruck.

»Du wolltest es doch auch, genauso sehr wie ich. Du hast gesagt –«

»Seien Sie nicht albern.«

»Du bist verheiratet, oder?«, fragte er und drehte dabei mein Handgelenk herum, bis er meinen Ring sehen konnte. »Mit wem? Wie heißt der arme Trottel? Lass mich raten. Vielleicht David oder Connor oder Fred oder Charlie oder Wesley? Aha, also Charlie, habe ich Recht?«

»Lassen Sie meine Hand los, Sie Mistkerl!«

»Ich habe seine Nummer sowieso schon auf meinem Telefon gespeichert. Und ein paar andere auch.«

Ich zwang mich, ihm in die Augen zu sehen, aber der Gedanke an das, was wir gemacht hatten, ließ eine Welle der Übelkeit in mir hochsteigen. »Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte ich. »Lassen Sie mich einfach los.«

»Und deinen Slip habe ich auch, vergiss das nicht. So ein schwarzes Spitzending.«

Vor meinen Augen verschwamm alles. Ich versuchte mich loszureißen, aber er hielt mein Handgelenk so fest umklammert, dass sich seine Finger in mein Fleisch bohrten. »Was soll das?«, fragte ich. »Wenn Sie glauben, dass Sie mich erpressen können, dann sind Sie noch dümmer, als Sie aussehen.«

»Ach ja?«, erwiderte er. »Und wenn du glaubst, du kannst jetzt einfach durch diese Tür verschwinden und so tun, als wäre nichts passiert, dann ...«

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Ich holte mit der freien Hand aus und schlug ihm damit, so fest ich konnte, mitten ins Gesicht. Die roten Abdrücke, die meine Finger auf seiner Haut hinterließen, verblassten nur langsam.

»Du Miststück!«, keuchte er.

»Entschuldigen Sie, aber wenn Sie sich schlagen möchten«, hörte ich eine Stimme hinter uns, »dann tun Sie das bitte

draußen.«

»Ich gehe schon«, sagte ich. An mein Gegenüber gerichtet, fügte ich hinzu: »Und Sie halten sich besser von mir fern.«

»Du willst Ärger? Den kannst du haben!«, rief er mir nach, als ich ging. »Du bist im Arsch, das schwör ich dir!«

## 6

Ich wanderte eine Stunde lang in der Gegend herum. Mein Mittagessen bestand aus einer Nektarine, die ich mir auf dem Markt besorgte. Als ich schließlich ins Büro zurückkehrte, kochte ich immer noch vor Wut. Mein Zorn richtete sich nicht nur gegen diesen Mann, sondern auf eine bittere, verächtliche Weise auch gegen mich selbst. Benommen stolperte ich in unseren so genannten Konferenzraum und traf dort auf Meg und Trish, die sich gerade im Flüsterton unterhielten. Als Meg sich umdrehte und sah, dass ich es war, wirkte sie plötzlich verlegen, als hätte ich sie bei irgendetwas ertappt.

»Ich habe kurz mit Deborah gesprochen«, erklärte sie. »Über die verschiedenen Probleme, die wir im Moment haben.«

»Deborah?«, fragte ich. »Ich dachte, die ist auf einer Konferenz.«

»Sie ist früher zurückgekommen als geplant«, schaltete Trish sich ein.

»Und?«

»Wir haben sie auf ein paar der Problempunkte angesprochen. Wir wollten ihre Seite der Geschichte hören. Sie gab zu, in Verzug geraten zu sein. Sie hatte uns nur deshalb nichts gesagt, weil es Lolas Schuld war.«

»Was?«

Lola arbeitete erst seit zwei Monaten bei uns. Sie war jung und engagiert, aber trotz ihrer schnellen Auffassungsgabe ging ihr Zuständigkeitsbereich bisher noch nicht allzu weit über Kaffeekochen und Aktenschleppen hinaus.

»Deborah wollte sie in das Cook-Projekt mit einbinden.«

Trish berichtete, was dabei alles schief gelaufen war. Es schien eine komplizierte Geschichte zu sein, aber ich unterbrach sie

schon nach den ersten Sätzen.

»Nein, nein, nein«, sagte ich. »Das ist doch alles Blödsinn. Überlasst die Sache mir. Ich werde selbst mit Deborah reden. Sagt ihr bitte, dass ich sie in fünf Minuten sprechen will. Machst du das für mich, Trish? Ich muss vorher noch jemanden anrufen.«

Selbst jetzt konnte ich Deborah noch so sehen, wie Meg und ich sie gesehen hatten, als wir ein paar Monate zuvor unser erstes Gespräch mit ihr führten. Sie war groß, wirkte sehr gepflegt und machte einen äußerst selbstbewussten Eindruck. Wir hatten beinahe das Gefühl gehabt, als wäre sie diejenige, die zum Vorstellungsgespräch lud, und nicht wir. Dass wir menschlich nicht wirklich mit ihr warm wurden, störte uns nicht, ganz im Gegenteil. Wir waren ja nicht auf der Suche nach einer neuen Freundin. Wir wollten eine hart arbeitende, kompetente Mitarbeiterin. Als Deborah zur Tür hereinkam, hatten wir sofort den Eindruck, dass sie sämtliche Anforderungen erfüllte. Ihr Arbeitszeugnis war allerdings ein wenig seltsam gewesen. Anscheinend hatte sie sich mit ihrem letzten Arbeitgeber zerstritten, aber selbst das störte uns nicht. Vor allem mich nicht. Mir gefiel die Vorstellung, jemanden mit Ecken und Kanten, mit Biss einzustellen, und das sagte ich auch zu Meg. Brave Angestellte hatten wir schon genug. Nur, dass sie eigentlich gegenüber anderen mit Biss auftreten sollte, nicht gegenüber uns selbst.

Als sie jetzt den Konferenzraum betrat, wirkte sie so beeindruckend wie immer.

»Wie war's in Roehampton?«, fragte ich.

»Ganz okay.«

»Irgendwas Besonderes?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Nicht wirklich«, antwortete sie. »Ich bin ein bisschen früher gefahren.«

»Ach, hör doch auf!«, sagte ich. »Ich habe gerade mit Jo Palmer gesprochen, die zufällig diese Konferenz leitet. Du bist dort überhaupt nicht aufgetaucht.«

Ich muss zugeben, dass es mich beeindruckte, mit welcher Souveränität Deborah darauf reagierte, dass ich sie ertappt hatte. Ihr Blick wirkte irritiert und leicht verletzt. »Hast du mir hinterherspioniert?«, fragte sie.

»Das ist mein Job«, entgegnete ich. »Ich leite diese Firma.«

»Ich war auf der Konferenz«, erklärte sie. »Kann sein, dass ich vergessen habe, mich registrieren zu lassen.«

Aber ich hatte meine Akte parat. Ich schlug sie auf und breitete die Kopien, die ich gemacht hatte, vor ihr aus, als handelte es sich dabei um ein unschlagbares Blatt Pokerkarten.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Du weißt genau, was das ist«, gab ich zurück. »Ich habe mit den anderen darüber gesprochen, was wir deinetwegen unternehmen sollen, und in einem schwachen Moment dachte ich, wir könnten dich mit einer Abmahnung davonkommen lassen.

Aber dann hast du versucht, die Schuld auf Lola zu schieben. Was sollte denn das?«

»Sie ist noch unerfahren«, antwortete Deborah. »Ich habe sie gedeckt.«

»Bist du verrückt?«, fragte ich. »Gibst du eigentlich nie auf? Sieh dir doch diese Unterlagen an! Du hast gelogen. Du hast die Firma hintergangen.«

Sie erwiderte meinen Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich bin gut in meinem Job«, erklärte sie. »Und das weißt du.«

»Du bist gefeuert.« Ich warf einen Blick auf meine Uhr, um festzustellen, welches Datum wir hatten. Ich konnte im Moment nicht mal sagen, welche Jahreszeit gerade war. Jedenfalls fielen die Blätter von den Bäumen. »Wir werden dich bis Ende des Monats weiterbezahlen, aber ich möchte dich hier in der Firma

nicht mehr sehen.«

Deborah schwieg eine ganze Weile. Nun hatte ich ihre ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Das kannst du nicht machen!«, sagte sie schließlich. »Ich habe einen guten Job aufgegeben, um zu euch zu kommen. Ich habe eine Wohnung. Ich muss eine Hypothek abbezahlen.«

»Du hast Recht«, entgegnete ich. »Du bist gut in deinem Job. Ich weiß nicht, was schief gelaufen ist, aber hier bei uns kannst du definitiv nicht bleiben. Ich frage mich, ob du vielleicht Hilfe brauchst ...«

Deborah verzog das Gesicht, als wäre der Raum von einem schrecklichen Gestank erfüllt. »Rede nicht so herablassend mit mir, du arrogante ...« Sie hielt einen Moment inne, als würde ihr kein Schimpfwort einfallen, das schlimm genug für mich war. »Weißt du eigentlich, dass dich niemand mag? Du hältst dich für brillant, rennst hektisch herum und spielst das verrückte Huhn, das mit seinem unwiderstehlichen Charme alle um den Finger wickelt, aber uns kannst du nichts vormachen. In Wirklichkeit bist du richtig erbärmlich, eine Mogelpackung.«

Ich holte tief Luft und zwang mich, ruhig und langsam zu sprechen. »Du solltest jetzt besser gehen«, sagte ich.

Sie lachte. »Du hältst dich für so wahnsinnig clever, aber eines Tages wird irgendjemand dafür sorgen, dass du auf deine arrogante kleine Nase fällst.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Soll das eine Drohung sein, Deborah?«

Als sie sich anschickte zu gehen, funkelten ihre Augen vor Zorn. »Du bildest dir ein, dass vor dir alle auf die Knie fallen, stimmt's? Eines Tages aber wird einer aufstehen, und dann wirst du schon sehen, was passiert. Da reicht ein Einziger.«

Sie fegte aus dem Büro wie ein Wirbelwind. Als sie weg war,

entschloss ich mich zu einem kleinen Ausflug in die Old Compton Street. Dort gibt es eine Bäckerei, die ganz besondere Sahnetörtchen macht. Ich kaufte zehn Stück, für jeden im Büro eins, und zehn Cappuccino. Als ich zurück in die Firma kam, machten Trish und Meg immer noch einen ziemlich geschockten Eindruck. »Glaubt ihr, meine Entscheidung war falsch?«

Die beiden wechselten einen Blick.

»Ich weiß nicht«, sagte Meg. »Das Ganze war ziemlich kompliziert.«

»Nein, war es nicht.«

Ich rief alle zusammen und sprach kurz über die Probleme in der Firma und wie wichtig es sei, dass wir miteinander redeten, wenn etwas falsch lief, aber mein Versuch, eine motivierende Rede zu halten, endete damit, dass sich alle den Sahnetörtchen zuwandten. Man hätte meinen können, auf einem Kindergeburtstag zu sein.

Fünfundvierzig Minuten später saßen Meg und ich im Auto und verließen London. Meg betätigte sich als zuverlässige Kartenleserin, und ich fuhr zu schnell. Wir waren unterwegs, um den Veranstaltungsort unseres nächsten Wochenendevents zu inspizieren. »Veranstaltungsort« klingt so formell und nüchtern, als handelte es sich um ein modernes Hotel mit identisch ausgestatteten Zimmern, überteuerten Minibars und einem schicken kleinen Fitnessraum. Aber dem war nicht so. Es handelte sich vielmehr um eine noch nicht ganz ausgebaute, mit wildem Wein überwucherte Wassermühle in Oxfordshire. Zusätzlich zu dem Mühlbach gab es am Ende des weitläufigen Grundstücks einen kleinen, mit Entengrün bedeckten See. Das Haus selbst verfügte über sechs verwinkelte Schlafzimmer, bei deren Anblick man gleich den Verdacht hegte, dass unter der Tapete die Feuchtigkeit lauerte. Für unsere Zwecke war das Ganze perfekt: Kletterbäume für Erwachsene, Wasser zum Reinfallen, ein langes, mit Fensterläden versehenes Esszimmer,

in dem man abends in großer Runde beieinander sitzen konnte, und meilenweit kein anderes Gebäude. Die Mühle gehörte seit kurzem einem Paar, das Meg über gemeinsame Freunde kannte. Die beiden hatten genug von ihrem stressigen Leben in London.

»Es ist ein gutes Gefühl, so mit dir durch die Gegend zu fahren«, stellte ich fest. »Ganz wie in alten Zeiten, als wir beide den Laden noch allein geschmissen haben.«

»Ja«, antwortete Meg mit einem gekünstelten Lachen. »Das waren noch Zeiten.« Sie schwieg einen Moment. »Wahrscheinlich hattest du Recht«, sagte sie dann. »Wegen Deborah. Ich hoffe nur, dass sie keine gerichtlichen Schritte gegen uns unternimmt.«

»Ich hoffe schon«, entgegnete ich. »Dann zeigen wir es ihr so richtig.«

Meg hustete lediglich.

London kann sehr unterschiedlich wirken, je nachdem, in welche Richtung man es verlässt. Wenn man nach Oxford fährt, scheint sich die Stadt endlos hinzuziehen, schließt man jedoch für einen Moment die Augen, ist plötzlich alles grün.

Nachdem es schon den ganzen Vormittag nach Regen ausgesehen hatte, begann es nun tatsächlich zu nieseln. Ich schaltete den Scheibenwischer an und startete durch die Halbkreise, die die Wischblätter nach jeder Bewegung hinterließen, auf eine graue Landschaft. Ich machte das Radio an, drückte einen Knopf nach dem anderen und wechselte eine Weile zwischen den verschiedenen Sendern hin und her, ehe ich es frustriert wieder ausschaltete.

\*

Corinne und Richard warteten bereits auf uns. Sie hatten in dem

großen Wohnzimmer den Kamin angeheizt und eine Kanne Kaffee gekocht. Corinne reichte eine Platte mit kleinen Himbeerbiskuitkuchen herum, von denen ich mir gleich zwei nahm. Nachdem ich eine Weile vor mich hingefuttert hatte, streckte ich zufrieden seufzend die Beine aus, um die Wärme des Kaminfeuers noch besser zu spüren. Draußen gurgelte der Bach vorbei, und jedes Mal, wenn die Sonne zwischen den grauen Wolken hervorlugte, warf sie schwache Lichtstrahlen über den Holzboden.

»Vielleicht sollte ich das auch machen«, sagte ich.

»Was?«

»Aus London weglaufen.«

»Ich würde das hier nicht wirklich als Weglaufen bezeichnen.«

»Einfach aussteigen«, fügte ich verträumt hinzu. »Einen Neuanfall starten.«

»Was? Einen Neuanfall?«

»Einen Neuanfang«, korrigierte ich mich. Mir begannen die Augen zuzufallen, deswegen riss ich sie energisch auf, setzte mich aufrechter hin und trank in großen Schlucken den starken Kaffee. Draußen hatte es mittlerweile wieder zu regnen begonnen. Ich warf einen Blick in den nassen, sattgrünen Garten hinaus. Am Samstag würden sich dort sieben Männer und fünf Frauen mit Spielen vergnügen.

»So«, sagte ich und griff nach dem letzten Kuchen. »An die Arbeit!«

\*

Wir sahen uns als Erstes die Schlafzimmer an. Sehr schön, bis auf die Tatsache, dass das oberste Stockwerk nicht ganz den Brandschutzvorschriften entsprach. Dann statteten wir der

Küche einen Besuch ab, in der es eine wunderschöne halbhohe Tür gab, die auf den plätschernden Bach hinausging.

»Entspricht das den Sicherheitsvorschriften?«, fragte Meg, die stets praktisch dachte.

»Wir eröffnen hier doch keine Kinderkrippe«, antwortete ich.

»Sie ist immer abgeschlossen«, erklärte Richard. »Solche architektonischen Details muss man erhalten.«

Es bereitete mir ziemliche Schwierigkeiten, den schweren Riegel zu lösen, aber schließlich schaffte ich es doch, die kleine Tür aufzuschieben und den Kopf hinauszustrecken. Wassertropfen klatschten gegen meine Wangen, und der Wind peitschte mir die Haare ins Gesicht. Seufzend schloss ich die Augen.

»Holly?«

»Mmmm. Ich komme schon.«

Ich zog den Kopf zurück und schloss die Tür.

»Sollen wir das Essen für Samstagabend durchsprechen?«, fragte Corinne.

»Ich bin sicher, es ist alles bestens.«

»Fürs Mittagessen habe ich eine Speisekarte zusammengestellt, ebenso für das Frühstück am Sonntag, außerdem gibt's eine Liste mit den Zutaten für das Currygericht, das die Gruppe gemeinsam kochen soll, also wenn ihr einen Blick darauf werfen wollt und –«

»Ich bin sicher, es ist alles bestens«, wiederholte ich.

»Oh.« Corinne wirkte leicht verblüfft, fing sich aber gleich wieder. »Dann wären da noch die Getränke«, fuhr sie in munterem Ton fort.

»Wir haben vollstes Vertrauen zu euch.«

»Aber –«

»Stellt einfach sicher, dass mehr da ist, als ihr für nötig haltet, und verdoppelt das Ganze dann noch mal. So, und jetzt lasst uns

einen Blick nach draußen werfen.«

»Soll ich euch Stiefel leihen? Das Gras ist noch nass.«

»Das macht nichts.«

Meg und ich liefen am Bach vorbei durch einen Teil des Gartens, in dem früher wohl mal Gemüse angebaut worden war, und dann über den weichen, mit Nässe voll gesogenen Wiesenboden auf den See zu. Alles war wundervoll feucht und grün. Ich hob einen Stein auf und warf ihn ins Wasser. Das Entengrün schloss sich sofort wieder über ihm. Wir sahen uns an und kicherten.

»Ich freue mich schon, wenn sie alle vom Floß kippen und in das Wasser da fallen«, sagte ich.

»Wir wollen doch, dass sie uns ihren Freunden empfehlen«, gab Meg zu bedenken.

»Hinterher wickeln wir sie in Decken und becircen sie mit unserem Charme«, antwortete ich. »Wenn wir dann noch ein bisschen mit den Wimpern klimpern, werden sie uns schon weiterempfehlen.«

Meg zog ein Gesicht. »Das klingt, als wären wir ein Begleitservice.«

»Sind wir das nicht?«, gab ich zurück.

»Hör auf, Holly! Ich mag es nicht, wenn du so redest. Du hast doch die Briefe gesehen, die wir bekommen haben – da war von höherer Produktivität und verbesserter Arbeitsmoral die Rede.«

Ich legte einen Arm um ihre Schultern. »Das stimmt, meine Liebe«, beruhigte ich sie. »Und unseren Prospekt habe ich auch gelesen. Sag mal, fällt dir nichts auf?«

»Was meinst du?«

»Es gibt hier ein paar Vögel, die störende Geräusche von sich geben, und der Wind rauscht ein bisschen in den Bäumen, aber ansonsten ist fast nichts zu hören. Kaum zu fassen, dass London zur selben Welt gehört.«

»Wir fahren gleich zurück.«

»Viel lieber würde ich mir jetzt ein Zimmer hier nehmen und mich ins Bett legen. Du könntest mich dann ja wecken, wenn du am Wochenende kommst.«

»Leider musst du dich vorher noch um ein paar Dinge kümmern. Zum Beispiel um deinen Ehemann.«

Bei der Rückfahrt saß Meg am Steuer, und ich versuchte mich als Kartenleserin, aber hauptsächlich war ich mit Reden beschäftigt. »Nachdem ich mir schon kein Zimmer nehmen konnte, würde ich jetzt am liebsten nach hinten klettern und auf dem Rücksitz schlafen«, sagte ich schließlich.

»Tu dir keinen Zwang an.«

Viele Leute meinen, das sei die Situation gewesen, in der sie sich als Kinder am geborgensten gefühlt hätten. Ich erinnere mich nur daran, dass mein Vater mal mit uns zu einer Party außerhalb von London fahren wollte, dann aber nicht hinfand, woraufhin meine Eltern zu streiten begannen und mein Vater die Kontrolle über den Wagen verlor, sodass wir am Ende in einem Straßengraben landeten, aus dem uns ein Bauer mit seinem Traktor wieder herausziehen musste. Irgendwie war das Ganze sogar recht lustig gewesen.

Ich kroch nicht auf den Rücksitz, aber ich schlief tatsächlich ein und wachte erst wieder auf, als Meg vor meiner Tür anhielt und in fröhlichem Ton verkündete, dass wir zu Hause seien.

»Du bist die beste Autofahrerin der Welt«, sagte ich. »Ich habe von der Fahrt überhaupt nichts mitbekommen.«

## 7

Dann war plötzlich Sonntagabend, und es war alles vorbei. Als ich ins Haus zurückkam, traf ich Meg in Corinnes und Richards Küche an, die Hände um eine Kaffeetasse gelegt. »Du kannst wieder rauskommen«, sagte ich. »Sie sind weg.«

Meg grinste mich müde an. »Bist du sicher, dass sich nicht noch irgendwo einer versteckt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hab sie bei der Verabschiedung genau gezählt«, erklärte ich. »Ist davon noch was da?«

Meg nickte zu einer Kanne hinüber, die neben dem Spülbecken stand. Ich griff nach einer von den großen, mit fröhlichen Aufschriften bedruckten Tassen und schenkte mir den starken schwarzen Kaffee ein. »Irgendwie habe ich hinterher immer das Gefühl, es müsste noch was kommen«, stellte ich fest. »Rufe nach ›Zugabe‹ und Blumensträuße.«

»Hauptsache, ihre Schecks sind gedeckt«, entgegnete Meg. »Wie viel Schlaf hast du erwischt?«

»Keine Ahnung. Hab ich überhaupt geschlafen?«

»Ich schon.«

»Ja, irgendwie schaffst du das immer.«

»Das ist ja auch kein Verbrechen, oder? Schlafen ist weder etwas Unmoralisches noch ein Zeichen von Faulheit. Man muss nicht die ganze Nacht aufbleiben, um sich zu beweisen.«

»Ich weiß. Meg?«

»Ja?«

»Fühlst du dich auch manchmal völlig ausgequetscht?«

»Ausgequetscht?«

»Wie einer von den alten Lappen, die man zum Putzen nimmt. Hinterher wringt man sie aus, und eine Menge widerliches

Dreckwasser läuft heraus.«

»Habe ich das jetzt richtig verstanden?«, fragte Meg. »Wenn du in diesem Bild der alte Lappen bist, dann steht das widerliche Dreckwasser wohl für die Angestellten von Macadam Associates, mit denen wir gerade das Wochenende verbracht haben?«

»Und dann legt man den Lappen in einen Schrank, und wenn man ihn das nächste Mal braucht, ist er ganz starr und eklig.«

Megs Ton wurde eine Spur ernster. »Es ist Sonntagabend. Draußen regnet es. Und du hast die letzten Tage hart gearbeitet.«

»Ich weiß nicht, ob ›hart‹ das richtige Wort ist. ›Hohl‹ trifft es wahrscheinlich eher.«

»Du bist müde«, fuhr sie fort. »Am besten, ich fahre dich jetzt auf der Stelle nach Hause zu Charlie. Dann nimmst du ein schönes Bad und gehst anschließend gleich ins Bett. Und den Wecker stellst du ab.«

»Ja.«

»Wir können morgen später anfangen. Ich glaube, zumindest das sind wir uns schuldig.«

»Anstelle einer anständigen Bezahlung.«

»Vielleicht werden wir uns schon bald ein richtiges Gehalt auszahlen können. Es läuft schließlich recht gut.«

»Manchmal glaube ich, das einzig Erwachsene an meiner Ehe ist die Tatsache, dass wir angefangen haben, uns wegen unserer Hypothek Sorgen zu machen.«

»Wir schaffen das schon«, meinte Meg.

»Du hast heute so was Beruhigendes.«

Sie warf mir einen kurzen Blick zu. »Dafür bin ich doch da, oder?«

»Und was ist mit dir?«

»Wie meinst du das?«

»Wirst du dich wieder mit diesem Typen treffen? Todd? Oder war ich so biestig zu ihm, dass er von dir jetzt auch nichts mehr wissen will?«

»Ich weiß nicht«, antwortete sie, ohne mich anzusehen.

»Habt ihr euch schon –«

»Lassen wir das Thema. Ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Wann immer dir danach zumute ist ...«, sagte ich. Eigentlich wollte ich noch etwas hinzufügen, fand aber nicht die richtigen Worte.

Jeder Mensch hat seine eigene Geschichte, aber manchmal weiß man nicht so recht, wie diese Geschichte aussieht oder wie man selbst hineinpasst. Mal angenommen, deine eigenen Eltern halten dich für oberflächlich und verantwortungslos, deine Freunde finden dich gesellig und extrovertiert, und in der Arbeit betrachten sie dich als strahlenden Mittelpunkt des Ganzen. Voilà, schon bist du in einem bestimmten Bild von dir gefangen, in deinen eigenen engen Grenzen, und das Schlimme daran ist, dass dir das selbst meist gar nicht bewusst wird. Und da wir uns alle selbst ein Rätsel sind und andere Leute brauchen, die uns definieren und Realität verleihen, fängst du mit der Zeit an, dich selbst auch so zu sehen. Das ist die Geschichte, in der du zu stecken glaubst. Eine Komödie. Eine Farce. Du verlierst die anderen Teile von dir. Hin und wieder aber ist es dir vergönnt, dich anders zu sehen, anders zu beschreiben. Du wirst zu einer völlig anderen Geschichte, tiefgründiger, fremdartiger und interessanter, mit neuen Bedeutungen.

Meg und ich verdienen unser Geld damit, dass wir Menschen aufrütteln, sie für eine Weile ein neues Muster finden lassen. Aber dann gehen sie nach Hause, wir gehen nach Hause, und was hat sich wirklich verändert? Deine alte Welt schließt sich wieder um dich, dein altes Selbst kehrt zurück. Die Leute glauben, dass sie ihr Leben und sich selbst ändern können. Du baust ein Floß und überquerst einen See, du spielst ein Spiel, bei

dem du lockerlassen und dich rückwärts in die Arme eines Kollegen fallen lassen musst, du sitzt mit anderen in einem großen Kreis und redest über all die Dinge in deinem Leben, die du falsch gemacht hast, die Entscheidungen, die du bereust. Und hinterher wirst du in der Lage sein, neu durchzustarten.

Wenn ich »du« sage, meine ich natürlich mich, Holly Krauss, der ich nicht entkommen kann, wie sehr ich mich auch anstrenge. An diesem Wochenende hatte ich mich so sehr bemüht, so sehr wie nie zuvor, die energiegeladene Person in dieser ganzen Schar energiegeladener, überdrehter Menschen zu sein, und nun war mein Tank leer, mein Schrank geplündert.

Ich musste an Stuart denken, einen der Teilnehmer. Er war um die vierzig, vielleicht ein bisschen älter, ein schlaksiger Typ mit langem, ein wenig schmutzig wirkendem strohfarbenem Haar und einer etwas dekadenten Art. Ständig hatte er eine von seinen penetrant riechenden selbst gedrehten Zigaretten im Mundwinkel hängen und lief die ganze Zeit in derselben alten, abgewetzten Lederjacke herum. Er war der Zyniker der Gruppe, der während unserer Spiele immer leicht spöttisch grinste. Ich hatte ihn als meine persönliche Herausforderung betrachtet, die harte Nuss, die es zu knacken galt. Deswegen gesellte ich mich nach dem Abendessen zu ihm, und wir blieben auf, bis alle anderen längst im Bett waren und man nur noch das Rauschen des Windes und das Plätschern des Bachs draußen hörte. Nachdem wir ziemlich viel Scotch aus der von Richard auf dem Tisch stehen gelassenen Flasche getrunken hatten, erzählte er mir von seinen beiden Söhnen.

»Sie sind fast schon junge Männer«, erklärte er. »Ich habe ihre Mutter verlassen, als sie drei und zwei Jahre alt waren. Ich hatte mich damals hoffnungslos in eine andere Frau verliebt, was aber auch nicht lange gut ging. Jedenfalls sind sie inzwischen Teenager. Mein Gott, Fergal ist fast neunzehn. Sie haben Freundinnen und nehmen Drogen, und ich bin für sie quasi unsichtbar. Sie sehen einfach durch mich hindurch. Was ich

sage, scheint bei ihnen gar nicht anzukommen.«

»Das wird sich ändern, wenn sie älter sind«, erklärte ich.

»Vielleicht. Wahrscheinlich. Aber es ist ein ganz seltsames Gefühl. Als würde ich gar nicht existieren. Ich fühle mich wie ein Geist in meinem eigenen Leben.«

Er drehte sich eine neue Zigarette und schob sie sich in den Mundwinkel.

»Ich wette, Sie haben sich noch nie so gefühlt«, fuhr er fort, nachdem er sie sich angezündet und einen langen Zug genommen hatte. »Bestimmt hat Sie noch nie jemand so behandelt, als würden Sie nicht existieren. Wieso auch? Bei Ihnen käme kein Mensch auf die Idee. Und wenn doch, dann würden Sie es sich nicht gefallen lassen, stimmt's?« Er stieß ein trockenes Lachen aus.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich. »Ich wünschte, es würde mal jemand versuchen. Vielleicht würde es mir ja gefallen.« Ich bat ihn, mir auch eine zu drehen. Nach ein paar geübten Handgriffen reichte er sie mir. Ich schenkte uns noch mal Whisky nach.

»Und was ist mit Ihnen?«

»Mit mir?«

»Was ist Ihre Geschichte?«

Meine Geschichte. Für solche Gelegenheiten hatte ich ein Repertoire an Anekdoten auf Lager, die ich inzwischen relativ schmerzfrei erzählen konnte: die geschäftlichen Bruchlandungen meines Vaters, die mir damals so lustig erschienen waren, rückblickend aber gar nicht mehr so amüsant wirkten. Oder war es vielleicht andersherum? Wurden sie erst lustig, wenn man Anekdoten daraus machte? Oder die beiden Male, als ich von der Schule geflogen war, das erste Mal wegen aufsässigen Verhaltens, das zweite Mal wegen Drogen. Von zu Hause ausgerissen war ich auch einmal: Mit elf hatte ich mir den von allen geliebten Familienhund geschnappt und es immerhin bis

ans Ende der Straße geschafft. Das war eine süße Geschichte. Die hätte ich ihm erzählen können. Aber ich schüttelte den Kopf. »Ein andermal. Jetzt muss ich wirklich ins Bett.«

»Ich hasse es, älter zu werden.«

Innerlich stöhnte ich laut auf. Das war die düsterste Phase der Nacht: die frühen Morgenstunden, prädestiniert für alkoholselige Beichten. »Warum denn das?«

»Es ist einfach alles zum Kotzen. Türen gehen zu, Träume verflüchtigen sich. Die eigenen Kinder behandeln einen, als wäre man von vorgestern. Als ich in Ihrem Alter war, erschien mir alles noch so leicht. Damals betrank man sich und war am nächsten Tag topfit. Mir wird es morgen früh beschissen gehen, aber ich wette, Sie sehen bestimmt taufrisch aus.«

»Apropos morgen früh ...«

»Man denkt sich: Und das soll's jetzt gewesen sein? Das Leben, das ich eigentlich führen wollte. Was ist daraus geworden?«

»Wie alt sind Sie? Vierzig? Einundvierzig? Da ist es doch wirklich noch ein bisschen früh, sich –«

»Und dann ist da noch das Thema Sex.«

»Stuart ...«

»Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen das erzähle. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass Sie mich nicht auslachen werden. Im Gegensatz zu manchen anderen Leuten. Ich war im Bett immer ziemlich gut, müssen Sie wissen.«

Als wäre Sex so etwas wie Hochsprung oder Kopfrechnen, dachte ich.

»Da gab's nie irgendwelche Probleme«, fuhr er fort. Er schenkte sich ein weiteres Mal nach und leerte das Glas in einem Zug. »Erst in den letzten paar Jahren.«

»Ah«, sagte ich so neutral wie möglich.

»Nun ja, ich kann nicht mehr so – Sie wissen schon –, ich

kann mich nicht mehr auf meinen Körper verlassen. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich denke schon.«

»Das ist ein richtiger Teufelskreis – je weniger Selbstvertrauen ich habe, desto mehr wird das Ganze zum Problem. Ihr Frauen könnt euch gar nicht vorstellen, wie das ist.« Er lief knallrot an. »Früher hatte ich mich immer so gut unter Kontrolle. Jetzt ist es ... na ja, es ist zu schnell vorbei. Wissen Sie, was ich meine?«

Ich beschränkte mich auf ein vages Brummen.

»Jetzt halten Sie mich bestimmt für einen erbärmlichen Versager.«

»Nein, überhaupt nicht. Ich wette, viele von Ihren Kumpels haben schon ähnliche Phasen durchgemacht, auch wenn sie nie darüber reden.«

»Meinen Sie?«

»Ganz bestimmt.«

»Ich denke mir die ganze Zeit, dass es irgendwo da draußen eine Frau geben muss, die mir darüber hinweghelfen kann. Ich habe auch schon ein bestimmtes Bild im Kopf. Es müsste eine sein, die äußerlich ganz kühl und beherrscht wirkt.«

Wenigstens dachte er nicht an mich.

»Die aber unter der kühlen Schale aufgewühlt und leidenschaftlich ist.«

»Also ...«, begann ich.

»Ich hätte meine Frau damals nicht betrügen sollen. Dann wäre mir das wahrscheinlich nie passiert. Vielleicht bekomme ich nur, was ich verdient habe. Vielleicht ist es die gerechte Strafe, dass Gott mich jetzt zum Gespött der Leute macht. Haben Sie Ihren Mann jemals betrogen?«

»Nein.« Irgendwie schaffte ich es, durch meinen Tonfall meine Entrüstung darüber zum Ausdruck zu bringen, dass er mich das überhaupt zu fragen wagte, und fügte hinzu: »Wir sind

erst seit gut einem Jahr verheiratet.«

»Wie heißt er?«

»Charlie.«

»Ich hoffe, Charlie weiß, was für ein Glückspilz er ist.«

Meg setzte mich kurz nach neun zu Hause ab. Sie sagte, sie wolle nicht mehr mit reinkommen, schließlich hätten wir uns dieses Wochenende schon lange genug gesehen, aber dann begleitete sie mich doch noch ins Haus. Drinnen trafen wir Charlie in Gesellschaft seines alten Freundes Sam an. Die beiden lümmelten im dunklen Wohnzimmer auf dem Sofa und schauten sich eine DVD an. Ich küsste Charlie auf den Scheitel und nahm einen Schluck aus seinem Weinglas.

»Hallo«, sagte er und streckte eine Hand nach mir aus. »Hallo, Meg.«

»Hallo«, antwortete sie. Wie immer wurde sie dabei ein wenig rot.

»Ist euer Wochenende gut gelaufen?«

»Ja, aber es war extrem anstrengend.«

»Möchtet ihr etwas zu trinken? Oder zu essen? Es könnte sogar sein, dass noch ein Stück Pizza übrig ist.«

»Bloß eine Tasse Tee. Ich mach das schon.«

»Keine Sorge. Ich kapiere sowieso nicht, was in diesem Film abläuft.«

Mit diesen Worten stand er auf und verschwand in die Küche, gefolgt von Meg. Ich konnte die beiden miteinander reden hören, dann brach Charlie in lautes Gelächter aus. Ich ließ mich neben Sam auf dem Sofa nieder und starrte auf den Bildschirm. Irgendetwas flog gerade in die Luft.

»Worum geht es?«, fragte ich.

»Es ist ein bisschen kompliziert«, antwortete Sam. »Der Typ

ist ein Auftragskiller, der sich bereit erklärt hat, einen letzten Auftrag zu erledigen. Und seine Tochter ist entführt worden. Wir vermuten, dass beides irgendwie zusammenhängt.«

»Hast du deine Steuererklärung fertig?«, rief ich zu Charlie hinüber.

»Ich hab zumindest angefangen«, antwortete er.

»Ich dachte, das wäre schon ganz eilig.«

Darauf kam keine Antwort.

Ich ging in den Garten hinaus. Er wirkte im Moment noch wie Ödland, aber Charlie und ich hatten Pläne damit. In der Mitte sollte sich ein gepflasterter Weg dahinschlängeln, zu beiden Seiten würden wir Rasen säen, am hinteren Ende einen Apfelbaum und einen Kirschbaum pflanzen und – das war meine Aufgabe – neben der Küchentür eine kleine gekieste Terrasse anlegen, auf die ich Dutzende von Terrakottatöpfen mit Sträuchern, duftenden Blumen und dekorativen Bäumchen stellen wollte. Ich hatte sogar schon einen Lorbeerbaum bestellt. Ich lehnte mich an die Wand, an der Jasmin und Geißblatt hochgezogen werden sollte, und stellte mir vor, wie ich im Sommer mit einem Glas kaltem Weißwein in der Hand draußen sitzen und Charlie dabei zusehen würde, wie er an dem Grill hantierte, den er für uns bauen wollte.

Jetzt aber war es kalt und dunkel hier, sodass ich schon nach wenigen Minuten wieder hineinging. Meg sagte, sie sei gerade am Aufbrechen, und ausnahmsweise versuchte ich nicht, sie zum Bleiben zu überreden. Ich musste dringend unter die Dusche. Obwohl ich so erschöpft war, fühlte ich mich nach dem Stress des Wochenendes immer noch total aufgedreht und hoffte, dass das Wasser mich beruhigen würde, sodass ich bald ins Bett gehen und schlafen konnte. Hinterher schlüpfte ich in den Pyjama, den Charlie mir geschenkt hatte, und gesellte mich wieder zu den Männern. Doch der Film war so hektisch und nervenaufreibend, dass ich davon nur noch unruhiger wurde. Ich

ging nach oben und griff nach dem Roman, den ich gerade las, aber nach ein paar Seiten wurde mir klar, dass ich nichts von dem Gelesenen aufgenommen hatte und von vorn würde beginnen müssen. Offenbar war ich nicht in der Stimmung zum Lesen. Ich brauchte irgendeine Beschäftigung, bei der ich mein Gehirn ausschalten konnte. Also tappte ich die Treppe wieder hinunter und spähte in Charlies Arbeitszimmer. Bei dem Anblick, der sich mir bot, entgleisten mir sofort die Gesichtszüge.

Als ich das erste Mal hörte, dass Charlie Illustrator war, glaubte ich zu wissen, was das heißt. »Illustrator« bedeutete nicht dasselbe wie »Künstler«, ein für mich sehr vages und zugleich sehr beeindruckendes Wort voller Potential für die Phantasie. »Illustrator« war konkreter und präziser, mit klaren Grenzen und einem Element des Rationalen. Ein Illustrator hatte einen Auftrag und einen Termin, ein konkretes Thema und eine Mappe. Ich stellte mir vor, dass Lektoren oder Redakteure bei Charlie anrufen und ihn beauftragen würden, etwas für eine Zeitung zu zeichnen, das am nächsten Tag fertig sein musste, oder etwas für eine Zeitschrift, das er eine Woche später abliefern musste, oder einen Buchumschlag zu entwerfen, für den er sich mehrere Monate Zeit lassen konnte. Vielleicht würde er auch Kinderbücher illustrieren. Ich hatte ihn mir in einem ordentlichen, luftigen Raum vorgestellt, mit einem großen Zeichentisch und einem Gefäß voller gespitzter Bleistifte. Das schien auch genau zu dem zu passen, was ich an ihm feststellte: dass er verträumt und introvertiert war, aber gleichzeitig solide und humorvoll, zerstreut, aber doch akribisch und auf seine Aufgabe konzentriert. Er hatte zarte, aber zupackende Hände, die in der Lage waren, Dinge herzustellen (Holzschnitzereien, Regalfächer und kunstvolle Holzkisten, einen Gokart für den autistischen Jungen drei Türen weiter) und Kaputttes zu reparieren (Fenster, Fahrräder, sämtliche Teller und Tassen, die ich zerbrach, sogar die Waschmaschine).

Allerdings war mir nicht klar gewesen, dass das Illustrieren ein ebenso hartes Geschäft ist wie jedes andere auch. Man muss mit seiner Mappe erst einmal bei Lektoren, Redakteuren und Agenten Klinken putzen gehen, um überhaupt einen Fuß in die Tür zu bekommen. Es geht darum, Kontakte aufzubauen und diese dann möglichst gut zu nutzen. Mittlerweile hatte ich begriffen, dass Charlie immer – selbst wenn wir miteinander im Bett lagen oder in Urlaub waren – im Hinterkopf hatte, dass jedes Jahr eine weitere Flut neuer, hungriger, talentierter Illustratoren aus den Kunstschulen auf die Leute losgelassen wurde, bewaffnet mit ihren Mappen, ihrem Ehrgeiz und ihren frischen, neuen Ideen.

Ich war fest entschlossen, wie eine Löwin für ihn zu kämpfen, seine Muse und seine Agentin zu sein, die ganze Drecksarbeit für ihn zu erledigen, denn dafür war er zu phlegmatisch und doch vielleicht zu sehr Künstler. Genau das liebte ich an ihm, aber gleichzeitig hasste ich es und hätte manchmal vor Frust die Wände hochgehen können. Ich hielt trotzdem meist den Mund, weil er so viel Talent besaß. Davon versuchte ich die Leute auch immer wieder zu überzeugen, aber die Einzigen, die mich wirklich verstanden, waren diejenigen, die ihn sowieso schon kannten und seine Arbeiten oder, noch besser, ihn selbst bei der Arbeit gesehen hatten. Wenn er aufs Papier starrte, trat ein ganz besonderer Ausdruck in seine Augen. Er konnte eine Linie oder einen Farbklecks so wundervoll sparsam und geschickt einsetzen und hatte ein unglaubliches Gefühl dafür, wo etwas hingehörte und wann es reichte und er aufhören musste. Ich wollte nicht die nörgelnde Frau sein, die ihn davon abhielt, sein Potential auszuschöpfen. Dafür hatte ich zu viele von den schrecklichen alten Filmen gesehen. Ich wollte nicht der Drache sein, der schimpfte: »Schon recht, Leonardo, geh ruhig und mal das *Abendmahl*, aber erwarte nicht von mir, dass ich noch da bin, wenn du zurückkommst.«

Er sagte immer, dass er es auf seine Art und in seinem Tempo

machen würde. Manchmal hieß das, dass er es überhaupt nicht machte. Termine verstrichen. Ich konnte es nicht ertragen, wenn das geschah. Es ging mir nicht nur ums Geld, auch wenn wir das weiß Gott dringend benötigten, weil die hohe Hypothek abzuzahlen war und Meg und ich die Firma gegründet hatten. Was ich am allermeisten hasste, war die Vergeudung von so viel Talent. Das ging mir dermaßen gegen den Strich, dass ich jedes Mal richtig entnervt und gereizt war, wenn es passierte. Ich versuchte, mich am Riemen zu reißen und nichts zu sagen, nicht zu nörgeln, weil es dadurch nur noch schlimmer wurde. Oft aber konnte ich meinen Mund dann doch nicht halten. Ich hatte mal eine Sammlung von van-Gogh-Briefen gelesen. Es handelte sich um Charlies Lieblingsbuch, seine Bibel sozusagen. Mir war aber während der Lektüre immer wieder durch den Kopf gegangen, dass van Gogh eigentlich nur eine einfühlsame Frau und ein bisschen medizinische Hilfe gebraucht hätte. Trotzdem hatte er die berühmten Bilder gemalt. Und sich umgebracht.

Charlies Papierkram war über den ganzen Boden verstreut. Es handelte sich größtenteils um Stapel von Briefen, die zum Teil noch ungeöffnet waren. Dazwischen lagen aufgeschlagene Bücher, deren Rücken bereits Knicke aufwiesen – eines über schwarze Löcher, eines über neue Evolutionstheorien, eine Anthologie mit Beschreibungen von Schachspielen. Die Van-Gogh-Briefe. Ich konnte mir Charlies Wochenende genau vorstellen: unzählige Tassen Tee und Kaffee. Eine Joggingrunde durch Highgate Woods. Ein bisschen Fernsehen. Ein paar Seiten eines Buchs, einer Zeitschrift. Irgendeine Reparatur im Haus. Ein Bier mit Freunden. Ein paar Stunden online. Eine Pizza zum Mitnehmen. Irgendwann hatte er sich dann endlich dazu aufgegriffen, seine Steuererklärung in Angriff zu nehmen. Er hatte die großen Stapel, die sich auf und neben seinem Schreibtisch türmten, in kleinere Stapel sortiert und über den ganzen Raum verteilt. Er hatte dem Grauen kurz ins Auge geblickt und dann den Rückzug angetreten. Wahrscheinlich war ihm in dem

Moment der Gedanke gekommen, Sam anzurufen. In solchen Situationen brauchte man Freunde, die einen von dem ablenkten, was man eigentlich tun sollte.

Die Küche sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Während die beiden Männer sich weiter den Film ansahen, begann ich zu putzen, zu schrubben und zu polieren. Als ich damit fertig war, stellte ich alles, was herumstand oder -lag, in die Schränke. Anschließend räumte ich die Schränke noch einmal komplett aus, nahm ihren Inhalt genau unter die Lupe und warf einen Teil davon in einen Müllsack, ehe ich den Rest erneut einräumte. Als Charlie hereinkam, war ich fast fertig und hatte das Gefühl, einen Berg erklommen zu haben und nun vom Gipfel aus auf ein schönes sonniges Tal hinunterzublicken.

»Das wollte ich doch machen«, sagte Charlie.

»Kein Problem. Ich hatte sowieso vor, hier mal richtig auszumisten.«

»Auszumisten?«

»Die Schränke. Ich habe eine Menge Zeug weggeschmissen. Zum Beispiel die Eismaschine, bei der irgendein Teil fehlte.«

»Aber das wollte ich doch ersetzen.«

»Wie denn? Wir leben nicht mehr im neunzehnten Jahrhundert. Es gibt keine Eisenwarenhandlungen mehr, in denen man Ersatzteile bekommt. Inzwischen ist es billiger, eine neue Maschine zu kaufen. Falls wir überhaupt eine brauchen. Was nicht der Fall ist, weil wir nie Eis machen. Genauso wenig wie selbst gemachte Nudeln. Die Maschine habe ich auch entsorgt. Sie war schon ganz rostig. Wir kochen eigentlich nie etwas, außer Toast und Eier mit Speck.«

»Wie schaffst du das bloß?«, fragte er. »Nach diesem anstrengenden Wochenende? Ich wette, du hast kaum geschlafen. Bist du denn gar nicht erschöpft?«

»Ganz im Gegenteil«, erklärte ich. »Das tut mir gut. Es hilft

mir, langsam wieder herunterzukommen.«

»Weißt du, ich mag es wirklich, wenn du diesen Pyjama anhast, aber manchmal bereue ich fast, dass ich ihn dir gekauft habe.«

Ich wusste, was er damit sagen wollte, tat aber so, als würde ich ihn nicht verstehen. Mein ganzer Körper schmerzte. Der Gedanke, angefasst zu werden, war mir im Moment unerträglich.

»Ich hab einen Blick in dein Arbeitszimmer geworfen ...«, begann ich.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte er.

»Deine Steuererklärung. Sie war letzte Woche fällig, oder? Oder schon vorletzte?«

»Ich mache es so schnell wie möglich«, antwortete er.

»Lass uns die Sachen rasch gemeinsam durchsehen.«

»Nun sei nicht albern. Es ist halb zwölf. Wie ich dich kenne, bist du das ganze Wochenende nicht zum Schlafen gekommen. Außerdem hast du selbst eine Firma, um die du dich kümmern musst.«

»Ich bin nicht müde, und ich möchte auch nur einen kurzen Blick darauf werfen. Nun komm schon!«

Ich schlüpfte in Hausschuhe und einen Bademantel und zerrte Charlie in sein Arbeitszimmer. Es war wirklich ein beklemmender Ort.

»Genauso sieht es in meinem Gehirn aus«, stellte er mit einem Lächeln fest.

»Bitte sag so was nicht.«

»Ich kümmere mich morgen darum«, erklärte er. »Ich verspreche es dir. Ich werde sogar ein paar von den Briefen aufmachen. Die mit den roten Aufklebern.«

Ich holte tief Luft. »Der wichtigste Rat, den wir bei der Grün-

dung von KS bekommen haben, war, mit den Leuten in Kontakt zu bleiben. Sie beginnen sich Sorgen zu machen, wenn sie nichts von einem hören. Das hier« – ich deutete auf das Schreckensszenario – »erinnert mich an ein kleines Kind, das die Hände vor die Augen hält und glaubt, man könnte es dann nicht sehen.«

Er zog eine Grimasse.

»Wir wollen doch nicht das Haus verlieren, Charlie.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht«, entgegnete er leichthin. »Du kannst mich immer noch umbringen und die Lebensversicherung kassieren.«

Ich holte einen Müllsack, meinen zweiten an diesem Abend, und ein Notizbuch, dann machte ich mich an die Arbeit. Ich öffnete sämtliche Briefe und begann sie auf verschiedene Stapel zu verteilen: richtige, nach einem bestimmten System angeordnete Stapel. Charlie protestierte zunächst, legte sich dann aber auf das alte Sofa und glitt in einen Zustand des Halbschlafs hinüber, aus dem ich ihn hin und wieder aufweckte, indem ich ihm irgendwelche Fragen stellte. Verpackungsmaterial, Werbung und anderer Müll wanderten in den Sack. Dann las ich alles durch und sortierte es zuerst thematisch und dann noch mal nach dem Schreckensgrad. Wie sich herausstellte, hatte Charlie keine anständige Buchhaltung geführt. Ich legte ein provisorisches Kassenbuch an, das bei einem Steuerbeamten wahrscheinlich gerade so durchgehen würde.

Nachdem ich Charlie erneut aufgeweckt hatte, machte er uns heiße Schokolade, in die wir Kekse tunkten. Meine Füße waren eiskalt, und ich spürte, dass ich langsam ein bisschen herunterkam. Hinter meinen Augen lauerte eine große Müdigkeit, bereit, über mich herzufallen. Ich legte die Stapel, die man vergessen konnte, auf den Boden, kritzelte Zahlen in das Kassenbuch, machte mir Notizen, stupste zwischendurch Charlie an, sortierte die kleiner gewordenen Stapel neu und reduzierte sie dann

immer weiter, bis am Ende nur noch sechs wirklich dringende Schreiben übrig waren. Bei dreien davon handelte es sich um unbezahlte Rechnungen, die anderen drei waren Honorarrechnungen, die Charlie nie abgeschickt hatte.

Als Charlie wieder eingedöst war, stieß ich in der untersten Schublade seines Schreibtisches auf einen Brief, den er offenbar wütend zusammengeknüllt hatte, bevor er ihn dort hineinschob. Die Unterschrift nicht mitgerechnet, war das Schreiben drei Zeilen lang: die negative Antwort eines Verlags, der Charlies Konzept eines graphisch gestalteten Romans ablehnte. Ich hatte gar nicht gewusst, dass er an so etwas arbeitete. Leise schloss ich die Schublade wieder und betrachtete dann Charlie, der den Kopf zur Seite geneigt hatte, sodass ihm sein weiches Haar ins Gesicht fiel. Sein Mund war leicht geöffnet, und aus seiner Kehle drang ein leises Schnarchen. Er hatte mir nichts von dem Projekt erzählt, es vor mir versteckt und so getan, als würde es gar nicht existieren. Eine heftige Welle der Zärtlichkeit überrollte mich, und ich fühlte mich plötzlich zittrig und schwach.

»Ein paar von denen sind richtig gut«, sagte ich in fröhlichem Ton, als er aufwachte, und deutete dabei auf den Stapel Zeichnungen, die ich auf den Tisch gelegt hatte. Nur die von Meg und mir, auf der ich wie eine dürre, schwachsinnige Karikatur von mir aussah, hatte ich verstohlen zusammengeknüllt und in den Müllsack gestopft.

»Das sind doch bloß dämliche Kritzeleien«, antwortete er, während er sich die Augen rieb.

Ich musterte ihn prüfend. »Es macht dir keinen Spaß mehr, oder?«

»Was?«

»Das Zeichnen.«

Er zuckte mit den Achseln. »Es ist auch bloß eine Arbeit.«

»Es ist nicht bloß eine Arbeit. Du bist richtig gut darin, total begabt. Mein Gott, ich wünschte, ich könnte so was. Und es hat

dir doch immer solchen Spaß gemacht.«

»Das war, bevor ich es tun musste. Bevor es ein Job war. Wie du mir ja immer wieder sagst, haben wir eine Hypothek abzu-zahlen.«

»Du empfindest es wirklich nur noch als Plackerei?«

»Das ist jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt, um darüber zu sprechen, Holly. Es ist zwei Uhr morgens.«

»Dann hör doch damit auf«, fuhr ich fort. »Du musst es ja nicht machen.«

»Wovon redest du?«

»Weißt du eigentlich, was du wirklich mit Begeisterung tust? Was dich richtig befriedigt? Etwas zu bauen oder zu reparieren. Ich habe den Ausdruck auf deinem Gesicht gesehen, wenn du das machst. Damit solltest du dein Geld verdienen.«

»Du meinst, ich sollte Sachen reparieren?«

»Ja. Vergiss das mit dem Künstler oder Illustrator. Mach noch mal eine Ausbildung. Eine Lehre. Als ... als *Klempner*. Ich lese ständig, dass Klempner für ihre Arbeit verlangen können, was sie wollen, weil sie so gefragt sind. Wir könnten die Hypothek für das Haus neu festsetzen lassen. So eine Lehre lässt sich schon irgendwie finanzieren. Das würde dir bestimmt Spaß machen.«

»Deiner Meinung nach sollte ich also Abflüsse, Rohrbrüche und verstopfte Regenrinnen reparieren? So denkst du über mich, ja?«

Obwohl ich die Warnsignale hörte, ignorierte ich sie. »Das wäre jedenfalls besser, als Tag für Tag hier herumzusitzen und nichts zustande zu bringen, außer in die Luft zu starren und dich mies zu fühlen, während ich immer genervter werde. Lass uns das doch einfach durchziehen.«

»Und du sitzt als Firmenberaterin oder wie auch immer du dich nennst in Soho. Und was macht Ihr Mann? Oh, der ist

Klempner. Wenn Sie eine verstopfte Toilette haben, können Sie ihn jederzeit anrufen.«

»Warum nicht, Charlie? Was ist so schlimm daran, als Klempner zu arbeiten?«

»Ich hab gedacht, du glaubst an mich.«

»Das tue ich doch – natürlich tue ich das.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, hast du mal gesagt, ich hätte eine große Zukunft vor mir.«

»Ich möchte doch nur, dass du –«

Das Telefon klingelte. Wir sahen uns verblüfft an.

»Wer, zum Teufel, ruft um diese Zeit noch an?«

Ein Angstschauder ließ mich zum Telefon stürzen, aber Charlie war schneller. »Ja? Oh.« Seine Gesichtszüge entspannten sich, und seine Stimme klang nicht mehr so aggressiv. »Nein, wie durch ein Wunder habe ich noch nicht geschlafen. Ja. Ja. In Ordnung. Ich komme gleich rüber.« Er legte auf.

»Was ist denn los?«

»Naomi ist völlig panisch. Sie braucht bei irgendwas meine Hilfe.«

»Um diese Zeit?«

»Sie hat gesehen, dass bei uns noch Licht brennt.«

»Was kann so dringend sein?«

»Sie sagt, bei ihr in der Wohnung riecht es verbrannt. Sie hat Angst vor einem Kabelbrand.«

»Kann sie nicht jemanden anrufen?«

»Sie hat jemanden angerufen. Uns.«

»Es ist mitten in der Nacht.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete er. »Und ich bin Klempner, nicht Elektriker. Aber sie ist unsere Nachbarin. Wenn ihr Haus abbrennt, erwischt es unseres auch.«

»Komm bald zurück, Charlie. Wir können es nicht dabei bewenden belassen.«

»Ich dachte, du hättest schon alle Probleme gelöst.« Und weg war er. Ich hörte die Haustür zufallen und dann seine Schritte durch die nächtliche Stille hallen.

Ich blieb ein paar Augenblicke sitzen und ließ unser Gespräch vor meinem geistigen Auge Revue passieren, rief mir Charlies harten, wütenden Gesichtsausdruck ins Gedächtnis. Dann steckte ich seine zu Stapeln sortierten Briefe in lauter separate Hüllen. Ich sammelte alle herumliegenden Stifte ein und stellte sie in einen Glaskrug. Ich stopfte den ganzen Abfall in den Müllsack und trug sämtliche Tassen und Aschenbecher in die Küche. Anschließend wischte ich noch alle Oberflächen mit einem feuchten Lappen ab. Als ich endlich fertig war, setzte ich mich in Charlies sauberem Zimmer an seinen aufgeräumten Schreibtisch, legte den Kopf auf die Arme und gestattete mir, in einen leichten, unruhigen Schlaf zu sinken.

Irgendwann fuhr ich erschrocken hoch, wahrscheinlich, weil ich kurz davor war, vom Stuhl zu fallen. Ich fühlte mich steif und alles andere als erholt. Als ich auf meine Uhr schaute, stellte ich fest, dass es schon fast fünf war. Ich schleppte mich nach oben, aber Charlie war noch immer nicht zurück. Schließlich machte ich eine große Kanne starken Kaffee und rief bei Naomi an.

»Naomi. Hier ist Holly.«

»Holly! O Gott, es tut mir Leid, wenn ich dich um deine Nachtruhe gebracht habe. Charlie hat mich gerettet. Es war ein Elektrokabel. Die Drähte lagen bloß und waren schon schrecklich heiß. Er hat es provisorisch repariert, aber dazu musste er diesen Kasten von der Wand schrauben und dann –«

»So genau wollte ich das gar nicht wissen«, unterbrach ich sie verschlafen. »Ich habe uns eine Kanne Kaffee gekocht. Kommt rüber und trinkt eine Tasse.«

»Ich besitze leider nicht deine Energie. Was ich jetzt brauche, ist Schlaf, und nicht Kaffee, der mich wach macht.«

Zehn Minuten später kam Charlie zurück. Er wirkte benommen und leicht abwesend, aber ich zerrte ihn trotzdem in sein Arbeitszimmer.

»Hier«, sagte ich und reichte ihm einen Zettel. Er starrte ihn verständnislos an. »Ich habe es dir aufgeschrieben. Es ist ganz einfach. Du musst vier Telefonate führen, eines nach dem anderen. Am besten, du fängst um zehn Uhr an. Außerdem musst du drei Briefe schreiben. Ich habe sie für dich aufgesetzt. Es ist nicht so schlimm, wie es ausgesehen hat. Und schick die Honorarrechnungen ab. Vielleicht überweisen dir die Leute dann ein bisschen Geld.«

Er starrte wieder den Zettel an, dann mich. »Wie schaffst du das bloß?«, fragte er.

»Wenn ich eine Sache mal in Angriff genommen habe, kann ich erst wieder aufhören, wenn alles erledigt ist.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Das wegen vorhin tut mir Leid«, erklärte ich.

»Nein. Nein, ich bin derjenige, dem es Leid tun sollte.«

Ich schlang die Arme um ihn. »Zwischen uns ist doch alles in Ordnung, oder?«

»Ich muss jetzt erst mal duschen«, erklärte er. »Und dann sollten wir versuchen, noch ein bisschen zu schlafen.«

»Für mich ist es inzwischen viel zu spät, um ins Bett zu gehen.« Ich versuchte zu ignorieren, dass er meine Frage nicht beantwortet hatte. »Ich dachte, wir könnten zusammen frühstücken und vielleicht noch einen Spaziergang machen, bevor ich zur Arbeit muss.«

»Bist du denn gar nicht müde?«

»Die Bedeutung des Schlafs wird allgemein überschätzt«, antwortete ich. »Es gibt zu viele interessante andere ...« Die

Worte überschlugen sich und blieben in meinem Mund hängen wie trockene Brotkrumen. »Andere Dinge. Weißt du, was ich meine?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte Charlie. »Es fällt mir nicht immer leicht, dir zu folgen.«

»Soll das ein Kompliment sein?«, fragte ich, aber er gab mir keine Antwort.

## 8

Im Gehen denkt es sich leichter, und wenn man mal gar nichts denken möchte, geht das auch leichter. Man setzt einfach einen Fuß vor den anderen und lässt die kalte Luft durch einen hindurchströmen, sieht seine Umgebung, ohne sie wahrzunehmen, hört Geräusche, ohne sie zu registrieren.

An diesem Tag legte ich den ganzen Weg in die Arbeit zu Fuß zurück: von Archway bis Soho. Das sind ungefähr zehn Kilometer, und man geht größtenteils stark befahrene Hauptstraßen entlang. Beim Überqueren der Brücke bemühte ich mich aus Angst vor einem Schwindelanfall, möglichst nicht übers Geländer zu blicken. Dann lief ich den Hügel hinunter, die Kentish Town Road entlang und weiter durch die Camden High Street. In einem kleinen Café trank ich eine Tasse Kaffee, rauchte eine Zigarette, die ich von einer jungen Frau schnorrte, und belauschte ein Gespräch zwischen zwei Schulmädchen darüber, wie schwierig es war, richtig zu knutschen, wenn man eine Zahnsperre trug. Dann ging es weiter: Hampstead Road, Tottenham Court Road, und schon war ich da, nur einen Steinwurf von unserem Büro entfernt. Ich schaute auf meine Uhr. Inklusiv Kaffeepause hatte ich nur gut anderthalb Stunden gebraucht, was mir recht wenig erschien. Vielleicht waren es doch keine zehn Kilometer, oder ich war sehr schnell gegangen. Erst jetzt merkte ich, dass meine Wangen glühten und mein Haar schweißnass an meiner Stirn klebte.

Ich holte mir bei Luigi's ein Stück Mohngebäck und verspeiste es an unsere Büromauer gelehnt, um mich noch ein wenig abzukühlen, ehe ich hinaufging. Eine Frau auf Rollerblades glitt anmutig auf mich zu und bedachte mich im Vorbeifahren mit einem breiten Lächeln. Vielleicht sollte ich mir auch solche Dinger anschaffen, dachte ich. Dann konnte ich jeden Morgen in

die Arbeit schweben. Es sah nicht allzu schwierig aus.

»Hallo!«

»Meg, ich habe dich gar nicht kommen sehen, war ganz in Gedanken.«

»Hast du gut geschlafen?«

»Ja.«

»Ich bin schon vor zehn ins Bett und erst um acht aufgestanden. Was für eine Wohltat!«

»Du siehst irgendwie anders aus«, stellte ich fest. »Was hast du gemacht?«

»Gar nichts!«

»Doch. Irgendwas ist mit deinem Haar passiert.«

Errötend griff sie sich an den Kopf. »Ich habe mir in einem Katalog eins von diesen Glätteisen bestellt, und heute Morgen hab ich es einfach mal ausprobiert«, erklärte sie. »Hinterher schaute mein Gesicht auch nicht anders aus als mit meiner Wuschelmähne.« Dann fügte sie verlegen hinzu: »Findest du es sehr schlimm?«

»Nein, es gefällt mir. Aber du hast keine Wuschelmähne, du hast Locken. Ich wünschte, ich hätte auch so wunderschönes Haar wie du.«

»Das glaubst du doch wohl selber nicht, Holly!« Einen Moment lang wirkten ihre Lippen verkniffen und ihre Augen schmal, und sie sah plötzlich aus wie eine völlig andere Person. Sie machte fast so ein Gesicht wie Charlie, als ich ihm letzte Nacht gesagt hatte, er solle doch Klempner werden. Dann lächelte sie. »Na ja, es ist einfach mal was anderes. Nach dem nächsten Regenguss drehen sie sich von selbst wieder auf. Übrigens ...« Sie hielt inne.

»Ja?«

»Ich weiß gar nicht, ob ich es dir sagen soll.«

»Raus damit. Nach dieser Ankündigung musst du es mir sagen.«

»Ich hab einen Anruf bekommen. Von einem Mann. Er hat seinen Namen nicht genannt, aber gesagt, dass er dich kennt und dass dir Ärger bevorsteht. Dass wir alle ernten, was wir säen, oder so was in der Art. Er hat sich ziemlich gruselig angehört.«

»War er mit einer Sense bewaffnet?«

»Holly!«, sagte sie vorwurfsvoll.

Ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen sollen.

Bei uns in der Firma gibt es drei Toiletten. Um neun vor zwölf betrat ich die geräumigste der Kabinen, rollte meinen Mantel zu einer Art Nackenrolle zusammen und legte ihn auf den heruntergeklappten Klodeckel. Dann kickte ich meine Schuhe in eine Ecke, ließ mich auf den Boden sinken und bettete meine Wange auf den rauen, aber warmen Stoff meines Mantels. Dankbar schloss ich die Augen.

Als in der Toilette neben mir die Spülung betätigt wurde, schlug ich die Augen wieder auf und warf einen Blick auf meine Uhr. Viertel nach zwölf. Das seltsame Dröhnen in meinem Kopf schien sich gelegt zu haben. Ich erhob mich, schlüpfte wieder in die Schuhe, nahm den Mantel und verließ die Kabine. Nachdem ich mir vor dem kleinen Spiegel Hände und Gesicht gewaschen hatte und mir mit einer Bürste durchs Haar gefahren war, marschierte ich zurück ins Büro.

»Wir haben einen Brief von Deborahs Anwalt bekommen. Er droht uns wegen ihrer unfairen Entlassung mit rechtlichen Schritten«, eröffnete mir Meg, als ich ihr gegenüber Platz nahm.

»Ist das ein Problem?«

»Ich habe Chris gebeten, heute Nachmittag vorbeizuschauen, damit wir darüber sprechen können.«

»Womöglich habe ich damit den Ruin über die Firma ge-

bracht«, sagte ich. »Es tut mir Leid.«

»Und gleich kommt jemand, der dich sehen möchte.«

»Wer denn?« Verblüfft begann ich, meinen Terminkalender durchzublättern.

»Er hat mir seinen Namen nicht genannt. Nur dass er hier sei, um Holly Krauss zu sehen. Ich habe angenommen –«

»Ist schon in Ordnung.«

Aber es war nicht in Ordnung. Rees lächelte mich unverwandt an, während er quer durch den Raum auf mich zukam. Sofort stieg ein Gefühl der Übelkeit in mir auf.

»Hallo, Holly.«

Ich spürte, dass mehrere neugierige Augenpaare auf uns gerichtet waren.

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen«, erklärte ich kalt. »Bitte gehen Sie.«

»Oh, ich bin eigentlich gar nicht deinetwegen hier. Ich hatte nur gerade nichts Besseres zu tun und wollte mal sehen, wo du arbeitest. Damit ich ein Gefühl dafür bekomme, wie du lebst. Du weißt schon. Und Sie müssen Meg sein.«

»Das ist richtig. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Wir haben gestern Abend miteinander telefoniert. Erinnern Sie sich?«

»In diesem Fall glaube ich, dass Holly Recht hat und Sie auf der Stelle gehen sollten«, antwortete sie absolut souverän. »Oder soll ich die Polizei rufen?«

»Hier arbeiten nur Frauen, oder?«

Meg griff nach dem Telefon.

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich gehe ja schon.« Er sah mich einen Moment schweigend an, dann kniff er mich so fest in die Wange, dass es wehtat. »Ich warte auf deinen Anruf, Holly. Aber lass mich nicht zu lange warten. Und bilde dir bloß nicht

ein, dass du mich wieder loswirst.«

Auf wundersame Weise glitten die Zahlen und Daten auf meinem Bildschirm an die richtigen Stellen. Wie schaffte ich das nur? Ich spürte, dass Meg mich immer noch musterte.

»Was ist?«

»Dieser Mann. Er ist gefährlich.«

»Ach, das glaube ich nicht. Er ist bloß ein Widerling.«

»Holly, hörst du dich eigentlich selbst?«

»Nein.«

»Hast du es Charlie schon gesagt?«

»Meg, weißt du, wie es ist, wenn eine Maschine gut läuft, weil die Zahnräder sich reibungslos drehen und alles schön geölt ist, sodass du das Gefühl hast, du könntest endlos so weiterarbeiten? Dann kommt dieser Rees daher und ist wie ein überflüssiger Bolzen, den jemand in deine perfekt laufende Maschine geworfen hat, und du weißt genau, wenn du ihn nicht sofort wieder hinausbeförderst, wird bald ein schreckliches metallisches Quietschen zu hören sein, und aus der Maschine werden dir Funken und Metallteile entgegenfliegen, bis das Ganze am Ende knirschend und quietschend zum Stillstand kommt. Kennst du dieses Gefühl?«

»Demnach hast du es Charlie also noch nicht gesagt.«

»Nein. Und das habe ich auch nicht vor ... Was ist? Du meinst doch nicht allen Ernstes, dass ich das tun sollte?«

Meg sah mich an. Ich versuchte ihre Gedanken zu lesen, aber es gelang mir nicht. Schließlich wandte sie den Blick ab und begann mit den Fingern auf ihrer Schreibtischplatte herumzutrommeln. »Manchmal«, sagte sie so leise, dass ich mich anstrengen musste, sie zu verstehen, »ist es besser, die Karten offen auf den Tisch zu legen.«

»Manchmal ja«, antwortete ich. »Aber manchmal auch nicht.«

»Holly ...« Sie zögerte.

»Ja?«

»Ach, nichts. Auf jeden Fall solltest du die Polizei anrufen.«

»Nein.«

»Du willst das einfach ignorieren? Glaubst du, es hört von selbst wieder auf?«

Ich überlegte einen Moment. »Ich glaube, die meisten Dinge hören von selbst wieder auf, wenn man sie nur lange genug ignoriert.«

## 9

Manchmal habe ich Angst einzuschlafen. Es ist zu sehr wie sterben. An diesem Abend wagte ich die Augen nicht zu schließen, obwohl mir vor Erschöpfung schon ganz schummrig war. Ohne Appetit stocherte ich in etwas herum, das Charlie für uns hatte kommen lassen, und redete dabei ununterbrochen, damit er mir keine Fragen stellen konnte. Jedes Mal, wenn zwischen uns auch nur eine beängstigende Sekunde lang Schweigen herrschte, beeilte ich mich, die Pause zu füllen. Dann sahen wir uns die Nachrichten an und hinterher eine Quizsendung.

Ich rief immer laut die falschen Antworten. Nach einer Weile schaltete Charlie aus und sagte, er sei müde und gehe jetzt ins Bett.

»Ich komme auch gleich«, antwortete ich. »In einer Minute.«

Ich machte mir eine Tasse Tee, weil ich hoffte, dass ich dadurch ruhiger werden würde, aber er schmeckte eigenartig, wie schimmeliges Stroh. Ich schaltete den Fernseher wieder an und zappte durch die Kanäle, fand aber nichts, was meine Aufmerksamkeit fesselte. Es gelang mir nicht, mich länger als ein paar Minuten auf die Gesichter zu konzentrieren, die mir vom Bildschirm entgegengrinsten. Auch die Worte, die in meinen Ohren dröhnten, ergaben für mich keinerlei Sinn. Um halb zwei schleppte ich mich schließlich nach oben. Auf dem Weg ins Schlafzimmer stieß ich mir an der Tür eine Zehe an und schrie vor Schmerz laut auf.

Charlies rechtes Auge öffnete sich einen Spalt. »Holly?«, murmelte er.

Ich wartete, bis er wieder eingeschlafen war, dann schaltete ich meine Nachttischlampe an. Wenn ich nicht schlafen kann,

lese ich gern Gedichte. Gedichte und Kochbücher. Ich koche zwar nie, aber eines Tages werde ich damit anfangen, und dann wird mein Kopf voller leckerer Rezepte stecken, beispielsweise für geräucherten Schellfisch und Muschelpastete.

Schlagartig wurde mir bewusst, dass ich Hunger hatte. Ich hiepte mich wieder aus dem Bett und tappte zum Kühlschrank hinunter. Wir haben einen riesigen Kühlschrank – viel zu groß für zwei Personen –, aber es ist meist nichts drin außer Kaffee, Bier, Butter und kleinen Trinkjoghurts, die Charlie immer besorgt und die mich an Pudding mit Süßstoff erinnern. Heute stieß ich auf ein paar marinierte Sardellen, die wir meines Wissens noch nie gehabt hatten. Ich aß eine halbe, aber irgendwie war das nicht das Richtige für ein Nachtmenü. Zu salzig. Vor meinem geistigen Auge sah ich hohe Wellen gegen verkrustete, mit Napfschnecken überzogene Felsen klatschen und Männer mit schwieligen Händen Netze voll zuckender silbriger Fische aus dem Wasser hieven.

Nachdem ich wieder im Bett lag, presste ich meinen kalten, verspannten Körper an Charlies warmen, schlafenden und versuchte zusammenzuzählen, wie viele Stunden ich letzte Woche geschlafen hatte, aber das Rechnen fiel mir unglaublich schwer, ich verzählte mich ständig. Schließlich gab ich auf, schlang die Arme um Charlie – meinen schönen, warmherzigen, verlässlichen, vertrauensvollen Ehemann – und presste meine Lippen an seinen Nacken.

»In Zukunft werde ich ganz lieb und brav sein«, flüsterte ich in seine straffe Haut hinein. »Ganz unglaublich lieb und brav. Du wirst mich nicht wiedererkennen. Ich werde eine völlig neue Frau sein.«

Langsam begann es zu dämmern. Plötzlich riss ich die Augen auf. Mir war gerade in den Sinn gekommen, dass ich vergessen hatte, Trish die ihr zugesagte Information aus dem Internet zu

besorgen. Während der Nacht war mir schon eingefallen, dass ich versprochen hatte, der Obdachlosen, die immer draußen vor dem U-Bahn-Eingang saß, wenn ich zur Arbeit fuhr, eine Decke vorbeizubringen. Rasch schlüpfte ich in meine Sachen und stürmte die Treppe hinunter, immer gleich zwei Stufen auf einmal. Nachdem ich Wasser aufgesetzt hatte, warf ich meinen Computer an.

Um sieben weckte ich Charlie mit Kaffee und suchte dann im Schrank nach Müsli, obwohl ich das Zeug eigentlich nicht ausstehen kann. Ich finde, es schmeckt nach süßer, matschiger Pappe. Nachdem ich ein paar Minuten in den Flocken herumgestochert hatte, kippte ich sie in den Müll. Charlie startete schon eine ganze Weile auf seine Zeitung, hatte aber noch nicht ein einziges Mal umgeblättert. Rasiert war er auch noch nicht.

»Hast du gut geschlafen?«, fragte ich.

Er murmelte irgendetwas.

»Ich nicht. Hatte mal wieder eine schlaflose Nacht.«

Mein Blick blieb auf der Rückseite seiner Zeitung hängen.

»»Ängstliche Haartracht«, zehn Buchstaben. Dreadlocks. Ja! Das muss einem erst mal einfallen, oder? Und was ist mit ›Berühmtheit, die jede Nacht einen Auftritt hat‹? VIP. Nein. Star. *Star!* Gut, weiter, dreizehn Buchstaben: ›Wachsamer Typ, der jeden Tag verschläft...«

Charlie faltete die Zeitung zusammen, sodass ich das Kreuzworträtsel nicht mehr sehen konnte.

Kaum war ich im Büro, rief Meg an. Ihre Stimme klang belegt.

»Holly, ist es in Ordnung, wenn ich heute zu Hause bleibe? Ich fühle mich hundeehend.«

»Natürlich, kein Problem«, antwortete ich. »Am besten, du legst dich mit einer Wärmflasche ins Bett. Kann ich irgendwas für dich tun?«

»Es ist wahrscheinlich nur ein Schnupfen plus Erschöpfung. Ich kann einfach nicht so durchpowern wie du. Aber morgen bin ich wieder da. Das Problem ist nur, dass ich heute eigentlich in das Kaff bei Bedford rauffahren wollte, um mir unsere dortige Location anzusehen. Vielleicht können wir das verschieben. Ich glaube nicht, dass es so dringend ist.«

Im Geiste begann ich bereits, meine Termine neu zu organisieren. Vormittags hatte ich ein Gespräch mit einer Gruppe von Unternehmensberatern, aber das überschritt sich nicht mit Megs Termin. Und die Besprechung mit den Computerleuten ließ sich nach hinten verlegen. »Das kann ich übernehmen.«

»Bist du sicher? Eigentlich möchte ich dir das nicht auch noch aufhalsen. Du arbeitest sowieso schon viel zu viel.«

»Nein, ehrlich. Das geht schon. Kein Problem. Überlass es einfach mir.«

Ein paar Jahre zuvor war ich mal längere Zeit solo und wurde – obwohl ich mit meinen vierundzwanzig Jahren eigentlich noch nicht als alte Jungfer gelten konnte – ständig von Freunden eingeladen, die glaubten, jemanden gefunden zu haben, der mir wahrscheinlich gefallen würde. Diese Abende verliefen meist nicht sehr erfolgreich. Ich bin nicht besonders gut im Umsetzen von Plänen. Erfahrungsgemäß hat es keinen Sinn, nach den wirklich wichtigen Dingen im Leben bewusst Ausschau zu halten. Sie passieren am Rande unseres Gesichtsfelds, wenn wir glauben, gerade etwas ganz anderes zu tun. Deswegen war ich jedes Mal, wenn mir eröffnet wurde, dass X genau mein Typ sei, ein wenig entrüstet darüber, dass andere Menschen sich einbildeten, genau zu wissen, welcher Typ zu mir passte. Meist endete so etwas damit, dass ich mich höchst angeregt mit der verheirateten Frau mir gegenüber unterhielt und den wahrscheinlich sehr netten jungen Mann, der an meiner Seite platziert worden war, völlig ignorierte. Noch schlimmer fand ich es, wenn Freunde auf

etwas subtilere Weise ans Werk zu gehen versuchten und ich nicht merkte, was sie im Schilde führten – oder erst Wochen später. Dann fühlte ich mich immer wie ein Fisch, der nicht angebissen hatte, weil ihm gar nicht klar gewesen war, dass es etwas zum Anbeißen gab. In einem Fall kam mir die Erleuchtung im Nachhinein, als ich gerade im Begriff war, eine Kaffeetasse an den Mund zu führen. Ich hielt mitten in der Bewegung inne und sagte zu mir selbst: »Also das war der Grund für diese Einladung!«

Gelegentlich lief das Ganze auch andersherum. Ich war mal zum Abendessen bei einer Frau eingeladen, die ich eigentlich nur flüchtig kannte. Die drei oder vier anderen Gäste hatte ich überhaupt noch nie gesehen. Es handelte sich um einen jener seltenen Abende, an denen alles stimmte. Neben mir saß ein absolut umwerfender Mann, in jeder Hinsicht so perfekt, dass er mir fast wie eine Figur aus einem dieser lächerlichen Pornofilme vorkam. Er machte irgendeinen Traumjob, die Organisation von Segelregatten rund um die Welt oder so was in der Art, und war groß und braun gebrannt. Sogar an seinen Namen kann ich mich noch erinnern: Glenn. Ich nahm mir vor, ihn noch am selben Abend dazu zu bringen, sich unsterblich in mich zu verlieben, und zeigte mich von meiner besten Seite. Es schien, als könnte ich doppelt so schnell denken wie alle anderen, ich war ihnen stets einen Schritt voraus. Ich fühlte mich, wie sich wahrscheinlich eine Schauspielerin fühlte, wenn eine Aufführung besonders gut gelang und sie wusste, dass sie ihr Publikum im Griff hatte. Als ich ging, glaubte ich, gerade den schönsten Abend meines Lebens verbracht zu haben. Ich war glücklich, und die Tatsache, dass ich das auch merkte, verstärkte dieses Glück.

Auf dem Heimweg fiel mir ein, dass ich Glenns Telefonnummer nicht hatte, und er meine auch nicht, aber das war ja kein Problem. Er konnte sich von unserer gemeinsamen Bekannten meine Nummer geben lassen, und Jahre später würden wir uns an jenen Abend erinnern und darüber lachen, wie wir uns

kennen gelernt hatten – fast wie im Film. Auf jeden Fall war es ein so außergewöhnlicher Abend gewesen, dass wir uns wahrscheinlich alle bald wieder treffen würden. Ich schickte Annie eine fröhliche Postkarte, auf der ich mich für den wunderbaren Abend bedankte und auch eine frivole Bemerkung zum Thema Glenn fallen ließ. Es kam keine Reaktion. Weder von ihr noch von ihm. Etwa ein Jahr später traf ich Annie zufällig auf einer Party. Als ich das Abendessen erwähnte, murmelte sie lediglich etwas Unverständliches. Ich erkundigte mich auch nach Glenn, aber sie antwortete nur ganz vage, sie wisse nichts Genaueres. Dann wurde sie regelrecht unfreundlich, blickte sich über meine Schulter hinweg im Raum um und ließ mich kurz darauf mit einer knappen Entschuldigung stehen.

Ich ging den Abend im Geiste immer wieder durch und bemühte mich, ihn aus der Perspektive der anderen zu sehen. Hatte ich mir möglicherweise etwas vorgemacht? Mir nur eingebildet, besonders charmant zu sein, während ich in Wirklichkeit laut und aufdringlich war? Vergeblich versuchte ich, mich an die Reaktionen der anderen zu erinnern. Vielleicht war das genau das Problem gewesen. Vielleicht hatte ich sie gar nicht zu Wort kommen lassen.

Ich war nicht sicher, ob das nur mir so ging oder ob alle Menschen hin und wieder eine solche Diskrepanz zwischen ihren eigenen Gefühlen und denen ihrer Mitmenschen erlebten. Ich war der Meinung gewesen, Glenn hoffnungslos in mich verliebt gemacht zu haben, aber er hatte sich einfach in nichts aufgelöst. Und nun dieser schreckliche Rees. Für mich nur ein spontaner, bedeutungsloser, im Nachhinein abstoßender One-Night-Stand. Er dagegen schien zu glauben, dass wir dadurch auf ewig miteinander verbunden waren. Ich wusste nicht, ob er mich liebte oder hasste und welche der beiden Möglichkeiten die schlimmere war. All diese Diskrepanzen. Wenn doch nur die äußere Welt mit der in unserem Kopf übereinstimmen würde. Oder zumindest die Welt in unserem eigenen Kopf mit der in

den Köpfen unserer Mitmenschen.

Nichts passte zusammen. Du trägst Kopfhörer, bildest dir aber ein, in normaler Lautstärke zu sprechen, während um dich herum die Leute zusammenzucken, weil du so schreist. Die ganze Zeit ging das so. Ich wusste, dass die Dinge außer Kontrolle geraten waren, sowohl in meinem Leben als auch in meinem Kopf. In mir tobte ein richtiger Sturm. Am besten, ich machte alle Luken dicht und wartete einfach, bis er sich wieder gelegt hatte, genau wie Glenn es wahrscheinlich tat, wenn er mit einer seiner Yachten rund um die Welt segelte. Im Laufe des mittlerweile so legendären Abendessens hatte ich ihn nach dem schlimmsten Sturm gefragt, den er je erlebt habe, aber wie sehr ich auch mein Gehirn zermarterte, ich konnte mich nicht an seine Antwort erinnern. Wahrscheinlich hatte ich ihn gar nicht zu Wort kommen lassen.

So ist es im Leben immer. Wenn man sich wirklich wünscht, dass etwas gut läuft, endet es meist in einem Desaster. Ist es dir aber egal, dann scheint jeder von dir begeistert zu sein. Und genau deswegen lief die Präsentation vor einer Gruppe von Geschäftsleuten an diesem Vormittag – zu einer Zeit, als ich so viel anderes im Kopf hatte – wie geschmiert. Ich warf nicht einmal einen Blick auf meine Notizen, sondern trat einfach auf die Bühne und spielte meine Rolle. Der Mann, der mich vorgestellt hatte, wollte mich gar nicht mehr gehen lassen. Er sprach über das, was ich gesagt hatte, stellte mir Fragen über Geschäftsstrategien und schlug vor, ich solle doch mal bei ihnen im Büro vorbeikommen, damit ich sie bei der Arbeit sehen könne. Demnach hatten wir den Auftrag. Ich raste zurück ins Büro, besprach kurz ein paar Sachen mit Trish, während Lola den Mietwagen für mich organisierte, genehmigte mir noch schnell einen doppelten Espresso und sprang dann in den Wagen, der nach Leder, Kiefernadeln und Sauberkeit roch. Wie immer dauerte es eine Ewigkeit, aus London hinauszukommen. Allmählich führte ich das Leben einer Pendlerin, nur

ohne das Haus auf dem Land. Nervös wechselte ich immer wieder die Fahrspur, obwohl die Autoschlangen alle gleich langsam dahinkrochen, ließ an jeder roten Ampel ungeduldig den Motor aufheulen und warf alle paar Minuten einen besorgten Blick auf die Uhr am Armaturenbrett. Irgendwie erschien es mir wichtig, dass ich pünktlich ankam, obwohl ich im Grunde genau wusste, dass es keine so große Rolle spielte.

An einer Ampel fuhr ich mit quietschenden Reifen los. Der Wagen, den ich hinter mir zurückließ, hupte wütend und ordnete sich an der nächsten Ampel neben mir ein. Durchs Fenster wettete ein Mann zornig zu mir herüber, und dann, als könnte ich mir nicht vorstellen, was er brüllte, zeigte er mir auch noch den Mittelfinger. Die Frau neben ihm schrie ebenfalls irgendetwas. Einen Moment lang betrachtete ich ihr wutverzerrtes Gesicht, das aussah wie die Fratze eines dieser Wasserspeier. Dann tippte ich mit dem Zeigefinger an meine Stirn und formte mit den Lippen das Wort »VERRÜCKT«. Ihre Gesichter wurden noch wütender. In dem Moment schaltete die Ampel um, und ich gab Gas. Der Verkehr hatte sich inzwischen etwas beruhigt.

Was dann passierte, ging so schnell, dass ich es gar nicht richtig mitbekam. Ehe ich mich versah, war der rote Escort an mir vorbeigeschossen und legte vor mir eine Vollbremsung hin, sodass ich gezwungen war anzuhalten. Der Mann stieg aus und stolzierte wie ein fetter, aufgeblasener Gockel auf mich zu. Ich öffnete die Tür und stieg ebenfalls aus.

»Ja?«, fragte ich.

»Du Miststück!«, schimpfte er. »Was, zum Teufel, soll das?«

Er trat näher. Ich blickte auf meine linke Hand hinunter. Meine Nägel wurden allmählich ein bisschen lang, dachte ich, ich musste sie abends unbedingt schneiden. Meine Finger krümmten sich zur Faust. Ich sah meinen Ehering, meine Knöchel, und ich sah seinen schreienden Mund. Dorthin verpasste ich ihm einen

Schlag, verstärkt durch die ganze Kraft meiner Schulter: genau auf seine Lippen, um ihm auf diese Weise die Worte zurück in den Hals zu stopfen.

Er klappte einfach zusammen, ging auf dem Asphalt in die Knie.

»Nachtwächter!«, sagte ich. »Das ist die Lösung für das Kreuzworträtsel. Genau!«

Ich machte ein paar Schritte zurück. Hinter mir wurde es laut. Die Frau war ebenfalls ausgestiegen und rannte hysterisch schreiend auf ihn zu. Er hob den Kopf. Sein Gesicht wirkte jetzt völlig ausdruckslos, mal abgesehen von der Tatsache, dass sein Mund vor Überraschung offen stand. Ich bemerkte, dass er Blut an den Zähnen hatte. Während er sich langsam aufrichtete, stieg ich in aller Ruhe in meinen Wagen und fuhr davon. Ich kam nicht mal zu spät.

Charlie und ich gingen mit Sam und Luke, Megs Cousin, ins Kino. Meg hatte ich auch gefragt, ob sie uns Gesellschaft leisten wolle. Sie hatte geantwortet, sie fühle sich schon viel besser und vielleicht werde sie tatsächlich mitkommen, aber dann sagte sie in letzter Minute ab, ohne den Grund zu nennen. Nach dem Film gingen wir noch zusammen zum Inder, wo ich allerdings nur so tat, als würde ich essen, indem ich die roten, öligen Fleischstücke auf dem Teller hin und her schob und aus dem Reis kleine Häufchen machte. Vermutlich hatte ich in letzter Zeit ziemlich abgenommen. Ich hatte mich an diesem Morgen auf die Waage gestellt, aber sie funktionierte nicht richtig, beim ersten Mal zeigte sie viel zu wenig, beim zweiten Mal viel zu viel an. Wahrscheinlich hatte ich irgendwas falsch gemacht. Oder vielleicht war ich im Begriff zu verschwinden und würde demnächst unsichtbar werden.

Irgendwann beugte Charlie sich zu mir und nahm meine Hand. Ich zuckte zusammen und registrierte zum ersten Mal mit

mäßigem Interesse, dass meine Knöchel ganz blau waren. Es dauerte einen Moment, bis mir der Mann wieder einfiel, den ich geschlagen hatte. Erst jetzt, nachdem mich die blauen Flecken an das Ganze erinnerten, begann mir die Hand wehzutun.

»Ihr solltet mal den anderen Typen sehen«, sagte ich. Die Jungs mussten lachen, und ich lachte ebenfalls, sogar noch lauter als sie.

Um halb elf waren wir wieder zu Hause. Sam und Luke kamen noch auf einen Kaffee mit herein. Kurz darauf klingelte es. Es war Naomi, die irgendetwas unter dem Arm hatte. »Vor zwei Stunden ist ein Päckchen für dich gekommen«, erklärte sie.

»Per Kurier. Ich musste den Empfang mit meiner Unterschrift bestätigen. Erst wollte ich es euch einfach in den Briefkasten stecken, aber es war zu breit. Außerdem habe ich mir gedacht, es könnte etwas Dringendes sein.«

»Danke.« Ich nahm ihr das Päckchen ab.

»Geht es dir nicht gut, Holly? Du siehst heute ganz schön fertig aus.«

»Ich fühle mich bloß ein bisschen abgespült. Abgekämpft meine ich natürlich. Komm doch rein. Vielleicht möchtest du auch einen Kaffee?«

»Störe ich euch denn nicht?«

»Je mehr wir sind, desto lustiger«, antwortete ich. Sie folgte mir ins Wohnzimmer und ließ sich zwischen Sam und Charlie nieder. Ich fand, dass sie an diesem Abend sehr hübsch aussah, rund und gesund wie eine wohl genährte, zufriedene Katze.

»Mach doch mal dein Päckchen auf«, sagte Luke.

Ich versuchte den gepolsterten Umschlag aufzureißen, der, wie sich herausstellte, mit diesem schrecklichen grauen Flusenzeug gefüllt war, das man dann überall in der Wohnung hat, und rammte mir bei dem Versuch eine Heftklammer in den Finger. »Ich kann diese blöden Dinger nicht ausstehen!«, schimpfte ich.

»Die gehören doch verboten, genau wie Frischhaltefolie!«

»Komm, lass mich das machen«, sagte Charlie. Er nahm mir den Umschlag aus der Hand, öffnete ihn und fuhr mit der Hand hinein. »Was hast du eigentlich gegen Frischhaltefolie?«

»Sie ist –«, begann ich, aber dann blieben mir die Worte im Hals stecken.

»Was ist denn das?«, fragte Charlie.

Ich starrte auf das zarte schwarze Ding, das an seinen Fingern baumelte. Mir war plötzlich so heiß, als hätte ich Fieber. Ich spürte die Schweißtropfen auf meiner Stirn.

»Irgendein blöder Werbegag«, antwortete ich mit hoher, fröhlicher Stimme, während ich ihm den Slip aus der Hand riss. »Wer sich das wohl wieder ausgedacht hat? Stellt euch vor, eine Schar mittelalterlicher, Anzug tragender Geschäftsmänner sitzt um einen glänzenden Tisch herum, und einer von ihnen sagt: ›Wir sollten allen unseren Kunden sexy Unterwäsche schicken.««

Naomi drehte den Umschlag um. »Für was soll denn da erworben werden, Holly?«

»Das ist ja gerade der Gag«, antwortete ich verzweifelt. Ich presste den Slip an meine Wange und stellte dabei fest, dass er nicht gewaschen war. Er roch nach mir. Ich spürte, wie es mir die Schamröte ins Gesicht trieb. »Die wollen, dass man sich fragt, was das Ganze zu bedeuten hat.«

»Das haben sie definitiv geschafft«, meinte Luke und kicherte.

»Bald darauf«, plapperte ich weiter, »schicken sie ein zweites Päckchen, und dann kapiert man, warum es geht. Das ist zur Zeit total angesagt. Der letzte Schrei. Im Büro bekommen wir dauernd solche Dinger, das geht mir langsam richtig auf den Keks. Und nun schicken sie mir das Zeug sogar schon nach Hause. Noch dazu eine ganz falsche Größe. Seht euch das an. Das Ding passt mir doch nie im Leben, oder? Am besten, ich

werfe es gleich in den Müll, oder was meint ihr?«

Charlie sagte gar nichts. Sein Blick war auf den Slip in meiner schweißnassen Hand gerichtet und dann auf mich.

Ich bestellte mir an der Bar einen gewürzten Tomatensaft. Obwohl es erst zwanzig nach fünf war, wurde es draußen schon dunkel. Bald würde nicht mehr Herbst sein, sondern richtig Winter, mit kurzen grauen Tagen und langen schwarzen Nächten. In gewissen Stimmungen mag ich die Dunkelheit. Sie hat für mich dann nichts Beängstigendes, sondern eher etwas von einer Samtdecke, die mich schützend einhüllt.

»Hab ich es mir doch gedacht, dass ich dich hier finde!«

Als ich mich umdrehte, sah ich ein Gesicht, das ich zwar kannte, ohne das entsprechende Umfeld aber zunächst nicht einordnen konnte. Es war ein glattes, bleiches Gesicht, eingeraht von dunklem, streng zurückgebundenem Haar und durchaus attraktiv, auch wenn es im Moment gerade ziemlich feindselig wirkte. Der rote Mund war aufgerissen, und Worte quollen heraus.

»Holly Krauss. Schwenkt hier ihren Drink, als gäbe es nichts auf der Welt, weswegen sie sich Sorgen machen müsste.«

»Deborah«, sagte ich verblüfft. »Was machst du denn –«

»Du hast doch nicht wirklich geglaubt, dass du mich nicht wieder siehst, oder? Ich habe dir doch gesagt, dass du mich so leicht nicht loswirst.«

»Was willst du?«

»Was ich will? Was ich *will*? Ich will meinen Job wiederhaben. Ich will meine Wohnung behalten. Ich will meine Selbstachtung zurück. Und ich will eine Entschuldigung. Ich will, dass du zu Kreuze kriechst. Und wenn du das nicht tust, dann will ich nur noch eins: dich fertig machen. Und das werde ich, du wirst schon sehen.«

Ich brachte ein Achselzucken zustande, von dem ich hoffte,

dass es möglichst desinteressiert wirkte. »Wenn du etwas zu sagen hast, dann musst du mit unserem Anwalt sprechen.«

»Ja, ja, das haben wir schon. Aber ich wollte auch mit dir sprechen. Persönlich. Du kannst nicht einfach das Leben eines Menschen ruinieren und dann erwarten, dass es damit getan ist, das Ganze einem Anwalt zu übergeben.«

Ich sah in ihr cremeweißes Gesicht mit den markanten Augenbrauen und dem roten Mund. »Hör zu, Deborah, ich möchte das hier nicht besprechen –«

»Du möchtest es nicht besprechen«, unterbrach mich Deborah. »Du *möchtest* es nicht besprechen? Arme Holly.«

Sie trat einen Schritt vor, während ich einen zurückwich, sodass ich mit dem Rücken an der Bar klebte.

»Ich glaube, du brauchst Hilfe«, sagte ich. »Ärztliche Hilfe.«

Ihr ganzes Gesicht schien vor Wut zu beben. Es war, als würde eine Maske aufreißen. Ich konnte den Blick nicht von ihr abwenden.

»Wie kannst du es wagen zu behaupten, mit mir sei etwas nicht in Ordnung?«, fauchte sie. »Wie kannst du es wagen? Erstfeuerst du mich, und dann unterstellst du mir, ich sei krank im Kopf. Das Einzige, was mich krank macht, bist du!«

Mit diesen Worten hob sie die Hand und holte dabei wütend in meine Richtung aus. Dabei schlug sie mir das Glas aus der Hand, sodass mein Tomatensaft in hohem Bogen durch die Luft flog und anschließend auf uns beiden landete. Ich sah Deborah an. Sie hatte einen großen roten Fleck auf ihrer weißen Bluse, und ihr Gesicht war übersät mit dicken roten Safttropfen.

»Oje! Jetzt siehst du aus wie ein Jackson-Pollock-Gemälde«, stellte ich fröhlich fest.

»Holly, alles in Ordnung? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Vor mir stand ein großer, schlaksiger Mann mit einer Haken-nase, ein wenig eng beieinander liegenden Augen und einem

Schopf aus blondem, bereits leicht ergrauendem Haar. Weißes Hemd, schwarze Lederjacke, graue Cordhose, geschnürte, knöchelhohe Wildlederschuhe. Stuart vom Wochenende. Der Mann, der zu früh ejakulierte und sich in Gegenwart seiner Söhne unsichtbar fühlte. Ich lächelte ihn an. Ausnahmsweise freute ich mich mal, einen Kunden außerhalb der Bürozeiten zu treffen. »Ich wette, ich weiß, wo alle Ihre Möbelstücke herkommen«, sagte ich mit einem Kichern, das sogar in meinen eigenen Ohren ein wenig verrückt klang.

»Meine Möbelstücke?«

»Gap. Zumindest ist das da ein klassisches Gap-Shirt. Und ja, nachdem Sie schon fragen, Sie können tatsächlich helfen. Sagen Sie doch bitte Deborah – das hier ist übrigens Deborah –, dass sie mir einen neuen Tomatensaft bestellen soll. Dann verzichte ich darauf, ihr die Reinigungsrechnung zu schicken.«

»Ist das auch wieder einer von deinen Liebhabern?«, fragte Deborah. »Du hast wohl eine ganze Sammlung, oder? Passen Sie bloß auf«, fügte sie an Stuart gewandt hinzu. »Sobald Sie keine Verwendung mehr für Sie hat, kickt sie Sie einfach in den Müll.«

»Wir kommen zu spät zu der Ausstellung, Holly«, sagte Stuart, obwohl er gerade fasziniert Deborah anstarrte. »Ziehen Sie Ihren Mantel an, dann können wir gehen.«

»Ich bin noch nicht mit dir fertig«, erklärte Deborah, während ich in meinen Mantel schlüpfte. »Wart's nur ab. Du kannst nicht aus einer Laune heraus das Leben eines Menschen ruinieren und dann einfach davonmarschieren.«

Ich nahm Stuart am Arm. »Lassen Sie uns gehen.«

»Auf Wiedersehen«, sagte er mit seltsam ritterlicher Förmlichkeit zu Deborah. »Es tut mir Leid, dass wir uns unter solchen Umständen kennen gelernt haben.«

»Ach, hören Sie doch auf.«

Er zögerte einen Moment. Noch immer starrte er in Deborahs wütendes, schönes Gesicht. Dann wandte er sich zum Gehen.

»Ich mache dich fertig!«, rief sie uns nach. »Glaub nur nicht, dass du mir ungestraft davonkommst, du Miststück!«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte ich draußen auf der Straße zu Stuart und ließ seine Hand los. »Bestimmt haben Sie jetzt eine fürchterliche Meinung von mir.«

»Unsinn, es hat mir Spaß gemacht, Sie wie ein Ritter aus einer misslichen Lage befreien zu können. Was haben Sie dieser Deborah denn so Schlimmes angetan?«

»Ach, da ging's bloß um ein Problem im Büro.«

»Hmm. Das klang eben aber nach einem Problem, das ein wenig außer Kontrolle geraten ist.«

»Ja«, sagte ich. Erst jetzt merkte ich, dass ich ganz wackelige Knie hatte. »Sie haben wahrscheinlich Recht. Und vielleicht hatte Deborah auch Recht, als Sie mich ein Miststück nannte. Ich weiß es nicht.«

»Was wirft sie Ihnen vor?«

»Hauptsächlich, dass ich sie entlassen habe. Es blieb mir nichts anderes übrig. Wir sind nur eine kleine Firma, ein bisschen wie eine Familie. Wir müssen uns aufeinander verlassen können, oder das Ganze bricht zusammen. Aber ich weiß, dass ich oft zu sehr auf Konfrontationskurs gehe. Kompromisse sind nicht gerade meine Stärke. Charlie sagt immer, dass ich bei Streitgesprächen grundsätzlich den ersten Teil überspringe, der eigentlich aus ruhiger, vernünftiger Argumentation bestehen sollte, und gleich die schweren Geschütze auffahre. Aber ich denke, wir sollten versuchen, zu irgendeiner Art von Einigung zu kommen. Wenn wir monatelang herumstreiten, noch dazu über unsere Anwälte, sind wir am Ende alle Verlierer. Zumindest weiß ich, dass Meg und Trish das so sehen.«

»Kann ich vielleicht irgendwie helfen? Ich könnte als Vermitt-

ler fungieren. Selbstverständlich ohne Anwaltshonorar.«

»Nein, nein, lassen Sie sich deswegen keine grauen Haare wachsen. Ein wirklich nettes Angebot von Ihnen, aber das Ganze ist meine Schuld und mein Problem, und wenn jemand sich darum kümmern muss, dann bin ich das.«

»Ganz im Gegenteil. Meiner Meinung nach sind Sie die dafür am wenigsten geeignete Person. Außerdem ist das mein Job. Ich kümmere mich um Personalprobleme. Lassen Sie es mich machen, einfach als Freundschaftsdienst.«

»Es würde nicht funktionieren. Sie haben doch gesehen, wie sie war.«

»Sehr wütend«, gab Stuart mir Recht. »Lassen Sie es mich wenigstens versuchen. Haben Sie ihre Telefonnummer?«

»Nein. Aber Trish hat sie.«

»Trish?«

»Im Büro. Sie kann sie Ihnen geben. Oder Sie schlagen die Nummer einfach im Telefonbuch nach – ihr Name ist Deborah Trickett, und ich weiß, dass sie in Kensington wohnt. Willow Lane, glaube ich.«

»Deborah Trickett, Willow Lane«, wiederholte er.

»Ich halte das für keine sehr gute Idee.«

»Es ist eine Herausforderung.«

»Hören Sie, Stuart, ich glaube, ich sollte jetzt nach Hause fahren.«

»Aber Sie wollten doch mit zu der Ausstellung. Das war vorhin keine geniale Improvisation von mir. Ich bin tatsächlich unterwegs zur Vernissage eines Freundes. Die Galerie ist gleich da vorn, am Ende der Straße. Kommen Sie doch mit. Das wird bestimmt nett.«

»Sehr lieb von Ihnen, vielleicht an einem anderen Tag, aber ich hatte in letzter Zeit sehr viel um die Ohren, und ich glaube nicht, dass ich heute in der richtigen Verfassung für so etwas

bin. Irgendwie habe ich gar keine Energie mehr.«

»Das klingt aber so gar nicht nach Ihnen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind doch sonst so ein Energiebündel. Das war einer der Gründe, warum ich mit Ihnen sprechen wollte. Dieses Wochenende mit Ihnen hatte etwas ganz Besonderes. Es lag nicht an dem, was wir getan haben. Diese dämliche Floßfahrerei machen andere wahrscheinlich auch. Trotzdem sind die Leute bei uns in der Firma immer noch ganz enthusiastisch. Das haben Sie bewirkt.«

»Also gut«, sagte ich. »Ich komme für eine halbe Stunde mit.« Ich zog meine Umhängetasche, die mir von der Schulter gerutscht war, wieder hoch. Meine Knöchel schmerzten, und ich hatte Wasserblasen an den Fersen. Mein Gesicht kribbelte ein wenig, als wäre es mir eingeschlafen, aber ich glaube nicht, dass einem wirklich das Gesicht einschlafen kann. Ich wollte mir die Wange reiben, fasste jedoch irgendwie daneben und versetzte mir selbst einen Nasenstüber.

»Was für eine Art Freund ist er?«

»Was für eine Art Freund? Na ja, er ist ...«

»Nein, ich meine, was für eine Art Ausstellung?«

»Oh, Kunst im weiteren Sinn. Objekte aus ... Sie wissen schon, aus allen möglichen Sachen. Es ist ein bisschen schwierig zu beschreiben. Manche davon sind sehr schön, wenn auch auf eine ganz eigene Weise.«

»Wunderbar«, sagte ich. »Dann nichts wie los.«

Ich stolperte gleich beim ersten Schritt. Stuart streckte geistesgegenwärtig den Arm aus, um mich zu stützen, und musterte mich dann prüfend. »Vielleicht sind Sie wirklich ein bisschen müde.«

»Nein, es geht schon wieder. Ich bin fest entschlossen mitzukommen.« Meine Begeisterung klang aufgesetzt, ihm war

bestimmt klar, dass ich eigentlich gar keine Lust hatte.

»Es ist gleich da vorn, auf der linken Seite. Die Oryx Gallery.«

»Die kenne ich. Vor ein paar Wochen haben sie da mal Schuhe ausgestellt, die ganz aus Essen bestanden.«

»Gehen Sie immer so schnell?«

»Ist das schnell?«

»Wir müssen kein Rennen gewinnen, Holly.«

»Doch, ein Rennen gegen die Zeit. Wir können gewinnen. Aber nun sind wir ja schon da. Brauchen wir eine Einladung, um reinzukommen?«

»Ich hab eine. Für zwei Personen.«

»Für zwei? Hat Sie jemand versetzt?«

»Ich habe jemanden versetzt.«

»Aha.«

Er schob die Tür auf, und einen Moment später hatten wir die Leute auf der Straße, den Wind und Regen hinter uns gelassen und traten in einen hellen Kokon aus leuchtend weißen Wänden, glänzenden Bodendielen und Reihen von Scheinwerfern, die entlang der Decke verliefen und deren Licht von den schimmernden Holzflächen darunter reflektiert wurde. Der Raum war von leisem Stimmengewirr erfüllt. Ich nahm von einem Tablett, das mir hingehalten wurde, ein edel geformtes Glas, das bis zum Rand mit kühlem gelbem Wein gefüllt war, und schloss mich der Menge an.

»Cheers«, sagte Stuart in dem ironischen Ton, der bei ihm anscheinend ganz normal war. »Wie wäre es übrigens, wenn wir uns duzen würden?«

»Gerne«, antwortete ich. »Cheers!« Ich hob mein Glas, das im Licht der Scheinwerfer richtig schön funkelte, und nahm dann einen großen Schluck. »So, nun wollen wir uns mal die Arbeiten deines Freundes ansehen. Ist er hier? Welcher ist es? Und wie heißt er?«

»Laurie. Er hält sich wahrscheinlich im Raum nebenan auf oder versteckt sich in dem Pub am Ende der Straße.«

»Die Sachen gefallen mir«, sagte ich. »Wirklich. Das da hätte ich gern auf meinem Kaminsims stehen. Ich werde übrigens nicht mit dir schlafen.«

Stuart schien sich verschluckt zu haben. Er hustete so heftig, dass ich ihm auf den Rücken klopfen musste.

»Ich bin mit einem Mann namens Charlie Carter verheiratet«, fuhr ich fort, nachdem er sich einigermaßen gefangen hatte. »Ich glaube, das hatte ich dir schon erzählt. Er ist Künstler, auch wenn ich finde, dass er Klempner werden sollte. Schau, ich trage einen Ring.«

»Ja, ich sehe es.«

»Obwohl ich ihn manchmal abnehme. Vielleicht sollte ich das nicht tun.«

»Du wirkst nicht wie eine verheiratete Frau.«

»Was soll das heißen? Eine verheiratete Frau. Es gibt wahrscheinlich eine Menge viktorianischer Romane, die so ähnliche Titel haben. Ich weiß jedenfalls nicht genau, was es heißt. Bedeutet es vielleicht, dass ich Biskuitkuchen backen und mit ... mit Konfitüre und Sahne füllen sollte? Und in der Küche eine Schürze tragen? Und herumlaufen und ›Ich bin Holly-und-Charlie‹ sagen? Und ihn immer anrufen und um Erlaubnis bitten, wenn ich etwas unternehmen möchte, so wie jetzt?« Ich zog mein Handy aus der Tasche und schwang es durch die Luft. Ein wenig Wein schwappte aus meinem Glas. »Vielleicht sollte ich ihn jetzt wirklich anrufen und fragen, ob er seiner Frau gütigerweise erlaubt, mit einem Mann mittleren Alters, der Stuart heißt und Gap-Hemden trägt, eine Kunstgalerie zu besuchen. Sieh mal, das da drüben gefällt mir, das mit dem polierten Metall. Es wirkt irgendwie weich, obwohl es gleichzeitig so funkelt. Man bekommt richtig Lust, es anzufassen, findest du nicht?«

Stuart warf mir einen bösen Blick zu, leerte sein Glas in einem Zug und knallte es dann auf ein Tablett, das gerade vorbeigetragen wurde. »Bist du immer so grob?«

»Bin ich das?« Ich steckte mein Handy wieder in die Tasche, wo es gleich darauf zu vibrieren begann, was ich aber ignorierte. »Tut mir Leid. Ich möchte wirklich nicht grob zu dir sein. Ich hab dir ja gesagt, dass ich ein bisschen müde bin, das ist alles. Ich bin halt eine Idiotin, eine richtige Närrin. Ich mag dich. Findest du nicht auch, dass man manchmal Leute kennen lernt, bei denen man sofort weiß, ob man mit ihnen befreundet sein könnte oder nicht? Das ist, als würde es Klick machen. Weißt du, was ich meine? Es heißt immer, der wichtigste Moment in einer Beziehung ist die erste Sekunde oder so – aber vielleicht gilt das nur für Liebespaare. Ich weiß auch nicht so recht, ob das ein wunderbarer oder ein erschreckender Gedanke ist. Jedenfalls gibt es einem nicht gerade das Gefühl, großen Einfluss auf diese Dinge zu haben, oder? Nein, wahrscheinlich nicht. Ist das dein Künstler, der uns da zuwinkt? Mein Gott, ist der groß! Fast schon ein Riese. Kann es sein, dass das irgendwie ein bisschen lächerlich aussieht, oder sehen neben ihm alle anderen lächerlich aus?«

»Ja, das ist Laurie.«

Auf dem Weg zu ihm kamen wir an einer großen Frau mit einer prächtigen Mähne roten Haars vorbei, die gerade eine der Skulpturen betrachtete. An ihre Begleiterin gewandt, sagte sie mit lauter, klarer Stimme: »Ziemlicher Schrott, findest du nicht auch?«

Ich sah, wie Lauries freundliches, eben noch lächelndes Gesicht plötzlich einen völlig leeren Ausdruck annahm, als hätte jemand einen Schwamm genommen und auch noch die letzten Spuren von Freude weggewischt. Selbst seine Augen schienen sich in tiefe, ausdruckslose Höhlen zu verwandeln. Ich trat auf ihn zu und starrte zu ihm hinauf. »Ich finde Ihre Skulpturen wundervoll«, sagte ich noch lauter als die Frau. »Wirklich

wundervoll. Wahrscheinlich fehlt manchen Leuten das richtige Verständnis dafür, aber mir gefallen sie so gut, dass ich unbedingt eine kaufen muss. Die da drüben.« Ich machte eine Handbewegung in die entsprechende Richtung.

»Das freut mich aber.« Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. »Ich stelle Ihnen gleich meine Agentin vor. Da kommt sie gerade.«

Hinter mir hörte ich Stuart in warnendem Ton flüstern, dass die Sachen sehr teuer seien, aber ich ignorierte ihn einfach.

»Ich kann Ihnen einen Scheck ausstellen«, sagte ich. Wieder fing mein Telefon in meiner Tasche zu vibrieren an. »Oder eine Anzahlung machen. Wie es Ihnen lieber ist. Aber das bespreche ich am besten mit Ihrer Agentin, oder?«

»Holly?«, fragte Stuart noch einmal. Er hatte es irgendwie geschafft, zwei weitere Gläser Wein zu organisieren, eines mit Rotwein, eines mit Weißwein, und trank aus jedem jeweils einen großen Schluck. »Bist du sicher –«

»Absolut. Wozu verdient man Geld, wenn nicht zum Ausgeben?«

Eine halbe Stunde später suchte ich die Toilette auf. Mein Kopf fühlte sich seltsam hohl an, und an der linken Wange hatte ich ein lästiges nervöses Zucken. Eine der Kabinen war bereits besetzt, und die betreffende Dame hatte ihren Brokatschal und ihre teuren Lederhandschuhe auf der Seite abgelegt. Ich erkannte die Sachen wieder, sie gehörten dem rothaarigen Monster mit der lauten Stimme, das Laurie so beleidigt hatte. Mein Herz begann wie wild zu klopfen, ich bekam vor Aufregung kaum noch Luft, und mir brach der Schweiß aus. Gleichzeitig erheiterte mich mein Vorhaben derart, dass mir ein leises Glucksen entwichte, ehe ich nach dem Schal und den Handschuhen griff und die Sachen in meine Tasche stopfte. In dem Moment wurde drinnen die Spülung betätigt, und ich verließ eilig den Raum.

»Ich muss gehen«, erklärte ich atemlos, als ich wieder bei Stuart war.

»Aber wir –«

»Tut mir Leid, ein Notfall. Ich rufe dich an, oder du kannst mich in der Arbeit anrufen. Morgen oder übermorgen. Ich würde mich freuen, wenn wir bald mal wieder etwas miteinander unternehmen könnten. Bis dann!«

Während ich mit meiner dicken Tasche unter dem Arm aus der Galerie stürmte und die Straße entlangrannte, schüttelte es mich vor Lachen. In den schmalen Straßen musste ich Radfahrern und Taxis ausweichen und wurde mehrmals angehupt. Irgendwann begann mein Handy von neuem zu vibrieren, und diesmal fischte ich es aus der Tasche. Es war Charlie, und er war schrecklich wütend. »Holly, ich versuche schon die ganze Zeit, dich zu erreichen. Wo, zum Teufel, bist du?«

»O Gott.« Ein Gefühl von Verzweiflung packte mich. Ich blieb wie angewurzelt stehen und blickte mich auf der dunklen, mit Müll übersäten Straße um, starrte auf die Pfützen schwefeligen Lichts, um die sich dubios aussehende Männer scharten.

»O nein!«

»Du hast es vergessen.«

»Nein! Ja. Oh, Mist. Ich bin auf dem Weg nach Hause. Wie spät ist es?«

»Fast neun. Ich sitze hier schon seit fünfundvierzig Minuten herum.«

Ich blieb am Telefon, bis ich zu Hause war, und entschuldigte mich immer wieder.

»Was wir brauchen«, sagte Charlie, »ist ein Plan.«

»Ein Plan?«

»Das war heute nicht gerade ein produktiver Tag.«

Wenn wir jetzt schon das Stadium erreicht hatten, in dem ich mich darauf verlassen musste, dass Charlie für uns die Planung übernahm, dann steckte ich wirklich in Schwierigkeiten. Jedenfalls war das mein erster Gedanke. Mein zweiter war, dass Charlie wahrscheinlich Recht hatte. Es war Samstag, der Tag, nachdem ich mit Stuart diese schreckliche Ausstellung besucht und darüber eine Verabredung mit meinem Ehemann vergessen hatte. Ein weiterer Abend, an dem ich Spaß gehabt hatte. Mittlerweile war es Nachmittag, schon zehn nach vier. Und was hatte ich als Tagwerk vorzuweisen?

Nicht sehr viel. Ich hatte einen Traum gehabt, in dem ich im Begriff war, zu einer Reise aufzubrechen. Ich weiß nicht, ob ich auswandern oder nur in Urlaub fahren wollte, aber das spielte auch keine Rolle. Ich konnte weder mein Ticket noch meinen Pass finden, und mein Reiseziel hatte ich ebenfalls vergessen. Und dann stellte ich fest, dass ich noch nicht einmal gepackt hatte, obwohl ich sicher gewesen war, das bereits getan zu haben, sodass ich ganz von vorn anfangen musste. Ich konnte keine Tasche für meine Sachen finden, und ein weiteres Problem bestand darin, dass der Boden mit Haferbrei bedeckt war, was zur Folge hatte, dass ich nur sehr langsam vorankam. Ich sah immer wieder auf die Uhr, weil ich befürchtete, mich zu verspäten, konnte auf dem Zifferblatt aber nichts erkennen. Dann wachte ich auf. Mein vergeblicher Versuch, im Traum meine Sachen zu packen, war so ziemlich das Produktivste, was ich an diesem Tag zustande gebracht hatte.

Neben dem Bett stand eine Tasse kalter Tee. Ich konnte mich vage daran erinnern, dass Charlie ihn mir vor Stunden gebracht hatte. Ich hatte vorgehabt aufzustehen und aktiv zu werden, es aber nicht geschafft. Dabei fühlte ich mich gar nicht so schlecht wie erwartet. Ich war nicht richtig krank. Allerdings hatte ich einen widerlichen Geschmack im Mund, und meine Haut fühlte sich ein wenig heiß an, was bei mir Anzeichen für eine nahende Grippe sind. Ich schaffte es einfach nicht aufzustehen. Vielleicht brauchte ich nur ein bisschen mehr Zeit. Während ich so dalag, stellte ich weitere Symptome fest. Mein Brustraum schmerzte, und das Atmen fiel mir schwer, als gäbe es zu wenig Sauerstoff im Raum. Mit einem plötzlichen Gefühl von Panik rang ich nach Luft, so als wären meine Lungen zu klein für die Luftmenge, die ich brauchte. So ähnlich musste es sein, wenn man ertrank, verzweifelt die Luft anhielt, sich vor Atemnot krümmte und schließlich doch keine andere Wahl hatte, als das Wasser in seine Lunge zu saugen. Einen Moment lang keuchte und hustete ich, dann bekam ich wieder Luft.

Ich nahm einen Schluck von dem kalten Tee und zog mir anschließend die Decke über den Kopf. Hatte ich davon nicht schon seit Tagen geträumt? Mich unter meiner Bettdecke zu verkriechen, wo ich mich sicher und geborgen fühlen konnte? Meine Haut war klamm, und ich zitterte. Ich wollte mich noch fester in die Decke wickeln, musste jedoch feststellen, dass sie unter dem Bezug mal wieder völlig verdreht war. Mit diesem Problem kämpften wir schon seit Monaten. Wir hatten aus Versehen ein Bett gekauft, das zu klein war für unsere Bezüge, sodass es darin herumrutschte wie eine Erbse in einer zu großen Hülse. Das hatte zur Folge, dass es Stellen gab, die zwar aussahen wie eine Bettdecke, aber nicht wärmten, weil sie nur aus Bezug bestanden. Noch schlimmer war, dass sich das Innenleben in dem Bezug ständig verdrehte. Im Moment war es gerade besonders extrem. Frustriert zerrte ich am Saum des Bettbezugs. Am liebsten hätte ich das ganze Bett in kleine

Stücke gerissen und angezündet, damit es mich nie wieder derart zur Weißglut bringen konnte, aber stattdessen wickelte ich es bloß so fest wie möglich um meinen Körper.

Wenn ich sonst im Bett liege und nicht schlafe, nutze ich die Zeit, um Pläne zu machen, aber an diesem Samstag wollte mein Gehirn einfach nicht richtig funktionieren. Die Art, wie ich immer wieder über bestimmte Dinge nachdachte, erschien mir sehr unproduktiv. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, aß ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben Artischocken. Der Großteil meiner Erinnerungen an Familienessen während meiner Kindheit sind ziemlich absurder Natur. Oft lag mein Vater irgendwo in einem abgedunkelten Raum, roch seltsam medizinisch und war »krank«. Später verschwand er dann ganz. Bei der speziellen Gelegenheit war er nicht anwesend, und es gab jenes seltsame Gemüse, das meine Mutter vom Markt mitgebracht hatte. Ich war so aufgeregt wegen meiner Artischocke und der ganzen Prozedur, sie abzuzupfen und in geschmolzene Butter zu tauchen, dass ich viel zu schnell und zu viel aß. Ich weiß noch, wie ich zum Schluss die letzten Reste von den Blättern nagte. In der Nacht wachte ich auf und musste mich mehrfach übergeben. Meine Mutter leistete mir Beistand, legte immer wieder ihre kühle Hand auf meine heiße Stirn. Ich fragte sie, ob ich sterben müsse. Seltsamerweise kann ich mich an ihre Antwort sehr genau erinnern. Sie sagte nicht »Nein«, wie es jede normale Mutter getan hätte, sondern: »Natürlich, Holly, wir müssen alle mal sterben. Aber bis dahin hast du noch eine Menge Zeit.« Darüber habe ich später noch oft gelacht.

Seit jener schrecklichen Mahlzeit, die mir so wundervoll erschien, während ich sie zu mir nahm, verursacht mir allein schon der Gedanke an Artischocken ein flaeses Gefühl. Wenn ich in einem Geschäft eine entdecke, schwappt eine Welle der Übelkeit durch meinen Körper. Als ich nun die Ereignisse der letzten Wochen erneut im Geiste durchging, war es, als würde ich meine Arme in etwas Ekliges, Stinkendes, langsam vor sich

Hinfaulendes tauchen. Während ich, eingehüllt in eine nutzlose Bettdecke, vor Kälte zitternd dalag, kam es mir vor, als hätte ich jene Artischocke ein weiteres Mal zu mir genommen. Ich war herumgelaufen, hatte unersättlich von allem gekostet und nun das Gefühl, dass es mich krank gemacht und alles Gute aus mir herausgepresst hatte. Alle meine Handlungen erschienen mir nur noch schlecht, und zwar in jeder Hinsicht. Meine widerliche Nacht mit ... Ich versuchte, weder an seinen Namen noch an sein Gesicht zu denken, aber dann zwang ich mich, es als eine Art Buße doch zu tun. Ich konnte überhaupt nicht mehr nachvollziehen, wie ich hatte zulassen können, dass jemand all das mit mir tat. Das Wissen, dass dieser Mann nun ein Teil meines Lebens war, erfüllte mich mit großer Angst. Er hatte mich bereits im Büro belästigt und mir meinen Slip geschickt, und ich wusste, dass es noch schlimmer kommen würde.

Der Rest meiner jüngeren Vergangenheit hatte sich nicht ganz auf diesem Niveau abgespielt, war aber möglicherweise davon beeinflusst worden. Ich schien durch meine Tage gestürmt zu sein, ohne nachzudenken – wie ein Mensch, der am Rande eines Abgrunds dahinlief. Nun endlich wagte ich es hinunterzublicken. Alles sah plötzlich ganz anders aus, als es mir zu der betreffenden Zeit erschienen war. Einiges stach mir als besonders schlimm ins Auge: das Fenster, das zu Bruch gegangen war, der Mann, den ich geschlagen hatte. Rückblickend schien es mir, als hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Menschen anzuschreien, Streit anzuzetteln oder einfach nur laut vor mich hin zu quasseln. Und was war mit der unglückseligen Deborah, die ich so überstürzt gefeuert hatte? Was wollte ich damit erreichen? Ich hatte mich mit der ganzen Situation nicht richtig auseinandergesetzt, wollte lediglich vor Meg eine Show abziehen, um ihr zu zeigen, dass ich etwas konnte, was ihr nicht gelang. Im Grunde war das Ganze aus purer Angabe geschehen, und nun wurde ich dafür bestraft.

Ich startete ein Experiment, versuchte herauszufinden, ob ich

mich in letzter Zeit auch mal auf eine Weise benommen hatte, die mir nicht gleich ein ungutes Gefühl verursachte. Da war beispielsweise mein Verhalten gegenüber Charlie, das ja an sich schon ein riesiges Problem darstellte. Ich hatte ihn belogen, betrogen, versetzt. War womöglich auch mein Bemühen, ihm bei seiner blöden Steuererklärung zu helfen, für mich nur ein Weg gewesen, ihm zu zeigen, dass ich – abgesehen von allem anderen – auch seine eigene Arbeit besser machte als er selbst?

Beim Gedanken an meine Arbeit kam mir sofort die Galle hoch, und einen Moment lang war ich kurz davor, mich zu übergeben. Mein Job hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Table-Dancing: Ich sorgte dafür, dass die Kerle ihren Spaß hatten, und wusste genau, wie ich sie dazu bringen konnte, mir im übertragenen Sinn die Zehn-Pfund-Noten unter den String zu schieben. Das war nichts, worauf man stolz sein konnte. Ganz im Gegenteil. Einen Moment lang stellte ich mir dieses Bett in Archway als mein Totenlager vor. Wenn ich hier am Ende meines Lebens läge, wie würde ich dann auf meine berufliche Laufbahn zurückblicken? Ich hatte erschöpfte Businessmensen unterhalten und dafür gesorgt, dass sie mit einem etwas besseren Gefühl in ihre beschissenen Firmen zurückkehrten. Dabei wäre es wahrscheinlich sinnvoller gewesen, ihre Büros in die Luft zu sprengen. Alles wäre sinnvoller gewesen als der Job, den ich machte. Am besten, ich schmiss alles hin, gab das Haus an die Baufirma zurück und erlernte einen ordentlichen Beruf.

Über diese Idee musste ich fast selbst lachen. Mir fiel die Zeile aus »Goodbye Yellow Brick Road« ein, in der es darum ging, wieder das Land zu bestellen. Ja, genau. Das war die Lösung für all meine Probleme, und diese Lösung war noch lächerlicher als mein Leben selbst: Charlie würde Klempner werden und ich Tischlerin.

Allmählich nervten mich meine eigenen Gedanken derart, dass ich beschloss, doch aufzustehen. Ich ging unter die Dusche, wusch mir das Haar und kratzte mir bei der Gelegenheit mit den

Nägeln die Kopfhaut auf. Hinterher suchte ich erst in unserem Badezimmerregal und dann im Schrank mit all meinen lächerlichen Cremes und Lotionen nach der Nagelschere, konnte sie aber nicht finden. Ich rief zu Charlie hinunter, ob er wisse, wo sie sei, worauf er irgendetwas zurückschrie, auf das ich ihm eine pampige Antwort gab. Charlies Angewohnheit, die Nagelschere überall außer im Bad zu benutzen, steht auf meiner Liste seiner zwanzig schlimmsten Macken ungefähr auf Platz vierzehn. Eine Folge davon ist, dass sich im Bett ständig spitze kleine Halbmonde in meine Haut bohren, eine andere, dass ich die Nagelschere nie finden kann, wenn ich sie brauche. Ich brüllte zu Charlie hinunter, dass ich eine neue Nagelschere kaufen würde, die nur ich allein benutzen durfte. Er gab mir keine Antwort. Am Ringfinger hatte ich einen besonders langen, rauen Nagel, mit dem ich ständig an meinen Klamotten hängen blieb. Ich biss daran herum, bis er einriss, und zog ihn dann seitlich weg. Natürlich erwischte ich den falschen Winkel, sodass der Nagel viel zu weit unten abbrach, was höllisch wehtat und außerdem ein Stück des Nagelbetts freilegte, das sofort zu bluten begann. Hinzu kam, dass es fürchterlich aussah. Ich war gezwungen, auf der anderen Seite auch noch ein Stück abzubeißen, damit es einigermaßen gleichmäßig wirkte. Nun würde der Nagel mindestens zwei Wochen brauchen, bis er so weit nachgewachsen war, dass ich ihn das nächste Mal schneiden konnte.

Charlie – oder Gott – hatte die Nagelschere irgendwo versteckt, und ab da wurde es nur noch schlimmer. Nachdem ich nicht vorhatte, an diesem Tag das Haus zu verlassen, hielt ich es auch nicht für nötig, mich richtig anzuziehen. Ich schlüpfte lediglich in irgendein Sweatshirt und eine der alte Jogginghosen, die man in der Taille mit einer Kordel zusammenhielt. Während ich am einen Ende anzog, verschwand das andere im Loch am Bund. Entnervt stöhnte ich auf. Ich versuchte, das fransige Ende der Kordel aus dem Loch herauszubekommen, aber es war

schon zu weit hineingerutscht. Als Nächstes probierte ich, den Bund zusammenschieben, um die Kordel auf diese Weise zurück in Richtung Loch zu befördern, aber das funktionierte auch nicht. Ich konnte die Kordel zwar spüren, kam aber nicht an sie ran. Irgendwann hatte man mir mal beigebracht, wie man mit einer solchen Krise fertig wurde: Man brauchte dazu lediglich eine Nadel, eine ruhige Hand und ein bisschen Geduld. Leider verfügte ich weder über das eine noch das andere. Ich spürte, wie die Wut in mir aufstieg. Wahrscheinlich würde mich gleich der Schlag treffen. Die Welt der unbelebten Materie hatte sich offenbar gegen mich verschworen: die Bettdecke, die Nagelschere, die Jogginghose. Ich zog die Hose wieder aus, riss zornig daran herum und schleuderte sie dann in eine Ecke. Völlig entnervt kauerte ich mich auf den Boden und umfasste mit beiden Händen meinen Kopf.

Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter.

»Charlie?«, murmelte ich.

»Was ist los? Was hast du?«

»Ich habe letzte Nacht so schlecht geschlafen.«

»Ich weiß«, sagte er. »Du hast im Schlaf geredet.«

»Was habe ich gesagt?«, fragte ich erschrocken.

»Bloß unverständliches Zeug«, antwortete er. »Möchtest du etwas essen?«

»Ich hab eigentlich gar keinen Hunger.«

»Was ist mit deinem Finger passiert?«

Ich blickte auf meinen Ringfinger hinunter. Die Fingerspitze war mit einer Kruste aus dunklem, angetrocknetem Blut bedeckt. »Ich habe nur den Nagel eingerissen«, erwiderte ich.

»Zieh dich trotzdem an. Wir könnten einen Spaziergang machen.«

»Ich möchte erst noch in die Badewanne.«

»Warst du nicht gerade unter der Dusche?«

»Mir ist kalt. Ich muss mich aufwärmen.«

Charlie musterte mich prüfend. Sein Blick erinnerte mich an die Art, wie man manchmal Leute ansieht, deren seltsames Verhalten einen plötzlich erkennen lässt, dass sie betrunken sind. »Soll ich dir was ins Bad bringen?«, fragte er. »Kaffee? Einen Keks?«

»Danke, nicht nötig. Ich werde auch nicht lange brauchen.«

In der Badewanne kaute ich alle meine Nägel auf eine akzeptable Länge herunter. Dieses Mal stellte ich mich ein wenig geschickter an, sodass es ohne weitere Blutverluste abging. Ich weiß nicht, wie lange ich in der Wanne blieb, auf jeden Fall ließ ich mehrmals heißes Wasser nachlaufen, bis sich schließlich keines mehr in der Leitung befand. Hinterher bereitete es mir Mühe, mich anzuziehen. Zu entscheiden, was ich tragen wollte, und dann auch noch hineinzuschlüpfen, erschien mir unglaublich anstrengend. Mir wurde allein schon bei dem Gedanken schwindlig, eine trockene Jeans über meine feuchte Haut ziehen zu müssen. Ich legte mich aufs Bett und schlief ein. Jedes Mal, wenn ich aufwachte, fühlte ich mich noch erschöpfter. Ich legte einen Arm über die Augen, weil mich das Licht blendete.

Später, ich weiß nicht, wie viel später, hörte ich eine Stimme. Megs Stimme.

»Warum weinst du denn so?«, fragte sie.

Als ich die Augen öffnete, stellte ich fest, dass Meg und Charlie links und rechts neben dem Bett saßen und auf mich heruntersahen.

»Was ist los? Bin ich krank? Oder liege ich vielleicht schon im Sterben? Vielleicht bin ich ja schon tot, und das hier ist meine Leiche, und bald wird einer von euch beiden laut seufzen und sagen: ›Na ja, es ist wahrscheinlich besser so.««

»Wovon redest du?«, fragte Meg.

»Meg und ich machen uns Sorgen um dich«, erklärte Charlie.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum.«

»Möchtest du jetzt aufstehen?«

»Nicht, solange ihr beide hier sitzt und mich ansieht, als hätte ich eine tödliche Krankheit, die mich jeden Moment hinwegraffen könnte. Aber ich stehe bald auf.«

»Ich mach uns schon mal Tee«, sagte Charlie in beruhigendem Ton und lächelte mich dabei mitfühlend an.

Am liebsten hätte ich ihm dieses Lächeln mit der Faust aus dem Gesicht geschlagen, aber gleichzeitig war mir auf eine vage Weise bewusst, dass er ungemein lieb und geduldig auf mein unerträgliches Verhalten reagierte. Tief in mir flüsterte eine leise Stimme, dass ich irgendwann wieder anfangen musste, mich wie ein normales menschliches Wesen zu benehmen.

»Ich zähle bis zehn, dann stehe ich auf«, erklärte ich. »Eins, zwei, drei ...«

Meg ging, als ich bei neun angekommen war. Ich blieb noch eine Weile liegen, bevor ich die Zähne zusammenbiss, meine ganzen Kräfte mobilisierte und mich ankleidete. Dann öffnete ich die Vorhänge des kleineren Fensters, das auf die Straße hinausging: Die Gehsteige waren nass, der Himmel bewölkt. Anschließend zog ich die Vorhänge des größeren Fensters auf und presste meine Stirn an das kühle Glas. Charlie war draußen im Garten. Meg trat gerade aus dem Haus und ging zu ihm. Als sie ihn an der Schulter berührte, drehte er sich zu ihr um. Sie standen ganz nah beieinander und unterhielten sich eine Weile. Dann nahm Charlie Megs Hand und drückte sie an seine Wange. Meg lächelte ihn an. Zusammen kehrten sie ins Haus zurück.

Ich schleppte mich die Treppe hinunter, als hätte ich Bleigewichte an den Füßen. Wenigstens konnten sie mich auf diese Weise kommen hören.

Charlie machte eine frische Kanne Tee, stellte eine dampfende Tasse vor mich hin und forderte mich zum Trinken auf.

Meg toastete eine Scheibe Brot für mich und bestrich sie mit Honig. Dann erschien Naomi mit einer Dose.

»Charlie hat gesagt, du fühlst dich nicht so gut«, erklärte sie. »Ich habe Ingwerkekse gebacken. Ingwer ist sehr gut, wenn man sich krank fühlt. Hallo, Meg.«

»Hallo, Naomi.«

»Ich fühle mich aber nicht krank«, antwortete ich trotzig.

»Ach so, na ja, sie sind trotzdem gut. Hier, probier mal eines.«

Sie lächelte mich an, sodass ich ihre gleichmäßigen weißen Zähne mit der Lücke vorne sehen konnte. Sie trug weder eine Jacke noch einen Pullover, nur ein hellgelbes T-Shirt. Sie wirkte so frisch und sauber wie ein Frühlingstag.

»Holly hat in letzter Zeit zu viel gearbeitet«, erklärte Meg.

»Und nicht genug geschlafen«, fügte Charlie hinzu.

»Du Arme«, meinte Naomi. »Kein Wunder, dass du dich schlecht fühlst. Wenn meine Patienten unter Schlaflosigkeit leiden, gebe ich ihnen immer einen bestimmten Tee. Es ist eine Mischung aus chinesischen Kräutern, die ein bisschen aussieht wie grauer Staub, aber sie wirkt beruhigend und scheint den Leuten zu helfen. Möchtest du was davon?«

»Nein.«

»Doch«, sagte Charlie. »Doch, sie möchte etwas davon.«

»Ich kann Kräutertee nicht ausstehen.« Mit einem finsternen Blick auf die drei, die mit besorgter Miene um mich herumstanden, fügte ich hinzu: »Und Mitgefühl auch nicht.«

In dem Moment klingelte es an der Tür, und Charlie ging hinaus, um aufzumachen. Ich hörte Stimmengemurmel, dann rief Charlie nach mir. Als ich neben ihn trat, waren draußen gerade zwei Männer damit beschäftigt, etwas aus einem Lieferwagen zu laden. Es war ein großer, in eine grüne Plane gehüllter Gegenstand.

»Was ist das?«, fragte ich.

Ein dritter Mann reichte mir ein Klemmbrett. »Holly Krauss?«, fragte er.

»Ja, das bin ich.«

»Bitte unterschreiben Sie hier.«

Ich starrte auf die Rechnung. Ganz oben stand ORYX GALLERY, und neben dem Namen war ein Tier mit Hörnern abgebildet, das wahrscheinlich einen Oryx darstellen sollte.

»Oh«, sagte ich, als mir die schreckliche Wahrheit dämmerte.

»Können Sie es bitte wieder mitnehmen? Ich will es doch nicht haben.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Wir müssen gleich weiter nach Leicester, meine Liebe. Außerdem glaube ich nicht, dass das geht. Sie haben dafür bezahlt, jetzt gehört es Ihnen. Wo sollen wir es hinstellen?«

Es waren drei Männer nötig, um es in unser Wohnzimmer zu schleppen. Obwohl es gar nicht so groß wirkte, wog es unglaublich viel. Als sie dann mit einer schwungvollen Bewegung die Plane wegzogen, verschlug es Charlie die Sprache.

»Lieber Himmel!«, rief Naomi. »Was um alles in der Welt soll denn das sein?«

Ich konnte mich nicht daran erinnern, welche Skulptur ich gekauft hatte. Sie bestand aus mehreren alten Maschinenteilen, die in seltsamen Winkeln zusammengeschweißt und dann auf eine Plinthe montiert worden waren. Auf jeden Fall war das Ding extrem hässlich und viel zu groß für den schmalen Raum. Charlie sagte noch immer nichts. Erst als die Männer gegangen waren und die Tür hinter sich zugezogen hatten, fragte er:

»Was ist das?« Seine Hände waren zu Fäusten geballt.

»Ich fürchte, das war so eine Schnapsidee von mir«, erklärte ich fröhlich. »Puh!«

Er griff nach dem Durchschlag der Rechnung, die ich unterschrieben hatte. »Um Gottes willen, Holly.«

»Wie viel?«, fragte ich.

»Heißt das, du weißt es nicht?«

»Ich werde das Ding zurückgeben.«

»Natürlich wirst du das. Wenn sie dich lassen. Woher willst du wissen, dass sie es zurücknehmen? Ich würde es jedenfalls nicht zurücknehmen. Warum hast du es überhaupt gekauft? Was hast du dir dabei gedacht?«

»Ich fand es irgendwie witzig.« Sozusagen als Bekräftigung stieß ich ein kleines Lachen aus. »Und vielleicht ist es ja eine Investition. Wer weiß?«

Charlie war vor Wut ganz weiß geworden. Die Rechnung zitterte in seiner Hand, als würde in unserem Wohnzimmer ein Wind gehen. Er konnte kaum sprechen. »Wir haben eine extrem hohe Hypothek abzuzahlen«, stieß er hervor. »Wir haben bei der Angabe unserer Einnahmen ziemlich geschummelt, um sie zu bekommen. Ich verstehe das nicht.«

Wir starrten alle auf das scheußliche Objekt in unserem Wohnzimmer.

»Ich glaube, wir sollten jetzt gehen«, erklärte Meg, aber sie und Naomi blieben weiter wie angewurzelt stehen.

»Was soll das, Holly? Was, zum Teufel, ist bloß mit dir los? Sag es mir! *Sag es mir!*«

Ich betrachtete die Skulptur, und zum ersten Mal an diesem Tag erschien mir etwas lustig. Zu meinem eigenen Entsetzen begann ich zu lachen. Und nachdem ich einmal damit angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören.

## 12

Meg hasst den November. Sie sagt, er sei der Korridor des Jahres: eine grimmige, enge Zeit, durch die man durchmuss, um anderswohin zu gelangen. Den Februar hasst sie auch. Das Grau, die Kälte, die harte Erde, die kahlen Bäume, die kurzen, farblosen, trüben Tage. Ich selbst habe das nie wirklich nachvollziehen können. Jahreszeiten sind etwas für Bauern und Gärtner. Meiner Meinung nach zählt mehr das Wetter in unseren Köpfen, und in der dritten Novemberwoche, als gerade ein feiner Nieselregen die Straßen nass glänzen und die Luft wie gemasert aussehen ließ, wurde der Himmel in meinem Kopf plötzlich wolkenlos blau, und die Sonne begann zu strahlen. Manchmal passiert das einfach so. Wochenlang hatte ich mich wie ein blinder, langsamer, erdverkrusteter alter Maulwurf durch den Tunnel der Tage gegraben, und nun war ich ohne Vorwarnung an der Oberfläche aufgetaucht und starrte halb benommen in das wunderschöne Licht.

Ich zog die Vorhänge auf und ließ den Morgen herein. Draußen war es so neblig, dass die Formen der Häuser und Bäume verschwammen und der Verkehrslärm viel gedämpfter klang als sonst. Vertraute Dinge wirkten plötzlich geheimnisvoll. An einem Tag wie heute konnte alles Mögliche passieren.

»Wach auf, Charlie, es gibt Kaffee.« Ich ließ mich auf der Bettkante nieder und legte eine Hand auf seine warme Schulter. Da er sich nicht rührte, schüttelte ich ihn leicht. »Es ist halb acht. Du hast gesagt, du musst spätestens um acht weg.«

Er murmelte etwas und verschwand tief unter der Bettdecke.

»Sollen wir uns heute Mittag zum Essen treffen? Ich lade dich ein.«

»Ich bin schon verabredet«, antwortete er unter der Decke.

»Erst mit der Buchhalterin und dann mit dem Redakteur vom *Correspondent*.«

Mit der Buchhalterin. Das klang recht hochtrabend, aber in Wirklichkeit handelte es sich um Tina, die Meg geholfen hatte, das Buchhaltungsprogramm für KS einzurichten.

»Dann führe ich dich eben hinterher aus«, erklärte ich.

Er kam unter der Decke hervor, richtete sich halb auf, griff nach der Tasse und legte die Hände darum. Ließ den Dampf in sein Gesicht steigen. »Ich habe Sam und den anderen versprochen, dass ich mit ihnen auf einen Drink gehe.«

»Schade«, sagte ich. »Ich wollte mit dir feiern.«

»Was denn? Heute ist doch nicht mein Geburtstag, oder?«

»Einfach nur feiern. In welcher Farbe sollen wir diesen Raum streichen?«

»Was?«

»Darüber habe ich mir heute Nacht schon den Kopf zerbrochen. Für die Küche nehmen wir einen Gelbton, habe ich mir gedacht, aber natürlich nicht so ein schreckliches, grelles Gelb, sondern einen weichen, buttrigen, gefälligen Ton, und hier drin vielleicht Terrakotta. Wie die Dachziegel eines italienischen Hauses. Oder ein grünliches Grau. Was meinst du? Sexy oder beruhigend? Ich werde die Farbe besorgen und am Samstag oder sogar schon eher anfangen. Ich hab noch ungefähr hundert Tage Urlaub gut. Wenn ich erst einmal begonnen habe, geht's bestimmt ganz schnell. Du brauchst mir nicht zu helfen. Ich weiß, in letzter Zeit hab ich die Dinge ein bisschen schleifen lassen, aber dafür möchte ich mich jetzt besonders intensiv um dich kümmern. Was ich hasse, sind die ganzen Vorbereitungen. Du weißt schon. Statt gleich loslegen zu können, muss man erst mal die Fußleisten säubern, den Boden mit Papier abdecken und die Regale ausräumen. Das nervt genauso wie diese dämlichen Gebrauchsanweisungen, die man studieren muss, bevor man etwas aufbaut oder in Betrieb nimmt. Eines habe ich mir

geschworen: Ich werde in meinem ganzen Leben nie wieder eine Gebrauchsanweisung lesen. Trish hat erst gestern zu mir gesagt, dass man, wenn man die Wohnung streicht, vorher sämtliche Holzleisten und Fensterrahmen abkleben soll, damit man saubere Kanten bekommt. Das erscheint mir völlig übertrieben. Manchmal denke ich, Trish hätte zur Armee gehen sollen. Ich hatte immer schon sehr ruhige Hände.«

Ich streckte meine linke Hand aus. »Sieh dir das an!« Meine Hände zitterten richtiggehend.

»Das war früher nie so«, sagte ich. »Gut dass ich kein Gehirnchirurg bin, sonst würde ich womöglich ganze Motorikbereiche lahmlegen. Vielleicht trinke ich zu viel Kaffee. Oder zu wenig. Koffeinentzug?«

Charlie ließ sich mit seiner Antwort Zeit. »Gelb?«, fragte er schließlich.

»Was?«

»Ich hab versucht, deinem Gedankengang zu folgen, bin aber irgendwo ziemlich am Anfang hängen geblieben. Wie lange, glaubst du, könntest du so vor dich hinreden, ohne von deinem Gegenüber eine Antwort zu kriegen?«

»Was? Oh, tut mir Leid. Soll ich dir Toast machen? Toast mit Marmelade? Ich könnte sogar ein Hemd für dich bügeln.«

»Lügnerin«, sagte er, und ich begann zu kichern. Dann schlug mein Kichern in ein seltsames, prustendes Lachen um, das ich nicht kontrollieren konnte.

Er schwang die Füße aus dem Bett und hievte sich hoch. Nackt und muskulös stand er vor mir. Ich streckte den Arm nach ihm aus und legte meine Hand an seinen warmen, goldbraunen Rücken. »Das viele Laufen tut dir gut«, stellte ich fest. »Wie wär's, wenn du ein bisschen später losgehst?«

»Heute nicht.«

»Dann ein anderes Mal.«

Während er in seine Jacke schlüpfte, begann das Handy in der Tasche seine dämliche Melodie zu dudeln. »Hallo?«, meldete er sich. »Ja? Nein, acht ist wunderbar. Natürlich. Ich werde da sein.« Sein Gesicht entspannte sich zu einem intimen kleinen Lächeln. Spätestens jetzt war mir klar, dass er mit einer Frau sprach. Prompt nahm er das Telefon in die andere Hand und drehte sich halb von mir weg. »Ich werde pünktlich sein.«

Plötzlich hatte ich das Gefühl, einen Fremden zu beobachten, einen gut aussehenden Fremden mit Krähenfüßen um die Augen.

»Für wen wirst du pünktlich sein?«, fragte ich, nachdem er das Telefon wieder in seiner Brusttasche verstaut hatte und vor dem Spiegel an seinem Krawattenknoten herumzupfte.

»Für niemand Besonderen. Für Sam und die anderen.«

»Du darfst flirten, aber dich nicht in eine andere verlieben.«

Die Worte waren draußen, bevor ich sie zurückhalten konnte. Während sie in meinen Ohren nachhallten, zuckte ein Gefühl von Panik wie ein Blitz durch meinen Körper. Wie konnte ich nach allem, was ich getan hatte, so etwas zu ihm sagen und es dann auch noch so meinen? Wie konnte ich etwas dagegen haben, wenn Charlie sich heute Abend in einem Restaurant über den Tisch beugte und einer anderen Frau in die Augen sah, nachdem ich selbst zugelassen hatte, dass ein fremder Mann mich eine ganze Nacht lang küsste und betatschte, dass er mich kratzte und fickte, mein Innerstes nach außen kehrte?

»Keine Sorge«, antwortete Charlie. »Ich bin ein verheirateter Mann, oder hast du das vergessen?«

»Nein, das habe ich nicht.« Ich streckte den Arm aus und zupfte mit meinen zitternden Fingern an seinem Hemd herum, obwohl es eigentlich gar nicht nötig war. »Ich wünsche dir einen schönen Tag.«

Ich war zu nervös, um konzentriert zu arbeiten. Mittags verbrachte ich zwei Stunden damit, in einem Geschäft, das die Ausmaße einer Lagerhalle hatte, die Farben für unsere Wände auszusuchen. Was gar nicht so einfach war, weil mich die vielen klangvollen Namen irritierten: Gerberagelb, Flachssilber und Themsebraun. Eisgrau, Lakritze, Paprika. Am Ende erstand ich fünf Liter von einem satten Orangerot namens Fuchsbraun und fünf von einem senfigen Gelb, außerdem drei weiche schwarze Pinsel – dick, mittel und dünn –, sechs Blatt raues Schleifpapier und eine Flasche denaturierten Alkohol. Nachmittags hatten wir eine Besprechung und gleich im Anschluss unsere vierzehntägige bürointerne Versammlung, in der wir über neue Ideen diskutierten. Doch meine Gedanken schweiften immer wieder ab. Ich stellte mir vor, wie ich mit einem Pinsel voller gelber Farbe vor einer glatt verputzten Wand stehen würde. Der erste Pinselstrich: ein leuchtender Streifen durch die Leere.

Kurz nach sechs rief mich Stuart auf dem Handy an. Im Hintergrund hörte ich Stimmen. Verbrachte er eigentlich sein ganzes Leben in Bars? Ich hatte ihn seit jenem Abend nicht mehr gesehen, einem weiteren jener Abende, die ich zu vergessen suchte. Die Oryx-Galerie widersetzte sich hartnäckig meiner Bitte – besser gesagt, meinem Flehen –, die Skulptur zurückzunehmen. Inzwischen stand sie wie ein Mahnmal in unserem Schlafzimmer, wo sie außer uns niemand sehen musste. Charlie hatte sich an ihrem Sockel schon die Zehen angestoßen und ich mir an einer ihrer vielen rauen Kanten einen Rock zerrissen.

Stuart hatte zwei Nachrichten hinterlassen – eine in nüchternem, eine in betrunkenem Zustand –, und obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, ihn zurückzurufen, war ich irgendwie doch nicht dazugekommen. Er war einfach der Typ Mann, den man nicht zurückrief; einer, den man zwar recht sympathisch fand, der interessant war und gut aussah, aber trotzdem seltsam schemenhaft blieb. Er redete sehr viel, und ich konnte mich nie genau daran erinnern, was er eigentlich gesagt hatte. Er trank

auch sehr viel, und dann flossen seine Worte zu einem Strom zusammen, der über mich hinwegrauschte.

»Holly!«, sagte er gerade. »Hier ist Stuart. Der, den du einfach hast stehen lassen und nie zurückgerufen hast. Ich habe es aber nicht persönlich genommen.«

Betrunken, dachte ich. »Hallo, Stuart.«

»Was treibst du denn so?«

»Du meinst, ganz allgemein?«

»In den nächsten paar Stunden.«

Ich öffnete den Mund, um zu sagen, dass ich schon was vorhätte, doch in Wirklichkeit fühlte ich mich nur müde. Charlie war an diesem Abend ohne mich unterwegs. Höchstwahrscheinlich mit einer anderen Frau. Ich hatte also keine Pläne. Und eigentlich war ich gar nicht so müde. Ganz im Gegenteil, ich war rastlos und voller Tatendrang. Eine Frau auf der Suche nach einem Abenteuer.

»Warum fragst du?«

»Ich fahre zu einem Pokerabend, den ein Freund von mir bei sich zu Hause veranstaltet. Wir sind bloß zu sechst oder so, und da dachte ich mir, dass es vielleicht ganz nett wäre, wenn du mitkommen würdest.«

»Ich habe seit meiner Collegezeit nicht mehr Poker gespielt. Ich kann schwarzer Peter und Patienzen legen, aber das war's dann auch schon.«

»Ich glaub nicht, dass die anderen davon sehr begeistert wären. Aber du musst ja nicht mitspielen. Kannst einfach zusehen, Whisky trinken und Rauchkringel in die Luft blasen.«

»Das klingt nach einem total lustigen Abend«, entgegnete ich. »Ich kann mir wirklich nichts Schöneres vorstellen, als sechs Leuten einen ganzen Abend lang beim Kartenspielen zuzuschauen.«

»Dann kommst du also mit?«, fragte er in enthusiastischem

Ton. »Großartig. Ich hole dich in einer Stunde vor deinem Büro ab.« Mit diesen Worten legte er auf.

»Warum nicht?«, sagte ich laut.

Ich bemerkte, dass Meg mich über den Schreibtisch hinweg ansah, und wandte rasch den Blick ab. Schließlich war sie nicht meine Mutter, außerdem würde ich bloß eine Weile bei einem Kartenspiel zusehen. Das konnte ja wohl nicht schaden, oder? Ich stand auf und ging zur Toilette, wo ich mich vor den Spiegel stellte und mir die Lippen nachzog. Dann band ich mir das Haar zu einem eleganten Knoten zusammen und betrachtete mich mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich wollte aussehen wie eine Femme fatale in einem *film noir* aus den vierziger Jahren. Vor meinem geistigen Auge sah ich mich in einem Treppenhaus stehen, die Schattenstreifen einer Jalousie auf dem Gesicht. Ich wollte hohe Pfennigabsätze und einen engen Rock tragen und angesichts von Schmerz und Gefahr nur lässig mit den Schultern zucken.

## 13

Ich verstaute meine Farbdosen auf den Rücksitz des Taxis und nahm dann daneben Platz. Als ich in den darauf folgenden Tagen auf diesen Abend zurückblickte, war das der letzte zusammenhängende Teil, an den ich mich erinnern konnte. Ich saß mit Stuart und seinem Freund Fergus im Taxi. Stuart war guter Laune, aber ziemlich zurückhaltend und vermutlich überrascht, dass ich mitkam. Vielleicht hatte er sich auch wieder daran erinnert, wie unerwartet unser Besuch in der Ausstellung ausgegangen war, sodass er sich mittlerweile ein wenig in Acht nahm. Das Gesicht von Fergus lag größtenteils im Dunkeln, aber ich konnte erkennen, dass er sehr dünn und knochig war und eine schlaffe Haut hatte.

Als er mir eine Zigarette anbot, griff ich danach, und im plötzlich aufflammenden Licht des Feuerzeugs sah ich sein bleiches, leichenhaftes Gesicht. Einen Moment lang war ich versucht, den Fahrer zu bitten anzuhalten und mich aussteigen zu lassen, aber der Moment ging vorüber – oder grub sich in mein Gehirn ein.

»Wo fahren wir eigentlich hin?«, fragte ich.

»Wandsworth.«

»Das kenne ich nicht.«

Von da an lief der Abend ab wie ein Stück altes, beschädigtes Filmmaterial: Der Ton fällt aus und setzt wieder ein, einzelne Teile sind in Schwarzweiß oder laufen in der falschen Geschwindigkeit ab, manche Bilder wirken verschwommen, ganze Szenen fehlen. Von dem Haus sind mir nur ein paar Einzelheiten in Erinnerung geblieben: ein riesiger Plasma-Fernsehbildschirm, ein Ledersofa, ein billiges, »dezent erotisches« Bild an der Wand – eine Frau, die einen Strumpf von einem weißen Bein

zieht, während ein Mann sie aus einer dunklen Ecke heraus beobachtet. In der Küche steht ein Kühlschrank aus schimmerndem Edelstahl.

Es sind bereits fünf Männer, und sie trinken Scotch. Alle haben Anzüge an, aber nur einer, ein fetter Typ mit rotem Gesicht, trägt zu seinem Anzug auch eine Krawatte. Ihm gehört das Haus, und er ist der Veranstalter dieses Pokerspiels. Fergus kenne ich bereits. Ein anderer heißt Tony. Stuart hat mir während der Herfahrt im Taxi von ihm erzählt. Er betreibt eine Baufirma, aber Stuart deutet zwinkernd an, dass er auch noch andere Interessen habe.

»Du meinst kriminelle?«

Stuart lacht. »Tony macht seine Geschäfte nicht immer auf legalem Weg«, erklärt er.

Offensichtlich ist es Stuart ein Anliegen, mich wissen zu lassen, dass er Leute wie Tony kennt. Als Stuart mich ihm ziemlich überschwänglich vorstellt, sagt Tony kaum ein Wort. Er ist groß und hat breite Schultern. Ich schüttele seine Hand. Er mustert mich einen Moment neugierig. Ich bin die einzige Frau hier. Plötzlich habe ich das berauschende Gefühl, in eine Welt zu entfliehen, wo man ganz andere Dinge tut.

\*

Sie spielen Poker. Es liegt kein Geld auf dem Tisch, nur bunte, zu Stapeln aufgetürmte Chips. Ich stelle mich hinter Tony und blicke ihm eine Weile über die Schulter. Ich habe einen Drink in der Hand, lasse die Eiswürfel klirren. Ich gehe um den Tisch herum und sehe mir die Karten an. Das gefällt mir. Die gemurmelten Gebote, die konzentrierten Gesichter der Männer, die

besonderen Ausdrücke, die sie benutzen. Allmählich kommt es wieder. Ich beherrsche dieses Spiel. Irgendwann war ich darin einmal sehr gut.

Stuart sitzt auf der anderen Seite des Tisches. Er sagt, ich solle zu ihm hinüberkommen und ihm Glück bringen. Ich antworte, von meinem Platz aus hätte ich einen recht guten Blick. Stuart spricht auf besitzergreifende Weise von mir. Wahrscheinlich halten mich die anderen für seine Freundin, und er unterlässt es, das richtig zu stellen. Er sagt mir, dass ich aussähe wie eine Gangsterbraut. Dieser Gedanke ist mir selbst auch schon gekommen, und ich fand ihn zunächst sehr amüsant, aber nun, da Stuart ihn laut ausgesprochen hat, erscheint er mir überhaupt nicht mehr lustig.

Ein Handy klingelt. Tony geht. Irgendetwas erfordert seine Aufmerksamkeit.

Ein Platz am Tisch ist frei. Einen Moment später sitze ich dort. Ich spiele. Stuart sieht mich verblüfft an. Er sagt, er habe gedacht, ich könne nicht Poker spielen, und es wäre sicher besser, wenn ich mich wieder darauf beschränken würde, dekorativ auszusehen. Er ist jetzt ganz Mann und nicht mehr die sensible Seele, mit der ich damals in Oxfordshire bis spät in die Nacht geredet habe. Bei der ersten Runde lasse ich mir viel Zeit, starre lange auf die zwei Königinnen in meiner Hand. Wage ich es zu bleiben? Was soll ich setzen? Stuart sagt etwas, das ich nicht mitbekomme, und die Männer lachen. Dann erzählt er ihnen von meinem Skulpturenkauf und verbindet die Geschichte dann irgendwie mit der Aufforderung, ich solle mich doch auch wieder so schnell entscheiden. Die Männer lachen erneut. Ich spüre, wie mir die Röte ins Gesicht steigt.

Immer noch besser, als beim Sex zu schnell zu kommen, sage ich und fixiere dabei Stuart. Auch wenn ich das natürlich nur

aus seinen Erzählungen wisse, füge ich hinzu. Die anderen Männer finden das ausgesprochen lustig. Sie lachen laut und ziehen Stuart damit auf, boxen ihn freundschaftlich. Er sagt kein Wort.

Plötzlich verspüre ich ein flaeses Gefühl im Magen. Ich habe es Stuart zwar heimgezahlt, aber vielleicht bin ich doch ein bisschen zu weit gegangen. Ich greife nach irgendeinem Glas und leere es in einem Zug. Eine Art Stromschlag zuckt durch meinen Körper. Ich fühle mich schon besser. Betäubter.

Es ist alles so einfach. Ich habe meinen eigenen Haufen bunter Chips. Ich sortiere sie nach Farben. Es läuft wunderbar. Ich werfe drei Karten weg und bekomme eine weitere Königin. Damit schlage ich alle. Mein Haufen ist schon viel größer geworden. Später, ich weiß nicht, wie viel später, bekomme ich wieder drei von einer Sorte. Aber diesmal gewinne ich nicht. Irgendjemand hat etwas Besseres. Mein Chiphaufen ist weg.

Ich spiele, und dann spiele ich nicht mehr. Stuart ist verschwunden. Er ist nirgendwo zu sehen. Ich sitze auf dem Ledersofa. Was ist nur aus dem lustigen Abend geworden? Erst war ich die Gangsterbraut, die mit allen flirtete, rauchte und trank. Die den Männern über die Schultern schaute, während sie Karten spielten. Dann war ich plötzlich etwas anderes, nämlich die ungezogene kleine Schwester, die sich bei den großen Jungs einmischte, mit ihren Spielsachen spielte. Es war alles wahnsinnig lustig und wurde immer noch lustiger, fast wie früher, wenn man mit seiner besten Freundin zusammen war und irgendwann einen Lachkrampf bekam und gar nicht mehr aufhören konnte zu kichern. Irgendwann fing das Lachen dann an wehzutun, aber man hatte Angst, damit aufzuhören. Nun sitze ich auf dem Ledersofa, das an meinen Oberschenkeln klebt, trinke einen weiteren Whisky und bekomme langsam das dumpfe Gefühl,

dass so manches an diesem Abend überhaupt nicht lustig ist. Ich kenne die Leute hier nicht und weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll; und über Geld, glaube ich, verfüge ich auch nicht mehr. Geld. Das ist auch noch so ein wunder Punkt. Nachdem es ein paar Runden lang nicht so gut gelaufen war, hatte jemand eine Zahl genannt: neuntausend Pfund. Das sei die Summe, die ich zu zahlen hätte. Das kann nicht sein. Es war doch nur ein Spiel. Ich habe doch nur Stuart begleitet.

Ich trinke weiter, damit ich nichts mehr fühlen kann. Jemand reicht mir eine Zigarette und zündet sie mir an. Ich sauge den Rauch tief in meine Lungen ein. Mir wird immer schwummriger. Ich muss an meine Farbdosen denken. Wo sind sie?

\*

Mir passieren ständig blöde Sachen, das ist schon mein ganzes Leben so. Ich zerbreche Gläser oder renne gegen Türen. Wenn ich Gemüse schneide, was selten genug vorkommt, dann ramme ich mir bestimmt das Messer in den Daumen. Ich bin es also gewohnt, in der Notaufnahme oder auf dem Zahnarztstuhl ein Schmerzmittel gespritzt zu bekommen. Das Interessante an diesen Spritzen ist, dass sie den Schmerz nicht beseitigen, sondern nur an eine andere Stelle verlagern, wo er einen nicht so stört, obwohl man spürt, dass er unterschwellig noch da ist. Auch jetzt weiß ich, dass es einen Teil von mir gibt, der sich nicht so wohl fühlt, und dass sich der Rest von mir später, wenn die Wirkung des Alkohols nachlässt, auch nicht mehr wohl fühlen wird.

Tony beugt sich über mich. »Alles in Ordnung?«

Ich starre ihn nur an.

»Wir sollten jetzt aufbrechen«, erklärt er. »Das Spiel ist vorbei.« Er hilft mir auf und führt mich aus dem Zimmer.

»Ich fahre Sie nach Hause«, meint er.

»Meine Farbe«, sage ich. »Ich brauche meine Farbdosen.«

»Vergessen Sie Ihre Farbe.«

»Wohin?«

Ich starrte ihn an. Wohin? Wo konnte ich in diesem Zustand hin? Ich sah aus dem Fenster. Es war immer noch dunkel, obwohl am Horizont bereits die Dämmerung auszumachen war. Ich sah die leeren, stillen Straßen draußen und mein eigenes Gesicht, das mir aus der Scheibe entgegenstarrte. Ich schob mir das Haar hinter die Ohren und zog meinen Rocksaum über die Knie.

»Wo wohnen Sie?«

»Ich möchte nicht heim«, antwortete ich benommen. »Meg. Genau. Ich möchte zu Meg.«

»Und wo wohnt Meg?«, fragte er geduldig.

»Oh, natürlich, tut mir Leid. Ventura Street. Nicht weit von der Marylebone Road. Sie müssen ...«

»Ich kenne die Gegend. Ich hab da mal gearbeitet.«

»Und wo ist Ihre derzeitige Baustelle?«

»In der Nähe der Tate Modern. Genauer wollen Sie es wahrscheinlich gar nicht wissen.«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Unter dem Sitz ist eine Decke.«

»Eine Decke?«

»Sie zittern. Wickeln Sie sich ein.«

Danach setzten wir unsere Fahrt schweigend fort, und ein paar Minuten später überquerten wir bereits den Fluss. Tonys Mercedes glitt ruhig die Straßen entlang. Im Licht der Scheinwerfer sah ich schwarze Müllsäcke, die auf dem Gehsteig zur Abholung bereitstanden, kahle Skelette von Platanen, deren Äste im Wind schwankten, eine durch die Dunkelheit schleichende

Katze, einen Mann im Trenchcoat, der langsam dahinschlurfte. Auch Autos waren noch unterwegs, sogar mehr, als ich vermutet hätte. Manchmal schloss ich die Augen, aber wenn ich das tat, hatte ich das Gefühl zu sterben, und in meinem Kopf begann wie ein Film mein ganzes verrücktes Leben abzulaufen. Deswegen starrte ich die meiste Zeit aus dem Fenster und beobachtete, wie sich die Stadt auf mich zu bewegte, an mir vorbeirauschte. Hin und wieder sah ich auch zu Tony, der mit einer Zigarette im Mundwinkel am Steuer saß.

»Von hier aus müssen Sie mich lotsen.«

Als er schließlich vor Megs Wohnung hielt, wäre ich am liebsten wortlos ausgestiegen, aber es gab da noch etwas, was ich sagen musste.

»Als Sie weg waren, hätte ich – ich hätte nicht anfangen sollen zu spielen. Ich kann mich gar nicht mehr so richtig an alles erinnern. Aber ich habe Geld verloren. Ziemlich viel sogar.«

Tony zündete sich eine neue Zigarette an. »Ja. Das habe ich gehört.«

»Ich wollte das alles gar nicht.« Ich wartete auf eine Reaktion, aber er schwieg. »Was soll ich denn jetzt machen?«

Er inhalierte tief und stieß den Rauch dann aus. »Bezahlen.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das Geld habe.«

»Geld kann man immer auftreiben.«

»Ich weiß nicht, wem ich es geben soll.«

»Setzen Sie sich mit Vic in Verbindung. Oder, umgekehrt, er setzt sich mit Ihnen in Verbindung. So oder so.«

Ich hatte gehofft, Tony würde mir irgendwie helfen. Frustriert stieg ich aus. Es kam mir vor, als könnte ich durch meine Schuhe die Nässe des Gehsteigs spüren. Tony wartete, während ich klingelte. Eine Minute später, nachdem ich ein zweites Mal geklingelt hatte, hörte ich drinnen ein Geräusch, dann ging die Tür einen Spalt weit auf, und Megs verschlafenes Gesicht spähte

heraus.

»Meg«, sagte ich.

»Holly? Was um alles in der Welt ...?«

»Kann ich reinkommen?«

»Natürlich.«

Ich hörte die Kette klappern, das Geräusch von Metall auf Metall, dann ging die Tür auf, und Meg stand vor mir, die Hände am Kragen ihres dicken grauen Bademantels.

»Was ist passiert?« Sie musterte mich prüfend. »Geht es dir nicht gut? Was ist los?«

Ich drehte mich um und winkte zu Tony hinüber, der mit einem Nicken antwortete. Sein Mercedes schnurrte davon.

»Verstehe«, sagte Meg. Ihre Miene wirkte plötzlich wie versteinert.

»Lass uns hinaufgehen«, sagte ich. Auf der Treppe sprach ich mit ihrem abweisenden Rücken. »Es tut mir Leid, dass ich dich aufgeweckt habe. Ich wollte nicht direkt nach Hause fahren.«

»Das kann ich mir denken.« Megs Stimme klang so kühl, dass ich mich am liebsten auf die Treppe gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen hätte.

»Es sind ein paar Dinge schief gelaufen«, sagte ich, als wir in ihre warme Wohnung traten.

»Ich mach uns einen Kaffee«, sagte sie. »Dann können wir darüber reden.«

»Ich kann nicht darüber reden. Ich bin zu müde.«

Meg rieb sich die Augen und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Du kannst gerne duschen, wenn du möchtest.«

»Ich stecke in Schwierigkeiten, Meg.«

»Ich weiß.«

Plötzlich war ich von Angst erfüllt. Wie meinte sie das? Wie konnte sie etwas darüber wissen? Ich wollte nicht, dass sie mich

mit ihren klugen Augen missbilligend musterte. Ich wollte von niemandem gemustert werden. Aber es gibt überall Augen, wohin man auch geht, und man kann sich nicht verstecken, seine schmutzigen Geheimnisse und seine Scham nicht verbergen.

»Ich nehme ein Bad«, antwortete ich matt und schlurfte in ihr Badezimmer, wo der Heizkörper sumnte.

Nachdem ich eine ganze Weile in dem heißen Wasser gelegen hatte, schlüpfte ich in eine schwarze Cordhose und ein weiches rosa Shirt, das ich Meg zu ihrem letzten Geburtstag geschenkt hatte. Sie gab mir sogar eine kleine Zahnbürste, die noch von ihrer letzten Flugreise stammte. Ich vermied es, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Ich hatte Angst vor meinem eigenen Anblick. Für einen Moment verharrte ich völlig regungslos, hielt mich am Waschbecken fest und wartete darauf, dass sich das Entsetzen wieder in mein Inneres zurückziehen würde, wo es ungestört wachsen und gedeihen konnte.

»Hier, Kaffee«, sagte Meg.

Ich versuchte, ihn entgegenzunehmen, aber meine Hände zitterten so sehr, dass ein Teil der heißen Flüssigkeit auf meiner Haut landete und ich gezwungen war, die Tasse wieder abzustellen und wie ein Hund aus seiner Schüssel daraus zu trinken.

»Möchtest du etwas essen?«

»Nein, ich würde jetzt keinen Bissen hinunterkriegen.«

In dem Moment konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, jemals wieder etwas zu mir zu nehmen. Ich würde fasten, bis ich irgendwann so leer und sauber sein würde wie ein Kind, das nicht vom Leben beschmutzt und besudelt war.

»Also«, sagte Meg. Sie stützte das Kinn in die Hand und sah mich an.

»Ich habe eine Dummheit gemacht.«

»Dieser Mann?«

»Nein, er hat mich nur heimgefahren.«

Meg hob die Augenbrauen, sagte aber nichts. Sie wartete darauf, dass ich reden, ihr alles erzählen würde.

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Tut mir Leid. Ich muss mit Charlie reden. Er sollte das als Erster erfahren. Ich werde mir ein Taxi rufen und ihn um eine Aussprache bitten.«

»Das klingt gut.«

Am liebsten hätte ich wie ein kleines Kind zu ihr gesagt: *Bitte bleib meine Freundin*. Ich war nahe dran, aber Meg, die mir mit müder, ernster Miene gegenüber saß, erschien mir so erwachsen, so abgeklärt, so weit weg von mir und meinen hässlichen Problemen, dass ich mir fast nicht vorstellen konnte, dass wir noch Freundinnen und Partnerinnen waren, zwei Frauen, die dieselbe Sprache sprachen und sich auch ohne Worte verstanden. Im Moment waren wir meilenweit davon entfernt.

»Es tut mir Leid«, sagte ich lahm. »Meg? Es tut mir Leid.«

Wir schwiegen eine ganze Weile. Im Raum war es so still, dass ich mein eigenes heiseres Atemgeräusch hören konnte. Verlegen zupfte ich an dem rosa Shirt herum und stellte bei der Gelegenheit fest, dass ich meine Nägel noch weiter heruntergebissen hatte, auch wenn ich mich daran überhaupt nicht erinnern konnte. Ich wartete. »Es ist kein Licht am anderen Ende des Tunnels«, sagte ich zu mir selbst. »Dieser Tunnel geht immer weiter, und in der Dunkelheit rasen schreckliche Dinge auf mich zu.«

Schließlich sah Meg mich an, als hätte sie einen Entschluss gefasst. Dann sagte sie: »Ich kann das nicht mehr.« Ihre Stimme klang hart. Ihr Gesicht wirkte ebenfalls hart.

»Wie meinst du das? Was kannst du nicht mehr?« Meine eigene Stimme hörte sich an wie ein Krächzen. Ich musste an eine Krähe auf einem hohen Baum denken.

»Dein Verhalten ertragen. Glaubst du, dass ich in meinem Leben nichts anderes zu tun habe, als das Chaos aufzuräumen, das du überall hinterlässt?«

»Ich weiß nicht, was du –«

»Denkst du dabei eigentlich auch einmal an mich? Oder Charlie? Oder irgendjemand anderen außer an dich? Du kannst dir die Antwort sparen. Natürlich tust du das nicht. Die Welt dreht sich nur um dich und deine dummen Wünsche. Du hältst dich für wundervoll und einmalig, stimmt's?«

»Im Moment eigentlich nicht –«, begann ich.

»Mit deinen langen Haaren und deinen großen Augen. Du glaubst, wenn du mit deinen schwarzen Wimpern klimperst, kommen gleich alle angerannt, um dir zu helfen. Dir zu helfen, wenn du in Schwierigkeiten steckst, und dir zu verzeihen, wenn du sie im Stich lässt. Schließlich *meinst* du es ja nie so. Du bist eben *impulsiv*, nicht wahr? So *spontan* und *leichtsinnig*. So siehst du das doch, oder?«

»Tut mir Leid.«

»Was meinst du, wie das für mich ist? Du stehst vorn, auf der Bühne, und ziehst eine Show ab, während die gute alte Meg immer hinter den Kulissen zugange ist, wo keiner sieht, wie sie die Scherben aufsammelt und alles ausbügelt, was du angerichtet hast.«

Der ganze Groll, der sich in ihr aufgestaut hatte, sprudelte jetzt aus ihr heraus. Ich wusste, dass es durchaus einiges gegeben hätte, was sich dagegenhalten ließ. Zum Beispiel, dass ich fast ein ganzes Jahr lang jeden Tag bis zu zwanzig Stunden gearbeitet hatte, und das sieben Tage die Woche. Ich hatte einen Großteil der wirklich harten Arbeit geleistet, indem ich eine Menge Kunden für uns an Land zog und intensiv betreute.

Aber im Moment war ich viel zu müde, um mich zu rechtfertigen. Es spielte keine Rolle. Meg war so richtig in Fahrt.

»Holly, du solltest das Ganze mal objektiv betrachten. Du hast eine Frau entlassen, weil dir gerade danach zumute war, und nun müssen wir uns mit den Folgen herumschlagen. Du hast mit einem Mann geschlafen, der jetzt ständig im Büro anruft und

Leute belästigt. Du becirct die Kunden mit deinem Charme, oder du beleidigst sie. Du schläfst an deinem Schreibtisch oder auf der Toilette ein – glaub bloß nicht, dass wir das nicht mitbekommen –, und dann schlägst du dir wieder die ganze Nacht um die Ohren. Du bist wie ein Kleinkind, das nach allem greift, was ihm ins Auge sticht, und es dann einfach wieder fallen lässt, wenn ihm langweilig wird. Und Charlie behandelst du auch schlecht.«

»Charlie ist meine Sache«, entgegnete ich müde. »Nur weil du –« Ich brach abrupt ab und hielt mir vorsichtshalber auch noch eine Hand vor den Mund, um die Worte zurückzuhalten.

»Was? Nur weil ich was? Raus damit! Ich weiß genau, was du sagen wolltest. Nur weil ich auch mal in ihn verliebt war. Stimmt, das war ich, und du hast es gewusst. Aber er hat sich in dich verliebt, wie es alle Männer tun, stimmt's?«

»Das wollte ich nicht sagen«, antwortete ich lahm. Jede Spur von Zorn war verschwunden. Traurig betrachtete ich Megs bleiches, verschlafenes Gesicht, ihre zerzausten Haare, ihre gerunzelte Stirn.

»Hast du dir eigentlich schon jemals Gedanken über mich gemacht?«

»Über dich?«

»Ja. Mich. Ist dir aufgefallen, dass ich in letzter Zeit oft ein wenig niedergeschlagen bin? Dass mein Leben nicht nach Plan läuft? Dass ich mir ein bisschen Sorgen mache? Nein, natürlich nicht, weil deine persönliche Berg-und-Tal-Fahrt dir gar keinen Raum lässt, die ganz normalen, weniger dramatischen Stimmungen anderer Menschen zu registrieren.«

»Das ist nicht wahr.«

Sie stand auf und zog den Gürtel ihres grauen Bademantels enger. »Ich werde jetzt ein Bad nehmen, falls du nicht das ganze heiße Wasser aufgebraucht hast, und mich dann allmählich auf meinen Tag vorbereiten. Lass dir ein Taxi kommen, und zieh

bitte die Tür hinter dir zu, wenn du gehst.«

\*

Ich war so früh dran, dass ich ihn auf mich zukommen sah. Wir hatten vereinbart, uns in dem Park in der Nähe unseres Hauses zu treffen. Zuerst bemerkte er mich nicht, sodass ich ihn beobachten konnte, während er die Straße entlangging. Er trug einen dicken Mantel, den wir zusammen ausgesucht hatten, und hielt den Kopf leicht gesenkt. Aber ich konnte trotzdem seinen ernsten, fast schon grimmigen Gesichtsausdruck sehen. An einem anderen Tag hätte ich ihn gefragt, worüber er denn so angestrengt nachdenke. So aber wusste ich es. Ich wusste, was sein Gesicht so angespannt und sorgenvoll wirken ließ, und seinen Mund so schmal. Ich.

Als er mich erkannte, wurde sein Gesicht ausdruckslos, und er schob die Hände noch tiefer in die Manteltaschen.

»Danke, dass du gekommen bist«, sagte ich.

»Schon gut.«

Gemeinsam stapften wir in den kleinen Park. Ich räusperte mich, brachte aber trotzdem keinen Ton heraus.

»Hattest du eine schöne Nacht?«, fragte er.

»Nein.«

»Hast du sie mit einem Mann verbracht?«

»Nein.« Ich holte so tief Luft, dass es schmerzte. Ich spürte ein paar kalte Regentropfen auf meinem Gesicht. »Du warst gestern Abend unterwegs, deswegen bin ich auch ausgegangen. Mit einem Typen namens Stuart, einem Kunden. Es war kein Rendezvous oder so was. Stuart ist derjenige, mit dem ich auf der Kunstausstellung war, aber er bedeutet mir nichts. Es ist wirklich blöd. Anscheinend kann ich nicht allein sein. Sind viele

Menschen um mich herum, habe ich oft das Gefühl, dass ich gleich durchdrehe oder explodiere, wenn ich nicht sofort verschwinde, um meine Ruhe zu haben. Bin ich dann aber allein, kann ich das auch nicht ertragen. Ich kann es nicht erklären, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, ich –«

»Wie wär's, wenn du mit Rees anfängst? Ich glaube, den Namen habe ich richtig verstanden, oder?«

Eiseskälte fraß sich bis in meine Knochen. »Rees?«, fragte ich. »Was ist mit ihm?«

»Das würde ich gern von dir erfahren.«

»Er ist nicht wichtig.«

»Du meinst, genau wie dieser Stuart?«

»Nein, ich meine ... es hatte irgendwie gar nichts mit ihm zu tun ... das, was passiert ist, obwohl er natürlich dabei war, aber es hätte jeder sein können. Ich meine ...« Ich rieb mir hektisch die Augen. Ich wusste selbst nicht, was ich meinte. Ich hätte ihm so gern in klaren, verständlichen Worten berichtet, wie das alles abgelaufen war, meine Sünden und Verfehlungen offen und ehrlich auf den Tisch gelegt, aber ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Es war, als hätte ich ein Knäuel von Drähten im Kopf, sodass ich nur wirres Zeug daherredete.

»Woher weißt du von ihm?«, fragte ich stattdessen.

»Er hat mich angerufen«, antwortete Charlie. Zum ersten Mal klang seine Stimme ein wenig brüchig. Vor Kummer? Wut? Hass? Ich wusste es nicht.

»O mein Gott, Charlie, das tut mir Leid. Es tut mir so Leid. Was hat er gesagt?«

»Das erste Mal hat er mich auf dem Handy angerufen. Ich frage mich, wie er an die Nummer gekommen ist.« Verlegen murmelte ich etwas, aber er sprach weiter, ohne auf mein Gestammel zu achten. »Er hat mich gefragt, ob ich weiß, was du alles treibst. Ich dachte erst, es wäre irgendein Irrer, der ausge-

tickt ist, weil du ihm etwas angetan hast; davon scheint es zurzeit ja einige zu geben. Beim zweiten Mal, vor zwei Tagen, hat er zu Hause angerufen und nach dir verlangt, und dann hat eins zum anderen geführt, und er hat mir gesagt, wer er ist.«

»Was hat er dir erzählt?«

»Das dritte Mal, gestern Abend, hat er gesagt, du seist im Bett eine richtige Wildkatze. Dann fragte er mich, ob ich wisse, was du in dem Moment gerade treibst.«

»Wie schrecklich für dich. Wie widerlich. Du hättest es mir sagen sollen.«

»Was? Hättest du mich dann getröstet?«

Ich begann wieder wirres Zeug zu stammeln, aber Charlie unterbrach mich: »Sag mir bloß eins: Hast du mit diesem Kerl geschlafen?«

»Ja«, antwortete ich. »Vor ungefähr einem Monat. Ich war total betrunken.«

»Mal wieder.«

»Ja. Mal wieder. Und da ist alles außer Kontrolle geraten. Ich konnte hinterher selbst nicht fassen, dass ich das wirklich getan hatte. Es war wie ein Traum, ein Alptraum, als wäre eine andere Person in meinen Körper geschlüpft. Ich konnte mich nicht einmal daran erinnern, wie er ausgesehen hatte. Ich wollte einfach so tun, als wäre es nicht passiert.«

Ein Ausdruck tiefsten Abscheus huschte über Charlies Gesicht. Ich streckte die Hand nach ihm aus, aber er rückte von mir ab, als wäre es ihm unerträglich, von mir angefasst zu werden. Das konnte ich gut verstehen. Ich fand mich selbst zum Kotzen. »Ich weiß«, fuhr ich fort. »Ich will damit nur sagen, dass es ein unendlich dummer, völlig sinnloser One-Night-Stand war. Ich habe dir nichts davon erzählt, weil ... na ja, weil ich wusste, dass es dich verletzen würde, und weil es nichts zu bedeuten hatte. Es hatte wirklich nichts zu bedeuten«, wiederholte ich.

»Jedenfalls bedeutet es nicht, dass ich dich nicht mehr liebe und begehre. Ich liebe nur dich. Charlie?«

Er musterte mich mit einem Blick, aus dem fast so etwas wie Staunen sprach. »Weißt du eigentlich, was du da redest?«, fragte er.

»Wie meinst du das?«

»Wie soll ich darauf deiner Meinung nach reagieren – auf diesen ganzen Mist?«

»So etwas wird nie wieder passieren. Ich werde mich ändern«, antwortete ich verzweifelt. »Wenn du mir noch eine Chance gibst. Wenn du mir verzeihst.«

»Weißt du was, Holly? Ich kann darüber jetzt nicht sprechen.«

»Charlie –«

»Ich war immer so stolz auf dich ... so stolz, derjenige zu sein, den du geheiratet hast.«

»Bitte, ich werde dafür sorgen, dass du wieder stolz auf mich sein kannst. Bitte.«

»Ich komme mir vor wie ein Vollidiot. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich muss erst mal nachdenken. Ein bisschen allein sein.«

»Ja, ja, natürlich. Das verstehe ich. Aber ich werde ... na ja, ich werde bereit sein, wann immer du wieder mit mir reden möchtest. Ich bleibe heute zu Hause. Gehe nicht in die Arbeit. Ich werde ... ich werde einfach daheim bleiben. Ich werde auf dich warten, ja?«

»Wie du meinst.«

Er verließ den Park. Ich schaute ihm nach. Er ging mit gesenktem Kopf. Sein langer Mantel wehte im Wind. Ich sah ihm nach, bis er außer Sichtweite war. Dann setzte ich mich auf eine Bank.

Als kleines Mädchen machte ich immer lange Spaziergänge

mit meinem Vater. Jedes Mal, wenn wir einen Zaun oder eine Mauer erreichten, kletterte ich hinauf, und wenn ich oben war, forderte er mich auf, in seine ausgestreckten Arme zu springen. Ich zögerte nie. Sogar wenn es sehr hoch war, stürzte ich mich hinunter, weil ich wusste, dass er mich auffangen würde. Er nannte mich seinen Wildfang. Seine Heldin. Ich flog durch die Luft in die Sicherheit seiner Arme. Dann verließ er mich, und ich flog immer noch durch die Luft, aber es war niemand mehr da, der mich retten konnte, niemand, der mich auffing, wenn ich fiel.

Irgendwann erhob ich mich. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich auf der Bank gesessen hatte, aber meine Hände waren von der Kälte ganz weiß.

Als ich zu Hause ankam, traf ich Naomi, und sie fragte mich, ob ich Lust hätte, mit ihr eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich wollte sie schon abwimmeln, aber dann dachte ich mir: Warum nicht?

Als ich meine Schlüssel herausholte, stellte ich fest, dass der Haustürschlüssel fehlte. Ich wühlte in meiner Tasche herum, weil ich hoffte, dass er sich dort irgendwo versteckt hatte, konnte ihn aber nicht finden.

»Ich hasse das!«, stöhnte ich, fast schon den Tränen nahe. »Immer verliere ich meine Schlüssel. Schlüssel, Geldbörsen, Sonnenbrillen, Handys, Schirme. Egal. Ich verliere alles.«

»Aber du hast doch einen Schlüsselring, und deine ganzen anderen Schlüssel hängen noch dran. Wie kannst du da einen verlieren?«, fragte sie geduldig.

»Es ist ein ganz blöder Schlüsselring«, antwortete ich. »Absolut blöd. Sieh dir das an. Ich kann mich bloß nicht davon trennen, weil er meinem bescheuerten Vater gehört hat. Hah.«

»Ist ja nicht so schlimm. Du hast mir doch vor Monaten mal einen Ersatzschlüssel gegeben, für Notfälle. Ich hole ihn dir schnell.«

Ich ließ mich auf der Haustreppe nieder. Nach ein paar Minuten kam sie mit dem Schlüssel zurück.

»Hier. Behalte ihn, bis du den anderen gefunden hast.«

»Danke.«

»Oder glaubst du, jemand hat ihn gestohlen?«

»Gestohlen?« Ich versuchte, mir meine plötzliche Angst nicht anmerken zu lassen. »Wie kommst du darauf?«

Sie zuckte mit den Achseln. Dann schloss sie meine Haustür auf und reichte mir den Schlüssel.

Am Ende war sie diejenige, die den Kaffee machte und im hintersten Winkel des Küchenschanks ein Päckchen Kekse fand. Sie erklärte, ich sähe ein bisschen blass und kränklich aus, und nötigte mich, zwei Schokoladenkekse zu essen. Dann fragte sie mich, was mir fehle. Ich wollte antworten, mir fehle nichts, es gehe mir gut, aber mir liefen bereits die Tränen über die Wangen. Als sie mich umarmte, stellte ich fest, dass sie nach Vanille und etwas Würzigem wie Muskat roch. Ein paar Sekunden lang genoss ich die mütterliche Wärme ihrer Umarmung.

»Du hast gebacken«, murmelte ich mit tränenerstickter Stimme.

Während sie mir die Tränen vom Gesicht wischte und meine Hand hielt, versuchte sie, mich mit beruhigenden Worten zu trösten. Sie sagte, ich solle mir keine Sorgen machen, bestimmt würde ich mich bald wieder besser fühlen.

Dann ging sie, und ich blieb einfach am Küchentisch sitzen. Ich wartete auf Charlie, auch wenn ich nicht viel Hoffnung hatte, dass er tatsächlich nach Hause kommen würde. Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit erschien, legte ich die Wange auf das gemaserte Holz der Tischplatte und schloss die Augen. Ich würde einfach schlafen. Schlafen und nie wieder aufwachen.

Ich hatte mich immer für völlig unentbehrlich gehalten, mir eingebildet, diejenige zu sein, die den Großteil der Arbeit machte, die Firma über Wasser hielt, Charlie dabei half, seine künstlerischen Ambitionen zu verwirklichen, und als strahlender Mittelpunkt jede Party bereicherte. Damit war nun Schluss. Inzwischen kam ich mir eher vor wie der schwächste Teilnehmer einer Expedition, der alle aufhielt und deren Leben gefährdete. Ich war das Mädchen in dem alten Schwarzweiß-Sciencefictionfilm, dessen Pfennigabsatz abbrach, während sie gerade vor dem Monster davonlief.

Ich stand in der Regent Street und holte tief Luft. Es hing alles davon ab, was für eine Einstellung man zu den Dingen hatte. Ich brauchte nur meine Einstellung zu ändern, dann würde sich auch mein Verhalten ändern, und alles würde wieder gut werden.

Ich bummelte durch ein paar Läden. In dem ersten, einer Buchhandlung, entdeckte ich eine Sammlung von Gedichten, die einen zumindest laut Einleitung glücklich stimmen sollten. Und nachdem ich ein kurzes Gedicht gelesen hatte, das mich zum Lächeln brachte, erstand ich gleich dreißig Exemplare.

Dann ging ich, unter dem Gewicht der Bücherkiste schwankend, in ein Schreibwarengeschäft und suchte dort eine Postkarte von einem Stilleben aus, das nur ein Glas Wasser und eine Knoblauchknolle zeigte. Wieder erwarb ich dreißig Stück. Auf dem Rückweg zur Arbeit schaute ich dann noch in einen Haushaltswarenladen. Ich suchte nach etwas ganz Besonderem, auch wenn ich selbst noch keine klare Vorstellung davon hatte, wie es aussehen sollte. Auf jeden Fall wollte ich etwas aus Holz. Plötzlich entdeckte ich genau das Richtige: einen Holzstab mit zwei Scheiben am Ende, einer kleinen und einer etwas größeren. Als ich eine Verkäuferin fragte, was für eine Funktion es habe,

erklärte sie mir, es sei für flüssigen Honig. Ich fand das großartig und nahm gleich den ganzen Korb voll mit.

Nachdem ich wieder im Büro war, verteilte ich die Sachen an die Mädchen. Es war noch eine Menge übrig. Ich steckte sie in ein Päckchen, legte eine Karte dazu und adressierte das Ganze an den Chef von eYel, der Designfirma, für die ich ein Event organisieren sollte: »Lieber Craig, da ich leider keine Zeit hatte, ein Konzept auszuarbeiten, schicke ich stattdessen ein paar kleine Präsente. Mit lieben Grüßen, Holly.« Ich bat Lola, es per Kurier an die Firma zu senden.

Als ich meinen Blick durchs Büro schweifen ließ, ging mir mal wieder durch den Kopf, wie dringend wir ein paar abgetrennte Bereiche brauchten, in denen man in Ruhe arbeiten konnte. Spontan rief ich einen Architekten an, den die Nachbarin von Lolas Mutter kannte. Er versprach, bald vorbeizukommen, um sich das Büro anzusehen und ein paar Entwürfe vorzulegen.

Danach überkam mich wieder große Müdigkeit. Ich wollte nur noch schlafen. Mit mehr Schlaf würde ich mein Leben sicher wieder in den Griff bekommen, und alles würde gut werden. Ich machte eine Stunde eher Schluss, fuhr nach Hause und legte mich ins Bett. Mir war kalt. Ich hätte eine Wärmflasche gebraucht, aber wir besaßen keine. Ich stand also noch einmal auf, schlüpfte in eine Jogginghose und ein Sweatshirt und breitete eine zusätzliche Decke über das Bett, ehe ich mich wieder hinlegte. Irgendwann bekam ich verschwommen mit, dass Charlie den Raum betrat, etwas sagte – ich wusste nicht mal, ob seine Worte überhaupt an mich gerichtet waren – und wieder ging.

Als am nächsten Morgen um acht der Wecker läutete, ging es mir besser. Ich hatte vierzehn Stunden geschlafen und tauchte wie neugeboren aus der Bewusstlosigkeit auf, auch wenn ich mich noch ein wenig benommen fühlte. Nun waren die Konturen der Welt wieder scharf und klar. Meine Panik hatte sich

ebenfalls gelegt. Ich wusste, dass es in meinem Leben ein paar große Probleme gab, aber ich hatte endlich das Gefühl, ihnen gewachsen zu sein. Nachdem ich geduscht und mir die Haare gewaschen hatte, schlüpfte ich in einen dunklen Hosenanzug. Charlie schlief noch wie ein Murmeltier. Beim Anblick seiner zerzausten Haare und seines nur halb unter dem Kissen hervorlugenden Gesichts spürte ich einen ziehenden Schmerz in der Brust. Ich legte ihm einen Zettel auf den Tisch, auf den ich schrieb, dass ich ihn sehr, sehr liebte und dass wir reden müssten.

Ich traf vor allen anderen im Büro ein, trank erst mal eine Tasse starken Kaffee und nahm dann den Stapel Arbeit in Angriff, den ich noch nicht erledigt hatte. Noch schlimmer war der kleinere Stapel, den ich bereits erledigt hatte und bei dem mir ein paar Fehler unterlaufen waren, die es nun wieder auszubügeln galt. Trotzdem war es ein gutes Gefühl, fast wie bei einem Frühjahrsputz, und mir wurde klar, dass ich es schaffen würde. Ich wollte den ganzen Stapel bis zur Mittagspause, die ich im Büro verbringen würde, fertig haben. Ich arbeitete konzentriert und mit gesenktem Kopf, sodass ich überhaupt nicht mitbekam, was um mich herum vorging. Als Meg mir auf die Schulter tippte, fuhr ich erschrocken hoch. Ich wusste nicht mal, wie spät es schon war. Ich warf einen Blick auf meine Uhr: zehn nach zwölf.

»Kann ich dich einen Moment sprechen?«, fragte sie.

»Klar.«

»Im Konferenzraum.«

»Wieso denn das?«

»Es dauert nur eine Minute.«

Ich folgte Meg und blieb dann wie vom Donner gerührt stehen. Trish saß bereits am Tisch, außerdem eine Frau, die ich nicht kannte, und zwischen ihnen Charlie. Seltsamerweise war mein erster Gedanke nicht, was er hier machte, sondern wie er

hereingekommen war, ohne dass ich es bemerkt hatte. Offenbar hatte er den Hintereingang benutzt. Meg setzte sich neben die anderen und forderte mich dann mit einer Handbewegung auf, ihnen gegenüber Platz zu nehmen. Ich kam mir vor wie bei einem Bewerbungsgespräch.

»Was soll das werden?«, fragte ich. »Eine neue Folge von ›This Is Your Life‹?«

»Das hier ist Dr. Jean Difford«, erklärte Meg. »Sie erteilt Ratschläge bei Problemen am Arbeitsplatz.«

»Welche Art Ratschläge?«

»Medizinische.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte ich. »Was soll das alles?«

Jean Difford bedachte mich mit einem Lächeln, das mich wohl beruhigen sollte, bei mir allerdings die gegenteilige Wirkung erzielte. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Holly«, sagte sie. »Ich habe schon viel von Ihnen gehört.«

»Was denn?«

»Kennen Sie Glenstone Manor?«

»Nein.«

»Ich habe dort für heute einen Termin für Sie vereinbart.«

Nun folgte eine lange Pause. Ich sah erst Meg und Trish an, dann Charlie. Meg und Trish starrten auf die Tischplatte, aber Charlie musterte mich besorgt. Zum ersten Mal seit Tagen erkannte ich wieder Liebe in seinem Blick. Oder Mitleid?

»Das hier ist eine Art Verschwörung«, erklärte er. »Wir machen uns alle Sorgen um dich. Irgendetwas läuft bei dir schief, und wir glauben, dass du Hilfe brauchst.«

»Du kannst nicht so weitermachen«, pflichtete Meg ihm bei.

»Darüber habe ich selbst zu entscheiden, würde ich sagen.«

»Nein«, widersprach Charlie. »Wenn ein bestimmter Punkt überschritten ist, muss man eingreifen.«

»Ihr habt über mich gesprochen. Mich analysiert.« Ich wandte mich an Meg. »Das ist deine Rache, oder?«

»Nein.«

»Du warst gestern gar nicht beim Zahnarzt. Du warst damit beschäftigt, diesen ... diesen Hinterhalt zu planen.«

»Es ist kein Hinterhalt, sondern ein Aktionsplan«, mischte Trish sich ein.

»Na schön. Wie sieht dieser Aktionsplan denn aus?«

»Sie gehen nach Glenstone Manor«, erklärte Dr. Difford. »Dort werden Sie durchgecheckt und behandelt. Das Ganze wird ein bis zwei Wochen in Anspruch nehmen.«

»Wie bitte?«, sagte ich. »Sie sind doch Ärztin.«

»Ja.«

»Wissen Sie, was mich am meisten irritiert? Sie sagen, ich müsse in eine Anstalt. Dabei kennen Sie mich doch überhaupt nicht.«

»Ich habe mit Ihren Kolleginnen und Ihrem Mann gesprochen.« Ich warf Charlie einen fragenden Blick zu. Er hatte immerhin den Anstand, ein wenig beschämt dreinzublicken.

»Sie wollen Ihnen helfen.«

Ich holte tief Luft und zwang mich dann zu lächeln. »Sie können sich bestimmt vorstellen, dass mich das alles ein wenig unvorbereitet trifft«, sagte ich. »Darf ich noch ein paar Fragen stellen, bevor ich abtransportiert werde?«

»Sie können fragen, was Sie möchten«, antwortete Dr. Difford. Die Art, wie sie mit mir sprach – ruhig und geduldig, als stünde ich gerade mit Selbstmordabsichten auf einem Fenstersims –, trieb mich zur Weißglut.

»Ist irgendjemand hier der Meinung, dass ich ein Drogenproblem habe?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete Meg.

»Alkohol?«

»Nicht mehr als viele andere.«

»Was fehlt mir dann eurer Meinung nach?«

Zunächst gab mir niemand eine Antwort.

»Das besprechen wir in Glenstone Manor«, sagte Dr. Difford schließlich.

»Ihr glaubt alle, dass ich am Durchdrehen bin.«

Alle schwiegen.

»Zugegeben, die letzten paar Wochen ist bei mir einiges schief gelaufen«, erklärte ich. »Das streite ich ja gar nicht ab. Es gab ein, zwei Abende, an denen die Dinge außer Kontrolle geraten sind. Ich bin nicht stolz auf mein Verhalten, aber dabei, mich mit den Folgen auseinander zu setzen. Was meine Arbeit betrifft, war ich in den letzten Tagen auch nicht gerade in Höchstform, aber das habe ich schon wieder in Ordnung gebracht. Ihr hättet erst einmal mit mir darüber reden sollen, Meg, Trish« – ich funkelte die beiden wütend an –, »bevor ihr euch hinter meinem Rücken an irgendeine Ärztin wendet, die sich einbildet, eine Diagnose stellen zu können, ohne mich auch nur ein einziges Mal gesehen zu haben. Damit meine ich vor allem dich, Meg, denn du bist meine Freundin – oder warst es zumindest mal. Und was Charlie betrifft, bin ich mir meiner Ausrutscher durchaus bewusst, aber das geht nur uns beide etwas an. Es tut mir Leid, wenn ich euch das sagen muss, aber das hier ist reine Zeitverschwendung.«

»Wir haben darüber lange diskutiert«, sagte Trish. »Wir halten es für richtig und nötig.«

»Ihr hättet mit mir darüber diskutieren sollen.«

»Das tun wir gerade.«

»Nein, ihr –« Ich konnte kaum noch sprechen, so wütend war ich. »Hört zu, es mag ja sein, dass es an der Zeit ist, die Karten auf den Tisch zu legen. Das gebe ich durchaus zu. Ich hatte

diese Woche ein paar schlechte Tage –«

»Es geht nicht um diese Woche«, unterbrach mich Meg. »Das weißt du ganz genau.«

»Meg und ich haben diese Firma gemeinsam gegründet, und während des letzten Jahres habe ich den Laden fast im Alleingang am Laufen gehalten. Wer hat ungefähr neun Zehntel unserer Kunden aufgetan? Ich. Wer belabert sie ganze Abende lang? Ich. Wer leitet die Präsentationen? Ich. Wer plant die Events? Wer hat die Ideen? Wer verkauft sie?«

»Ein paar von uns machen hier auch ihre Arbeit«, erklärte Meg. »Langweilige Sachen, wie zum Beispiel die Buchhaltung. Oder das Aufräumen der Scherben, die du ab und zu hinterlässt.«

»Als ihr euch alle in die Hosen gemacht habt, weil ihr euch nicht getraut habt, dieser fiesen Deborah Trickett eine auf den Deckel zu geben, wer hat denn da in den sauren Apfel gebissen und sie gefeuert? Seitdem macht sie mich in ganz London schlecht. Das wäre deine Aufgabe gewesen, Trish. Ich habe ein Jahr lang sieben Tage die Woche gearbeitet, und wenn ich nicht im Büro war, dann habe ich mich der so genannten Unterhaltung unserer Kunden gewidmet. Dabei sind ein paar Dinge ein wenig aus dem Ruder gelaufen, aber ich bin gerade dabei, das wieder in den Griff zu bekommen; denn das ist ja schließlich mein Job. Geht raus und werft einen Blick auf meinen Schreibtisch. Wenn ihr auch nur einen einzigen Fehler findet, irgendein Problem, um das ich mich noch nicht gekümmert habe, dann dürft ihr mich in die Klappe verfrachten und mir spritzen, was ihr wollt.«

Trish hüstelte leise. Erst jetzt bemerkte ich, dass sie ein paar Ausdrucke vor sich liegen hatte. »In den letzten Tagen«, erklärte sie in geschäftsmäßigem Ton, »sind dir ein paar sehr seltsame Fehler unterlaufen. Es kamen deswegen schon mehrere Anfragen von Kunden.«

»Lass sehen!« Ihr riss ihr die Unterlagen aus der Hand. Meine

Wangen brannten vor Scham.

In dem Moment klopfte es an der Tür. Meg und Trish blickten sich genervt um. Die Tür ging auf, und Lola streckte den Kopf herein.

»Ein Anruf für Holly«, sagte sie.

»Sag, dass wir in einer Besprechung sind«, antwortete Trish.  
»Wir rufen zurück.«

»Es ist Craig von eYel, für die wir das Event organisieren sollen. Er möchte sofort mit Holly sprechen.«

Meg und Trish sahen sich an. Meg stand auf. »Ich werde mit ihm reden«, erklärte sie.

»Holly«, sagte Charlie mit mitleidsvoller Stimme. »Wir überlegen doch nur, was das Beste für dich ist.«

»Das ist die Frage«, entgegnete ich. »Habt ihr eigentlich vor, mich zwangseinweisen zu lassen? Gegen meinen Willen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr zu einer solchen Gemeinheit fähig seid. Außerdem ist das wahrscheinlich rechtlich gar nicht möglich. Trish wird nicht zulassen, dass ihr etwas Regelwidriges tut. Ich werde also nicht in dieses Glenstone Manor gehen, sondern ganz normal weitermachen und jeden Tag von neun bis sechs zur Arbeit erscheinen. Ich werde euch beweisen, wie ruhig und vernünftig und wohl erzogen ich sein kann. Und wenn ich etwas tue, womit ihr nicht einverstanden seid, oder wenn mir Fehler unterlaufen, dann kommt zu mir und besprecht das mit mir.«

Nun folgte ein langes, zunehmend peinliches Schweigen. Schließlich kam Meg zurück und setzte sich wieder. Sie machte einen ziemlich verstörten Eindruck. »Was ist?«, fragte Trish.

Meg ignorierte sie und wandte sich an mich: »Falls du wieder einmal vorhast, wichtigen Kunden, mit denen wir noch keinen Vertrag haben, Päckchen mit Küchenutensilien und Gedichtbänden zu schicken, dann wäre es vielleicht ratsam, wenn du dich

vorher mit uns absprichst.«

»Tut mir Leid.« Vielleicht sollte ich mir diese drei Worte auf die Stirn tätowieren lassen. Dadurch würde ich eine Menge Zeit sparen.

»Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«, fragte Trish.

»Wir hätten diesen Auftrag so dringend gebraucht.«

»Er will sich morgen mit dir treffen«, informierte mich Meg.

»Sie sind also noch nicht abgesprungen?«

Meg wand sich verlegen. »Er möchte morgen darüber sprechen.«

»Mit uns allen?«

»Er hat gesagt, er möchte sich mit Holly treffen.«

»Du hättest trotzdem vorher mit uns darüber reden sollen«, meinte Trish. »Außerdem sind wir noch immer zu keiner Entscheidung gekommen.«

Ich spürte, dass sie ins Wanken geraten waren, und erhob mich. »Es tut mir Leid, dass ihr meinetwegen so viel Mühe hattet«, sagte ich in sehr freundlichem, höflichem Ton. »Und es tut mir auch Leid, dass ihr euch so viele unnötige Sorgen um mich gemacht habt.«

Ich wandte mich an Charlie. »Wir müssen reden. Darf ich dich heute Abend zum Essen ausführen? Ich habe dir eine Menge zu sagen. Und ich möchte mich bei dir entschuldigen.«

Sein Blick ruhte eine Weile auf mir. »In Ordnung, Holly.«

»Das ist die einzige Therapie, die ich brauche.«

Es war wie bei einer Aufführung, bei der die Leute das Theater verlassen mussten, bevor sie den letzten Akt des Stücks gesehen hatten. Ich beobachtete, wie Meg und Dr. Difford beim Hinausgehen leise ein paar Worte wechselten, aber das war mir egal. Ich hatte Wichtigeres im Kopf. Ich musste erst einmal Ordnung in mein Leben und meine Ehe bringen.

Wir saßen in einem ruhigen italienischen Restaurant ganz in der Nähe unseres Hauses an einem Fenstertisch. Charlie trank Bier, ich Mineralwasser. Wir beobachteten die Leute draußen auf dem Gehsteig, von denen die meisten es ziemlich eilig hatten, aus dem Regen ins Trockene zu kommen. Ich erinnerte Charlie daran, wie viel Spaß es uns in der Anfangszeit unserer Beziehung gemacht hatte, in einem Lokal zu sitzen und die Geschichten der Leute an den anderen Tischen zu erraten. Sein Lächeln wirkte gezwungen. Er gab sich Mühe, aber ihm war deutlich anzumerken, dass er wütend und auch verletzt war. Er beugte sich so weit zu mir herüber, dass niemand anderer hören konnte, was er sagte. »Ich habe darüber nachgedacht, einfach zu gehen und dich niemals wiederzusehen. Aber dann ...« Er hielt inne und starrte mich an, als würde er mit sich ringen.

»Ja?«

»Ich weiß auch nicht. Es ist alles so chaotisch. Aber du bist zurzeit einfach nicht du selbst.«

»Oh, bitte, fang nicht schon wieder damit an. Was? Was denkst du?«

Er nahm meine zitternden, kalten Hände in seine warmen und sagte, dass wir es schon wieder auf die Reihe kriegen würden, egal, wie schwer es auch sei. Er fügte hinzu, wir seien jetzt genau ein Jahr verheiratet, und auch wenn wir im Moment nicht viel Grund zum Feiern hätten, sollten wir zumindest gute Vorsätze fassen. Das nächste Jahr unserer Ehe müsse besser werden. Er wolle, dass wir von nun an eine richtige Ehe führten, in der beide Partner aufeinander Rücksicht nahmen, und er habe vor, mir zu helfen.

Ich versuchte ihm zu sagen, dass ich keine Hilfe brauchte, weil

ich mich wirklich ändern würde, sogar schon damit angefangen hätte, wovon er sich bald werde überzeugen können. Aber er ließ mich nicht ausreden und meinte, das alles könnten wir später diskutieren. Zuerst müsse ich mich ausruhen und erholen. Ich begann entrüstet zu erklären, dass ich gar nicht krank sei, doch er entgegnete, ich solle es sein lassen. »Man muss nicht immer über alles reden«, fügte er hinzu.

Ich wollte widersprechen, aber dann verließ mich plötzlich meine ganze Streitlust. Es war, als wäre mein Gehirn in Scheiben geschnitten worden, fein säuberlich aufgeteilt in Wut und Trotz, Demütigung und Scham, grimmige Ironie, Aggression und Gleichgültigkeit. Keine der Scheiben schien mit den anderen in Verbindung zu stehen, und ich wusste nicht, mit welchem Stück von mir ich sprechen sollte. Ich fragte ihn kläglich, ob er mich noch liebe, aber er schien meine Frage nicht zu hören. Deswegen sagte ich aus heiterem Himmel und sogar für mich selbst unerwartet: »Ich habe meinen Schlüssel verloren.«

»Was?«

»Ich habe meinen Schlüssel verloren«, wiederholte ich. »Er hängt nicht mehr an meinem Schlüsselring.«

»Du verlierst doch dauernd deine Schlüssel«, antwortete er, völlig aus dem Konzept gebracht. »Was hat denn das mit all dem anderen zu tun?«

»Ich weiß nicht. Ich wollte es dir bloß sagen.«

»Gut, jetzt hast du es mir gesagt. Ich werde dir einen nachmachen lassen – und du besorgst dir einen Schlüsselring, der nicht die ganze Zeit aufgeht.«

Wir bestellten uns etwas ganz Einfaches zu essen, nur Risotto und Salat. Charlie trank ein Glas Weißwein, während ich beim Wasser blieb. Wir aßen angespannt, fast schweigend, als würden wir einander noch nicht lange kennen und uns erst einmal vorsichtig umkreisen.

Charlie kam mir irgendwie anders vor. In den vergangenen Wochen war er oft schweigsam und gereizt gewesen, unzufrieden und verbittert. Zum Teil hatte er sich das selbst zuzuschreiben, und diese Tatsache hatte mich ebenfalls wütend gemacht, was wiederum zur Folge hatte, dass er noch unzufriedener wurde und ich immer noch wütender. Andererseits war sein Zorn aber auch eine weiß Gott verständliche Reaktion auf mein Verhalten gewesen. Manchmal hatte ich das Gefühl gehabt, als wäre das, was als Ehe begann, zu einem psychologischen Experiment verkommen, bei dem zwei Menschen in einem Raum zusammengesperrt waren, damit sie sich gegenseitig zu Tode quälten.

Jetzt erschien er mir viel ruhiger, fast schon zufrieden, als hätte er alles unter Kontrolle – als könnte er mich beschützen. Er hatte, was uns betraf, seine Entscheidung getroffen. Diesen Gesichtsausdruck hatte ich bei Charlie noch nie gesehen. Er weckte in mir das Bedürfnis, mich in seine Arme zu flüchten. Gleichzeitig verspürte ich aber auch den Wunsch, mich in ein tiefes, dunkles Loch zu verkriechen und dort zu schlafen, bis es wieder Frühling wurde. Ich entschied mich für das Nächstliegende: Ich aß ein paar Bissen Risotto, nahm einen Schluck von Charlies Wein und stieg dann in das Taxi, das er für uns bestellt hatte. Zu Hause ließ er mir ein Bad ein, und nachdem ich eine ganze Weile in der Wanne gelegen hatte, ging ich ins Bett. Dort lag ich und starrte die scheußliche Skulptur an, bis Charlie mit einer Tasse Tee und einem Keks hereinkam. Ich fühlte mich fast wieder wie ein Kind. Er schaltete das Licht aus und blieb noch einen Augenblick im Türrahmen stehen.

Am nächsten Morgen fand ich im Büro eine Nachricht von eYel vor. Sie bestand nur aus dem Namen der Bar ganz in der Nähe unseres Büros, wo Craig sich nach der Arbeit mit mir treffen wollte. Dass ich seiner Firma dieses Päckchen geschickt hatte, war mir inzwischen äußerst peinlich. Vielleicht konnte ich das Ganze als Scherz hinstellen oder als liebenswerte Macke ...

Ich bat Lola, mir in dem Café gegenüber zwei doppelte Espresos zu besorgen. Als sie damit zurückkam, ging ich mit beiden Tassen zu Meg, die mich mit grimmiger Miene empfing.

»Vielleicht solltest du mich begleiten«, sagte ich.

»Du brauchst mich nicht.«

»Ich glaube, ich brauche dich viel zu sehr.«

»Er hat ausdrücklich gesagt, dass er sich mit *dir* treffen will.«

Ich nahm einen großen Schluck Kaffee. Dass ich mir dabei die Zunge verbrannte, war mir nur recht. Megs Tasse stand noch unberührt auf ihrem Schreibtisch.

»Ich weiß nicht«, sagte sie.

»Was?«

»Musst du die Existenz unserer Firma eigentlich jeden Tag von neuem aufs Spiel setzen? Wir sind nicht alle so wie du. Wir brauchen nicht so viel Aufregung.«

Schon in dem Moment, als ich Craig an der Bar sah, wusste ich, dass es gut ausgehen würde. Er hatte bereits einen halben Martini intus und lächelte breit, als er mich erkannte. Er wollte für mich ebenfalls einen Drink bestellen, aber ich lehnte ab. Ich würde mich erst einmal mit Wasser begnügen.

»Sie sind verrückt.« Mit diesen Worten leerte er sein Glas und bestellte ein zweites. »Das war genau das, was wir gebraucht haben. Jemanden, der nicht in den üblichen Mustern denkt. Hier, hören Sie sich das an.«

Der Gedichtband lag neben seinem Martiniglas auf der Theke. Er griff danach und trug ein Gedicht vor. Es fiel mir schwer, ihm zu folgen.

»Ist das nicht großartig? Ich habe seit meinem Studium in Oxford kein Gedicht mehr gelesen. Und dieses Ding hier ...« Er zog das Gerät für den flüssigen Honig aus der Tasche. »Es ist ein Gebrauchsgegenstand«, sagte er, »und trotzdem hat es etwas

Witziges. Ich habe es ein paar Leuten gezeigt, und allen gefiel es.«

»Ich fand es auch witzig«, antwortete ich. Im Grunde war das so ziemlich das Einzige, was ich zu dem Gespräch beitrug. Ich fühlte mich viel zu wirr im Kopf, um etwas Vernünftiges zu sagen, sodass ich Craig einfach von seiner Designfirma erzählen ließ und an den richtigen Stellen nickte, um den Eindruck intensiven Nachdenkens zu erwecken. Und hin und wieder lächelte ich, als wäre ich auch ganz bei der Sache.

Nach einer Stunde stand er auf und gab mir die Hand. »Das war ein großartiges Gespräch«, erklärte er. »Ich habe das Gefühl, dass wir unsere Idee wirklich klar und deutlich dargelegt haben.«

Ich schüttelte seine Hand.

»Kann ich Sie irgendwo absetzen?«, fragte er.

»Nein. Ich gehe zurück ins Büro«, log ich.

»Ihr Leute seid wirklich unglaublich«, meinte er mit einem Lächeln. »Ich rufe Sie morgen an. Wir werden zusammen eine Menge Geld verdienen.«

Als ich allein war, bestellte ich mir noch ein Mineralwasser. Viel dringender hätte ich Papier und einen Stift gebraucht, aber ich fing einfach an, die Liste in meinem Kopf aufzustellen. Wichtig war, dass ich mein Leben Schritt für Schritt in Ordnung brachte, ein Problem nach dem anderen anging. Erstens: Charlie. Zweitens: die Arbeit. Dann waren da noch die anderen Sachen, um die ich mich kümmern musste. Beispielsweise diese dumme Pokergeschichte. Bestimmt würden sie einsehen, dass das Ganze ein Missverständnis gewesen war. Das würde die Nummer drei auf meiner Liste sein. Ich bezahlte mein Mineralwasser und fragte, wo die Toilette sei. Die Barfrau erklärte mir den Weg ins Untergeschoss. Nachdem ich mir dort die Hände gewaschen hatte, warf ich einen Blick in den Spiegel und strich mir das Haar glatt. »Eins nach dem anderen«, sagte ich mir.

Als ich wieder auf den Gang hinaustrat, streifte ich im Vorbeigehen einen Mann im Anzug und murmelte eine Entschuldigung. Plötzlich spürte ich eine Hand an meiner Schulter und wurde brutal gegen die unverputzte Ziegelwand gedrückt. Durch den dünnen Seidenstoff meines Kleides spürte ich die Kälte der Wand. Der Gesichtsausdruck, mit dem Rees mich anstarrte, hatte fast etwas Fragendes. »Du hast dich nicht bei mir gemeldet«, stellte er fest.

Ich versuchte mich aus seinem Griff zu befreien. Seine Hand hob sich. Ich spürte die Wucht seines Schlags nicht, sah nur eine Explosion weißen Lichts und hörte das Geräusch, mit dem seine Hand auf mein Gesicht traf. Ich rang nach Luft.

»Du verarschst mich«, sagte er. »Das mag ich nicht.«

Er drückte seine linke Hand so fest gegen meinen Hals, dass ich nicht schreien konnte. Mit der Rechten streichelte er einen Moment lang die Stelle an meiner Wange, wo er mich getroffen hatte, dann ließ er seine Hand über meine Brüste, meinen Bauch und zwischen meine Beine wandern. Er lehnte sich an mich. Ich konnte das Klirren der Gläser und das Stimmengewirr hören, das von oben herunterdrang. Er flüsterte mir ins Ohr: »Du hast mit mir gespielt. Du hast mich so weit gebracht. Ich bin eigentlich gar nicht so. Ich war ein ganz normaler Mann mit einer Freundin ...«

Es war verrückt. Mein Inneres fühlte sich an, als hätte es sich vor Angst verflüssigt. Ich wusste, dass ich ihm hilflos ausgeliefert war und ihn nicht daran hindern konnte, mir alles Mögliche anzutun, aber als er voller Selbstmitleid davon zu sprechen anfang, dass er ein ganz normaler Mann sei, konnte ich mir trotz allem ein Lachen nicht verkneifen.

Sein Gesicht wurde rot vor Wut. »Du verdammte ... du verdammte –«, keuchte er. »Und wie gefällt dir das?« Er rammt mir sein Knie so heftig in den Unterleib, dass ich vor Schmerz aufschrie, und begann dann an meinem Kleid herumzureißen. Er

beugte sich zu mir herunter, bis ich seinen Atem auf meinem Gesicht spürte.

»Du hast mich gefickt«, flüsterte er. »Jetzt kann ich mit dir machen, was ich will.«

Mit der ganzen Energie, die ich noch besaß, spuckte ich ihn an. Befriedigt starrte ich auf die Ladung Speichel an seinem Hals. Er hob die Hand und verpasste mir einen weiteren Schlag. Wieder spürte ich nichts, sondern hörte nur, wie mein Hinterkopf gegen die Wand knallte. Er legte eine Hand an den Ausschnitt meines Kleides, riss einen Moment daran herum, und presste dann plötzlich die Lippen auf meinen Mund. Ich biss zu, so fest ich konnte, und schmeckte Blut. Ich hörte ihn aufschreien. Wieder folgte eine Explosion, der nächste Schlag.

Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Rees ließ von mir ab. Während er die Treppe hinaufrannte, kamen zwei Frauen herunter und gingen wortlos an mir vorbei. Sie schienen gar nicht zu bemerken, dass ich dort wie ein Häufchen Elend an der Wand lehnte.

Meine Beine zitterten, und mein Herz klopfte so heftig, dass ich ein paar Minuten lang nicht imstande war, mich zu bewegen. Ich lehnte einfach an der Wand und lauschte dem Geräusch meines eigenen Atems. Dann wurde drinnen im Toilettenraum die Spülung betätigt, und ich schaffte es schließlich doch, die Treppe hinaufzugehen, zurück in die von hellem Licht und Gelächter erfüllte Bar und vor dort hinaus auf die dunkle Straße.

Ich schaute mich um. Eine stämmige Gestalt stolperte aus einer Seitengasse, und ich rang einen Moment nach Luft, aber es war nicht er, sondern irgendein anderer Mann im Anzug. Ich warf einen Blick auf meine Uhr und stellte fest, dass es erst kurz nach sieben war. Im Juni wäre es jetzt noch stundenlang hell gewesen.

Wohin? Am besten nach Hause, aber die Taxis, die vorbeifuhren, waren alle besetzt, und mit der U-Bahn konnte ich in diesem Zustand unmöglich fahren. Ich zog mein Handy heraus, aber wen sollte ich anrufen? Vorsichtig legte ich eine Hand an meine Wange und unter mein Auge, berührte die angeschwollene Haut. Das fühlte sich gar nicht gut an. Ich wickelte mich noch fester in meinen Mantel und versuchte, nicht daran zu denken, wie besitzergreifend seine Hand über meinen Körper geglitten war. Mir war kalt und übel.

Ich beschloss, zurück ins Büro zu gehen. Normalerweise hätte ich für die kurze Strecke nur eine Minute gebraucht, aber meine Beine zitterten so stark, dass ich nur ganz langsam vorankam. Außerdem musste ich mich immer wieder umsehen, ob er sich noch irgendwo in der Nähe befand. In der Firma angekommen, ging ich geradewegs zur Toilette, schaltete das Licht an, stellte mich vor den Spiegel und betrachtete die Fremde, die mir entgegenstarnte. Die Augen waren blutunterlaufen, die Haut geschwollen, das Kleid zerrissen, und die Wange zierte ein Bluterguss. Ich zog den Mantel aus und inspizierte den Schaden. Dann drehte ich das kalte Wasser auf und kühlte damit mein Gesicht. Als Nächstes tastete ich die Stelle an meinem Hinterkopf ab, mit der ich gegen die Wand geknallt war. Als ich anschließend meine Finger betrachtete, musste ich feststellen, dass sie blutverschmiert waren. Allmählich begann ich auch den

Schmerz zu fühlen, der zunächst ausgeblieben war, und gleichzeitig überkam mich ein Gefühl tiefster Verzweiflung. Mir wurde davon richtig schwindlig, sodass ich mich am Waschbecken festhalten musste, um nicht umzukippen.

Ich schloss die Augen. Dann hörte ich draußen ein Geräusch. Schritte kamen näher, ein Licht ging an. Ich konnte mich nicht bewegen, starrte einfach nur auf die lädierte, hilflose Frau im Spiegel. Die Schritte kamen näher, setzten kurz aus, bewegten sich dann weiter in meine Richtung. Knarrend ging die Tür auf.

Dann stand plötzlich Meg hinter mir. Ich drehte mich nicht um, aber unsere Blicke trafen sich im Spiegel, und wir starrten uns wortlos an. Es war, als könnte sie einfach in mich hineinschauen, mit ihren Röntgenaugen in all die scheußlichen Teile von mir vordringen, von denen nicht einmal ich selbst wusste. In dem Moment fühlte ich mich so verängstigt und allein, dass ich es kaum noch schaffte, mich aufrechtzuhalten und weiter ihren Blick zu erwidern. War das, was sie mir entgegenbrachte, ein Gefühl von Freundschaft, das über Zuneigung und vielleicht sogar Liebe hinausging, eine Art furchteinflößendes, bis ins Innerste reichendes Wissen und Kennen? Oder war es etwas anderes?

»Meg«, sagte ich schließlich. »Was?«

»Das muss ein Ende haben.« Sie trat noch einen Schritt näher und legte mir eine Hand auf die Schulter. Durch mein dünnes Kleid spürte ich ihre warmen Finger. Ich empfand ihre Hand als sehr schwer. Wollte sie mich trösten, oder war das eher die Geste einer Wärterin, die eine Gefangene abführen wollte? Ich drehte mich zu ihr um. Sie legte mir einen Arm um die Schulter und geleitete mich ins Büro zurück.

»Du musst zur Polizei gehen – das wollte ich ja von Anfang an, aber jetzt musst du.«

»Aber –«

»Kein Aber. Der Typ ist gefährlich – das war mir schon klar, als ich ihn das erste Mal sah. Er wird es nicht dabei belassen.«

»Meg?«

»Ich fahre jetzt mit dir aufs Revier. Mein Wagen steht draußen in der Ladezone. Ich wollte nur schnell ein paar Akten holen. Warte, ich bringe dir deinen Mantel.«

Sie kam mit dem Mantel zurück, half mir hinein und führte mich dann hinunter zu ihrem Wagen.

»Meg«, sagte ich, nachdem wir eingestiegen waren und Meg den Wagen angelassen hatte.

»Ja?«

»Was ist mit mir los?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich hab das Gefühl, dass du mir etwas verschweigst.«

»Wir sprechen später darüber.«

»Wir hatten doch früher nie Geheimnisse voreinander. Wir haben uns immer alles erzählt.«

»Jetzt musst du erst mal zur Polizei und diesen Rees anzeigen. Alles andere kann warten.«

»Ich hasse es, wenn ich warten muss.«

»Ich weiß.«

»Hat Charlie eine Affäre?«

»Später, Holly.«

»Ich habe Recht, stimmt's? Ich könnte es ihm nicht verdenken. Die Frage ist nur, mit wem? Meg, mit wem?«

»Wir sind da.«

Als ich nach einer Wartezeit von vierzig Minuten schließlich einer Beamtin namens Gill Corcoran gegenüber saß, stellte ich fest, dass ich gar nicht recht wusste, wie ich die Geschichte

erzählen sollte. Sie war so schwer in Worte zu fassen, so präsent und zugleich verschwommen, wie ein Alptraum, der einen schweißüberströmt aus dem Schlaf hochfahren lässt. Dass ich es am Ende doch schaffte, mich bis an ihr hässliches Ende durchzukämpfen, hatte ich hauptsächlich Meg zu verdanken, die neben dem Schreibtisch saß und mir immer wieder auf die Sprünge half, wenn ich stecken blieb.

Gill Corcoran hatte ein nettes Gesicht, kluge Augen und eine sympathische, Anteilnehmende Art zuzuhören. Sie füllte den vor mir stehenden Styroporbecher immer wieder mit Wasser, das ich in großen Schlucken trank, als könnte ich damit alles hinunterspülen, alles aus mir herausschwemmen. Sie ließ sich von mir in allen Einzelheiten schildern, wie Rees mich geschlagen hatte. Sie begutachtete meine Wange und die Wunde an meinem Kopf, die immer noch blutete. Sie bat mich, ihr genau zu zeigen, wo er mich angefasst, was er alles gemacht hatte.

Ich schaute Meg nicht an, spürte aber ihren Blick, während ich erzählte, wie ich ihn kennen gelernt hatte. Ich berichtete von der Nacht, die wir zusammen verbracht hatten. Von den Anrufen, mit denen er Charlie belästigt, und von dem Slip, den er mir geschickt hatte. Meg starrte auf ihre Hände in ihrem Schoß. Einmal sah ich – oder spürte eher –, wie sie zusammenzuckte, aber ich sprach einfach weiter. Nun erfuhr sie endlich, was für ein Mensch ich wirklich war. Gill Corcoran wirkte nicht geschockt und schien mich auch nicht zu verurteilen, wofür ich ihr sehr dankbar war.

»Ich werde jetzt ganz ehrlich zu Ihnen sein, Miss Krauss.«

»Holly.«

»Holly. Wir können ihn verhören. Eine Anzeige wäre aufgrund mehrerer Tatbestände berechtigt. Aber das wird nicht einfach.«

»Sehen Sie sich den Bluterguss an«, mischte Meg sich ein.

»Sie hatten eine Beziehung mit diesem Mann.«

»Keine Beziehung, sondern einen völlig sinnlosen, widerlichen One-Night ...«

»Das geht mich nichts an. Ich weiß nur, wie es aussehen würde – oder wie man es aussehen *lassen* würde –, falls die Sache jemals vor Gericht käme.«

»Ich war betrunken«, räumte ich ein. »Betrunken, dumm, treulos, verrückt. Aber wollen Sie damit andeuten, dass er mich ungestraft überfallen und bedrohen kann, nur weil ich ein einziges Mal mit ihm Sex hatte?«

»Nein, das wollte ich damit ganz und gar nicht andeuten. Ich möchte nur, dass Ihnen bewusst ist, was das alles nach sich ziehen würde. Sie müssten vor Gericht all das schildern, was Sie gerade mir geschildert haben. Ihr Privatleben und Ihr Verhalten in dieser Sache würden einer genauen Prüfung unterzogen werden. Wissen Sie, wie viele Vergewaltigungsfälle mit einer Verurteilung enden?«

»Nein.«

»In manchen Gegenden des Landes nicht mal einer von fünf. Obwohl da auch die Fälle mitgerechnet werden, bei denen das Opfer von einer ihr fremden Person vergewaltigt wird. Und das sind nur die Fälle, die überhaupt vor Gericht landen, weil die Polizei und die Staatsanwaltschaft eine Chance auf eine Verurteilung sehen. In den Fällen, bei denen das Opfer im Rahmen einer Verabredung vergewaltigt –«

»Er hat mich nicht vergewaltigt. Und es gab nie eine Verabredung«, stellte ich mit tonloser Stimme richtig.

»Mich brauchen Sie nicht zu überzeugen, Holly. Sie müssen sich bloß darüber im Klaren sein, worauf Sie sich einlassen. In Ihrem eigenen Interesse.«

»Verstehe.«

»Sie sind eine verheiratete Frau.«

»Ja.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann sagte Meg wütend: »Aber er versucht es vielleicht wieder.«

Gill Corcoran gab ihr keine Antwort. Sie sah mich nur an. Mir war klar, dass sie Recht hatte.

»Sie würden Hackfleisch aus mir machen«, sagte ich. Ich wandte mich zu Meg. »Ich hatte kürzlich einen Traum. Einen Alptraum. Alle möglichen Leute deuteten laut schreiend mit dem Finger auf mich, ihre Gesichter waren zum Teil unscharf, zum Teil scharf, aber das änderte sich ständig. Rees war da, und Deborah auch. Und der Typ, der das Pokerspiel veranstaltet hat, und der Mann, den ich zu Boden geschlagen habe.«

Ich sah Meg überrascht blinzeln, redete aber einfach weiter:

»Und Charlie war auch da, glaube ich. Und du. Ihr habt mir alle Vorwürfe gemacht, mich schlimmer Dinge beschuldigt. Wenn ich vor Gericht ginge, würde ich diesen Alptraum wahr werden lassen. Dann müsste ich das alles wirklich durchmachen.«

Ich stand auf und stellte fest, dass ich nicht mehr ganz so wackelige Beine hatte. »Vielen Dank«, sagte ich zu Gill Corcoran. »Sie haben mir sehr geholfen.«

Als wir uns die Hand gaben, ging mir durch den Kopf: Sie hätte eine Freundin von mir sein können. Eine Sorgen gewohnte Polizistin, die Nachtschicht schob. Ein kleiner Lichtblick in der Dunkelheit.

Meg fuhr mich nach Hause. Sie wollte noch mit hineinkommen, doch ich bestand darauf, Charlie allein gegenüberzutreten.

Aber Charlie war nicht zu Hause. Das Haus war dunkel, still und leer.

Ich ging nach oben, zog mein Kleid aus, warf es in eine Ecke und schlüpfte in meinen Bademantel. Ich bürstete mir das Haar, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, und band es zu einem strengen Pferdeschwanz zusammen. Dann ging ich in die Küche, wo ich Eiswürfel aus dem Gefrierfach nahm, in ein Tuch wickelte und dieses dann vorsichtig an meine pochende Wange drückte.

Ich rief Charlie auf dem Handy an, aber es begann in seinem Versteck hinter dem Toaster zu klingeln. Ein kleiner Teil von mir war erleichtert darüber, dass ich ihm nicht zu erzählen brauchte, was passiert war, aber gleichzeitig wusste ich, dass sich unsere Beziehung jedes Mal, wenn wir nicht miteinander sprachen, die Erklärungen und Geständnisse auf später verschieben, ein wenig mehr auflöste, bis am Ende nichts mehr übrig sein würde, das sich wieder zusammenfügen ließ, abgesehen von ein paar Erinnerungen. Ah ja, ich war einmal diese Frau und er dieser Mann. Es hatte eine Zeit gegeben, da wussten wir über jede Kleinigkeit Bescheid, die der andere machte, und konnten sogar sagen, was dem anderen gerade durch den Kopf ging. Wenn es in einer Beziehung stimmt, dann erzählt man sich die kleinen Dinge – dass einen leichte Halsschmerzen plagen, welches Sandwich er zu Mittag gegessen, was jemand im Bus zu einem gesagt, was für einen schönen Sonnenuntergang man gesehen oder welche Socken er sich gekauft hat – ebenso wie die großen.

Ich hatte keine Ahnung, wo er sich jetzt befand, mit wem er zusammen war oder was er gerade tat. Oder was er gerade dachte. Ich wusste nicht, was ich zu ihm sagen sollte, wenn er

nach Hause kam, und genauso wenig wusste ich, was er antworten würde. Würde sein Gesicht freundlich sein oder hart? Würde ich eine andere Frau an ihm riechen? Eine Frau, die nett, ruhig und tolerant war. Eine, die nicht nervte.

Ich machte mir Rührei auf Toast und zwang mich, es zu essen. Hinterher trank ich zwei Tassen grünen Tee. Ich presste die Stirn ans Küchenfenster und starrte in den dunklen, ungepflegten Garten hinaus, wo ein böiger Wind durch das lange Gras fuhr und an den Ästen der Bäume zerrte. Ein Schauer lief durch meinen Körper.

Es klingelte an der Tür. Ich ging bis in die Mitte der Küche und blieb dort unsicher stehen. Charlie würde nicht klingeln, und jemand anderen wollte ich nicht sehen.

Es klingelte wieder. Zweimal kurz, einmal länger. Vielleicht hatte Charlie seinen Schlüssel vergessen. Nachdem ich den Gürtel meines Bademantels zugebunden hatte, ging ich in die Diele, öffnete die Haustür einen Spalt weit und spähte hinaus.

»Sie müssen die falsche –«

Sein schwerer Stiefel war in der Tür, bevor ich sie zuschlagen konnte, und gleichzeitig stieß er ein seltsames kleines Lachen aus, als hätte ich etwas Lustiges gesagt.

»Vorsicht«, sagte er und schob die Tür so heftig auf, dass ich rückwärts in die Diele stolperte. »Du musst Holly sein.«

Er war jung, wahrscheinlich noch keine zwanzig, und hatte ein Gesicht voller Pickel und einen sehr dünnen Hals. Sein Haar war raspelkurz geschoren. Er hatte einen Ring in der linken Augenbraue und mehrere im linken Ohr, aber keine im rechten, denn davon waren nur noch Teile übrig. Es sah aus, als hätte jemand ein riesiges Stück herausgebissen. Er trug eine weite Armeehose und darüber trotz der Kälte nur ein schmutziges graues Unterhemd. Seine Arme waren wild tätowiert, und unter seinem Unterhemd lugte der Ansatz einer weiteren Tätowierung hervor.

»Ich kenne Sie nicht«, sagte ich. »Bitte gehen Sie wieder.«

»Nett haben Sie es hier.« Er stieß schon wieder dieses seltsam kreischende Lachen aus. Dann zog er lautstark die Nase hoch und wischte sie sich anschließend mit dem Arm ab.

»Ich rufe die Polizei.«

Er zog etwas aus seiner Tasche – ich konnte nicht sehen, was es war – und warf es von einer Hand in die andere. Dann machte es plötzlich Klick, und in dem dämmrigen Licht blitzte eine Messerklinge auf. Wir starrten sie beide an. Er lächelte, als hätte er gerade einen Zaubertrick vorgeführt.

»Lassen Sie das lieber sein.« Er klappte das Messer wieder zu und schob es zurück in seine Tasche. Wieder zog er die Nase hoch und kratzte sich dann ausgiebig am Arm. Er roch penetrant nach nassem Hund, Achselschweiß und Lösungsmitteln. Dieser Kerl ist völlig durchgeknallt, dachte ich. Er war bestimmt zu allem fähig. Ich ballte die Fäuste.

»Was wollen Sie?«

»Erst mal ein Bier.«

Er packte mich am Handgelenk und zerrte mich hinter sich her in die Küche, wo er den Kühlschrank aufriss und hineinspächte.

»Das hier tut's.« Er öffnete es, nahm einen großen Schluck und rülpste laut. »Alles schick und ordentlich hier. Bestimmt macht ihr sogar eure Betten.« Wieder dieses kreischende Lachen. »Du kennst Vic Norris.«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Du schuldest ihm elftausend Pfund. Genau genommen«, fügte er hinzu, »schuldest du das Geld einer Firma namens Cowden Brothers.«

»Ich wollte das nicht«, sagte ich. »Mir ging es an dem Abend nicht gut. Außerdem kann ich gar nicht richtig Poker spielen. Ich wusste überhaupt nicht, was ich da tat.«

Er sah mich mit einem breiten Grinsen an. »Der Bluterguss an deiner Wange sieht böse aus.«

»Außerdem habe ich neuntausend verloren, nicht elf.«

Er nahm ein paar weitere Schlucke von dem Bier und seufzte tief. »Mir egal«, sagte er dann. »Ich richte dir nur aus, was er zu mir gesagt hat. Zeit, deine Schulden zu bezahlen. Kapiert?«

»Ja«, antwortete ich. Ich wollte ihn bloß aus dem Haus haben.

Er aber ließ sich auf einen Küchenstuhl plumpsen, als hätte er alle Zeit der Welt, und streckte die Beine aus. An Kopf und Armen hatte er Schorfstellen, an denen er ständig mit seinen heruntergekauten Nägeln herumkratzte.

»Mal sehen, was da so drin ist.« Mit diesen Worten zog er meine Tasche zu sich herüber und begann darin nach meiner Geldbörse zu wühlen. Schließlich wurde er fündig und öffnete sie. Sie enthielt fünfundzwanzig Pfund und ein bisschen Kleingeld. Er nahm alles heraus und schob es in seine Hosentasche.

»Was sagt denn dein Mann zu dem Ganzen?«

Ich gab ihm keine Antwort.

»Ich wette, du hast es ihm nicht erzählt.« Er stand auf und stellte sich so dicht vor mich hin, dass ich seinen Bieratem auf meinem Gesicht spürte. »Also, was habe ich dir noch nicht ausgerichtet? Ach ja. Vic sagt, im Moment sind es elf, aber in einer Woche werden es zwölf sein. Noch eine Woche später dreizehn. Und so weiter. Kapiert? Ich werde wiederkommen und es holen. Cash.«

Ich nickte.

»Mein Name ist Dean. Bis dann, Holly.«

Er spazierte aus der Küche in die Diele und von dort zur Tür hinaus. Ich folgte ihm bis an die Haustür und sah ihm nach, wie er den Gehsteig entlangwankte und dabei an Charlie vorbeiging, der aus der Gegenrichtung kam. Rasch schloss ich die Tür und lehnte mich mit einem Wimmern dagegen, bis ich Charlie wenige Augenblicke später mit dem Schlüssel hantieren hörte.

Ich richtete mich auf, straffte die Schultern und setzte ein Begrüßungslächeln auf. »Hallo, Charlie«, sagte ich, während er mit roten Wangen und strahlenden Augen eintrat. Sein Gang wirkte beschwingt. »Ich bin auch gerade erst gekommen«, erklärte ich. »Ich bin gestürzt und habe mich an der Wange verletzt, aber keine Sorge, es sieht schlimmer aus, als es ist. Hattest du einen schönen Tag?«

Oh, hilf mir, hilf mir, hilf mir, liebster Charlie. Jemand muss mir helfen. Irgendjemand. Hilf mir, bevor ich zusammenbreche. Aber das sagte ich nicht.

Am nächsten Tag weckte mich Charlie. Er half mir, mich aufzusetzen, und reichte mir dann ein Flanelltuch mit Eiswürfeln für meine Wange und eine Tasse sehr starken Kaffee. Er ließ sich neben mir auf der Bettkante nieder und sah zu, wie ich ihn trank. Danach ging es mir etwas besser. Die Glasschicht, die mich von der Welt zu trennen schien, wurde ein wenig dünner.

»Es tut mir Leid«, sagte ich. »Das mit ... na ja, eigentlich alles.«

»Ist schon gut«, meinte er und streichelte mir übers Haar.

»Ich glaube, es geht mir nicht besonders.«

»Wir werden schon dafür sorgen, dass es dir bald wieder besser geht.«

»Oh, Charlie«, sagte ich. »Ich weiß, dass du gut darin bist, Sachen zu reparieren, aber ...«

»Es wird mein Hobby sein.« Seine Augen leuchteten.

Am liebsten hätte ich ihn gefragt: Mit wem schläfst du? Ich wusste, dass es da jemanden gab: Er war so fürsorglich und gleichzeitig doch so unnahbar. Plötzlich sah er wieder jünger und weicher aus, fast wie der enthusiastische junge Mann, in den ich mich vor einem Jahr verliebt hatte. Doch statt zu fragen: »Warum hören wir nicht auf, uns gegenseitig anzulügen? Warum spucken wir die schmutzige Wahrheit nicht aus, damit wir sie uns anschauen und beim Namen nennen können?«, berührte ich seine Wange und drehte mich dann zur Seite, damit er mein Gesicht nicht sah.

Es war fast acht. Ich würde bis sechs arbeiten. Zehn Stunden lang würde ich die Rolle der Holly Krauss spielen müssen, dann konnte ich die Bühne wieder verlassen, die Tür hinter mir zusperren und ins Bett gehen. Wenn ich es schaffte, den Tag zu

überstehen, ohne irgendetwas schlimmer zu machen, dann würde es morgen schon ein wenig besser gehen – und so weiter.

Zuerst lief es ganz gut. Ich brachte das übliche morgendliche Procedere hinter mich und schaffte es sogar, ein bisschen etwas von dem zu essen, was Charlie mir hinstellte. Er sagte, es sei wichtig, dass ich richtig aß, womit er wahrscheinlich Recht hatte. Meine Haut fühlte sich rau an, als wäre ich krank gewesen oder kurz davor, krank zu werden. Ein leichter Nebel hing über allem, drinnen ebenso wie draußen. Ich verwandte viel Zeit darauf, mich anzuziehen und zu schminken, meine Maske anzulegen, die Rüstung, die mich vor der Welt schützen würde, auch wenn sich meine geschwollene, blaue Wange nicht verbergen ließ. Als ich schließlich meinen Mantel anzog, musterte Charlie mich prüfend.

Bevor ich in die Arbeit aufbrach, nahm ich mein Handy mit hinaus in den Garten, wo Charlie mich nicht hören konnte, und rief Stuart an.

»Holly? Na so was. Ich hab nicht damit gerechnet, so schnell wieder von dir zu hören.«

»Nein?« Meine Stimme klang matt.

»War ein toller Abend, oder?«, fragte er in viel zu lautem Ton.

»Welchen meinst du?«

»Ich schätze, du hast da eine große Auswahl. Ich spreche von deinen Heldentaten als Kartenspielerin.«

»Darüber wollte ich mit dir reden.«

»Wo sollen wir uns treffen?«, antwortete er seltsam bereitwillig.

Ich holte tief Luft. Eigentlich wollte ich mich überhaupt nicht mit ihm treffen, aber ich konnte ja schlecht am Telefon zu ihm sagen: »Ich hätte eine große Bitte an dich, aber können wir es möglichst schnell hinter uns bringen?« Also verabredeten wir uns um zehn in einem Café.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mich während der Arbeitszeit aus dem Büro stahl, beruhigte mich dann aber damit, dass die anderen wahrscheinlich froh waren, wenn sie mich eine Weile nicht sehen mussten. Als Stuart eintraf, fiel mir auf, wie schick und selbstsicher er wirkte. Er trug einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd, aber keine Krawatte. Der Kaffee, den er für uns holte, wurde in riesigen, farbenfrohen Bechern serviert, die aussahen, als wären sie für überdimensionale Kleinkinder entworfen worden.

Er musterte mich eindringlich. »Da hat dir wohl jemand mal so richtig gezeigt, was er von dir hält, oder?«

Ich fasste an meine Wange. »Ich bin gestürzt.«

»Ach ja?« Er grinste sarkastisch. »Und müde siehst du auch aus.«

»Wie heißt es so schön? Schlafen kann ich, wenn ich tot bin«, antwortete ich. »Jedenfalls muss ich erst mal ein paar Sachen regeln. Hast du mitbekommen, wie das mit dem Pokerspiel gelaufen ist?«

Stuarts Lächeln wurde noch ein bisschen breiter. »Ja, das habe ich.«

»Du musst entschuldigen«, sagte ich. »Meine Erinnerung an den Abend ist ein bisschen bruchstückhaft. Aber ich weiß, dass ich nicht besonders nett zu dir war. Falls ich da ein wenig übers Ziel hinausgeschossen bin, tut es mir Leid.«

»Du bist *weit* übers Ziel hinausgeschossen.«

»Das tut mit Leid.«

»Ich habe mich hinterher wirklich gefragt, was du für einen Grund hattest, mich derart zu demütigen.«

»Es tut mir Leid, Stuart. Ich glaube, ich fühlte mich irgendwie von dir angegriffen, und wollte zurückschießen. Aber die Art und Weise, wie ich das getan habe, war wirklich unverzeihlich.«

»Worüber wolltest du mit mir sprechen?«

»Ich habe viel Geld verloren.«

»Ich weiß. Ich war dabei.«

»Diese Leute müssen doch gesehen haben, dass ich mit so was keine Erfahrung hatte. Ich kann es nicht fassen, dass sie wirklich Geld von mir wollen. Aber gestern ist bei mir zu Hause so ein Typ aufgetaucht und hat mich bedroht. Ich weiß nicht mal, wie er an meine Adresse gekommen ist.«

Stuart schwieg.

»Glaubst du, ich könnte mit jemandem reden?«

Stuart zog ein Gesicht, als wäre ihm das alles ziemlich egal.

»Du kannst mit Tony reden, wenn du willst. Oder mit Vic. Aber ich weiß nicht, was du von ihnen erwartest. Es war ein richtiger Pokerabend. Du hast doch gesehen, dass sie um Geld gespielt haben. Wenn du in den Supermarkt gehst, kannst du doch auch nicht einfach deinen Einkaufswagen füllen und dann an der Kasse fragen, ob du die Sachen umsonst bekommst.«

»Es sind elftausend Pfund.«

»Wie gesagt, du kannst mit Tony reden.«

Nun kam der wirklich schwierige Teil. Ich schluckte.

»Weißt du, Stuart, eigentlich hatte ich ja gehofft, dass du vielleicht ... na ja, dass du etwas zu ihnen sagen könntest.«

Nun folgte eine lange Pause. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass er die Situation ziemlich genoss.

»Darum soll ich mich also auch noch kümmern?«, antwortete er schließlich.

»Was meinst du mit ›auch noch‹?«

»Du hast mich doch gebeten, mich um die Sache mit Deborah Trickett zu kümmern. Oder hast du das vergessen?«

»Ich habe dich nicht darum gebeten. Du hast es mir angeboten. Außerdem habe ich schon seit Tagen nichts mehr von ihr gehört.«

»Und woran, glaubst du, liegt das?«

»Sie weiß, dass sie keine Chance hat.«

»Da wäre ich mir an deiner Stelle nicht so sicher«, entgegnete Stuart.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe mit ihr gesprochen. Ihre Wohnung ist zum Verkauf ausgeschrieben. Die Frau steht demnächst auf der Straße. Sie muss ohne Zeugnis auf Arbeitssuche gehen. Sie hat einen guten Job aufgegeben, um bei KS Associates anzufangen, und nun hat sie alles verloren. Deswegen wäre es gut zu wissen, ob ihre Entlassung wirklich gerechtfertigt war.«

»Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Ich stehe auf gar keiner Seite. Ich fungiere nur als Vermittler. Und als solcher versuche ich eine gemeinsame Basis zu finden. Es erschien mir wichtig, dass du weißt, was für einen Schlag ihr das Ganze versetzt hat. Sie ist dadurch in eine prekäre Lage geraten. Das war dir vielleicht nicht ganz klar.«

»Oh, mir war durchaus klar ...«, begann ich, klappte den Mund aber gleich wieder zu und sah ihn an. Er wurde ein bisschen rot. »Ich glaub's nicht! Du vögelst mit ihr.«

Stuart lief knallrot an und blickte sich um.

»Nicht so laut!«, sagte er. »Was ist bloß los mit dir?«

»Und, habe ich Recht?«

Er richtete einen Finger auf mich. Ich befürchtete schon, er würde mir damit ins Auge stechen. »Nein. Hast du nicht.« Er konnte kaum sprechen, rang nach Luft. »Warum tust du das eigentlich? Das machst du bei allen Leuten so. Du suchst nach ihren Schwachstellen. Irgendeinen wunden Punkt hat ja jeder. Du findest ihn, und dann machst du die Leute fertig. Bei Debbie war es auch so. Du hast sie bei einem Fehler ertappt. Du bist ja so klug. Und dann hast du das benutzt, um sie fertig zu machen. Bei mir war's das Gleiche. Und du bildest dir ein, das lassen

sich alle gefallen. Geht es dabei um Macht? Oder bereitet es dir einfach Freude? Zu sehen, wie weit du gehen kannst? Eines kann ich dir jedenfalls sagen: Was deine Schulden bei Vic Norris betrifft, wirst du auf Granit beißen. Dem kannst du keinen Honig ums Maul schmieren. Aber klimpere ruhig ein bisschen mit deinen Wimpern, und versuch ihn zu becircen. Du wirst schon sehen, was dir das bringt. Vic Norris verzeiht nichts, und er vergisst auch nichts, und wenn du es einfach darauf ankommen lässt und auf dein Glück vertraust, dann wirst du bald wissen, was ich meine.«

Er hielt inne, als wäre ihm die Luft ausgegangen.

»Bist du jetzt fertig?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete er. »Ich bin hier, um mit dir über Deborah zu reden.«

»Und?«

»Du kannst zumindest eine der Katastrophen, die du angerichtet hast, wieder rückgängig machen. Gib ihr eine zweite Chance. Sie verspricht, dass sie sich nichts mehr zuschulden kommen lassen und es dir nicht nachtragen wird.«

»Dass sie es mir nicht nachtragen wird?«

»Ja. Also, was für eine Antwort kann ich ihr geben?«

Es dauerte einen Moment, bis ich mich wieder gefangen hatte. Mein Herz klopfte so heftig, dass ich kaum hörte, was Stuart sagte. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.

»Ich hab eine Nachricht für Deborah«, sagte ich schließlich. »Richte ihr aus, sie kann uns mal. Wir sind froh, dass wir ihr frühzeitig auf die Schliche gekommen sind. Ich würde ihr nicht mal unseren Müll anvertrauen.«

Ich stand auf und ging.

Schwankend wie eine Betrunkene kam ich im Büro an. Ich schaffte es gerade noch bis zu meinem Stuhl. Meine Beine gaben fast unter mir nach, und als ich anfang, am Computer

etwas zu schreiben, zitterten meine Finger so, dass ich ständig die falschen Tasten drückte. Ich weiß nicht, wie viel Zeit auf diese Weise verging – alles schien ineinander zu fließen. Lola stellte mir eine Tasse Kaffee hin, aber ich verschüttete sie über den Schreibtisch, und eine Weile herrschte ziemliches Chaos: Akten mussten gerettet werden, und überall lagen voll gesogene Taschentücher herum. Ich biss von einem Sandwich ab, woraufhin mir sofort übel wurde, sodass ich den Rest in den Müll warf.

Ich kann mich an ein Gespräch mit Meg und Trish erinnern, weil es dabei um Deborah ging. Ich hörte mich selbst mit einer Stimme sprechen, die mir ganz fremd vorkam. Ich fragte die beiden, ob ich vielleicht doch ein wenig voreilig gewesen sei, und sie meinten, dass sie eine zweite Chance verdient habe. Aber Trish antwortete in energischem Ton, dass unser Anwalt mittlerweile alle Unterlagen durchgesehen habe und sicher sei, dass wir uns unter den gegebenen Umständen völlig korrekt verhalten hätten. Der Fall sei abgeschlossen, und eine zweite Chance werde es nicht geben.

»So viel dazu«, fügte Meg hinzu. »Vergiss Deborah.«

»Vergiss Deborah«, wiederholte ich tonlos.

Ich weiß auch noch, dass mir Meg irgendwann die Hand auf die Schulter legte und immer wieder meinen Namen sagte. Sie fragte mich, ob alles in Ordnung sei, und ich antwortete, ja, es gehe mir gut. Dabei fiel es mir schwer, mich auf irgendetwas zu konzentrieren, weil ich ständig an diesen Jungen von gestern Abend denken musste, diesen Dean, der nach Kleber und Schweiß stank und so seltsam kicherte. Wie er aus dem Haus schlenderte, während Charlie die Straße entlangkam. Und ich musste an Stuarts Gesicht denken, das heute Morgen so feindselig und voller Abscheu gewesen war. Und dann gab's da noch Rees, der mein Kleid zerrissen und mich geschlagen hatte. War das wirklich erst gestern passiert? Ich hatte noch das Geräusch in den Ohren, mit dem mein Kopf gegen die Wand geknallt war. Das alles kam mir wie ein Traum vor, ein Alptraum, in dem

alles Schlimme auf einmal über einen hereinbricht und all die schrecklichen Dinge, die man getan hat, zurückkehren und einen heimsuchen. Und man weiß, dass man nicht entkommen kann. Was man auch tut, egal, ob man kämpft, flieht oder nach Hilfe ruft, es ist sinnlos.

»Du weinst ja«, sagte eine Stimme neben mir. Meg. Ich hatte sie gar nicht kommen sehen. »Warum weinst du?«

»Ich kann nicht damit aufhören.«

Eine Weile saß ich einfach nur so da, starrte auf den leeren Bildschirm und hörte um mich herum die Telefone klingeln. Dann kam Meg mit Lola zurück. Sie sagte, draußen warte ein Taxi, und Lola werde mich nach Hause begleiten. Ich fand das ein bisschen seltsam, aber wahrscheinlich war es gar keine so schlechte Idee. Ich sagte zu Meg, ich müsse nur eine Weile die Schotten dicht machen, um den Sturm zu überstehen, dann würde ich wieder ganz die Alte sein. Sie meinte, ich solle mir so viel Zeit lassen, wie ich brauchte. Aber wir sollten uns die nächsten Tage mal zusammensetzen und besprechen, was ich unternehmen könnte, um mich vor Rees zu schützen. Und vor Deborah, dachte ich, sprach es aber nicht aus. Und vor dem durchgeknallten Handlanger des Schuldeneintreibers. Und vor mir selbst. Was konnte ich tun, um mich vor mir selbst zu schützen?

Die Fahrt schien nur ein paar Minuten zu dauern. Lola schloss mir die Tür auf. Als sie mich auszog, sagte ich zu ihr, dass mich seit meiner Kindheit keine Frau mehr ausgezogen habe. Ein paar Männer, aber keine Frau. Ich entschuldigte mich bei ihr. Eigentlich hätte ich *ihr* helfen sollen. Das war mein Job. Sie brachte mich ins Bett. Ich rollte mich zusammen, um mich aufzuwärmen. Lola ging, ich hörte sie unten die Tür schließen. Im Haus war es ruhig, ich war allein. Von der Straße drangen ein paar Geräusche herein, das Quietschen von Reifen, Gehepe, Motorenlärm. Draußen waren die Leute, die mich hassten, ein paar aus gutem Grund, andere ohne guten Grund, wieder andere

ganz ohne Grund. Sie waren überall. Ich zog mir die Decke über den Kopf und rollte mich zusammen. Die Knie gegen meine tränennassen Augen gepresst, schlief ich ein.

## 20

Der frühe Nachmittag ging in den späten über, und langsam wurde es Abend. Der Himmel vor dem Fenster färbte sich dunkel. Die grünen Zahlen der Uhr zeigten fünf, dann sechs, dann halb sieben ... Charlie kam nicht nach Hause. Wo befand er sich? Früher war er immer zu Hause gewesen und hatte auf mich gewartet.

Schließlich zwang ich mich aufzustehen. In meinen Bademantel gewickelt, ging ich hinunter und rief Charlie auf dem Handy an.

»Ja?«

»Charlie, kommst du bald nach Hause? Ich fühle mich ein bisschen komisch.«

»Soll ich gleich kommen?«

»Wo bist du?«

»Bei Freunden.«

Ich lauschte, ob im Hintergrund irgendwelche Geräusche zu hören waren. »Ist schon gut«, sagte ich schließlich. »Ich bin wahrscheinlich bloß hysterisch. Du brauchst dich nicht zu beeilen. Ich komm schon klar.«

»Ich bleib nicht mehr lange«, versprach er. »Höchstens noch bis acht oder so. In Ordnung?«

»Ja«, antwortete ich. »Kein Problem.«

Ich rief Meg an.

»Hallo, ich bin's«, sagte ich, als sie ranging.

»Holly.« Sie klang atemlos. »Geht es dir besser?«

»Das wegen heute tut mir Leid.«

»Lass dir deswegen keine grauen Haare wachsen. Aber hör zu, kann ich dich später zurückrufen? Es passt gerade nicht so gut ...«

Ich hörte einen Mann ihren Namen rufen.

»Wer ist bei dir?«, fragte ich. »Meg, wer ist bei dir?«

»Lass uns morgen reden. Nicht jetzt, am Telefon. Ruh dich aus, und lass es dir gut gehen.«

»Meg«, sagte ich, aber sie hatte schon aufgehört. Das Einzige, was ich noch hören konnte, während ich den Hörer ans Ohr presste, war mein eigener, keuchender Atem.

Ich schleppte mich wieder nach oben ins Bett, den Blick auf die tickende Uhr gerichtet.

Als ich unten jemanden klingeln und dann so fest gegen die Tür hämmern hörte, dass es klang, als würde er sie gleich einschlagen, glaubte ich erst, es wäre Teil eines Traums, in dem mir jemand an den Kragen wollte. Aber als ich mich dann im Bett aufsetzte, war das Geräusch noch immer da, und wenige Augenblicke später hörte ich Glas splintern. Ich unternahm gar nichts, sondern legte mich wieder hin. Mich überkam eine schreckliche Müdigkeit, als läge ich unter einer dicken Decke und hätte nicht die Kraft, sie abzuwerfen. Ich wusste, dass etwas Schlimmes passieren würde, brachte aber nicht die Energie auf, mich davor zu fürchten. Meine Beine waren schwer wie Baumstämme. Ich lag reglos da, mein Kissen an die Brust gepresst. Ich hörte jemanden eine Tür zuschlagen und einen Stuhl über den Küchenboden schleifen.

Dann vernahm ich Schritte, und plötzlich war die Angst doch da. Heiß durchflutete sie meinen ganzen Körper, raubte mir den Atem, verursachte mir eine Gänsehaut.

Die Schritte erreichten die Diele. Einen Moment war es still, dann hörte ich die Treppe knarren.

»Steh auf, Holly«, sagte ich mir. »Steh endlich auf!«

Als ich aus dem Bett sprang, wäre ich beinahe gestürzt. Ein kleiner Teil von mir registrierte das Pochen meiner Wange und das Dröhnen in meinem Kopf, die raue Oberfläche der Bodenplatten unter meinen Füßen, die schimmernde Schwärze des klaren Nachthimmels, die Geräusche der Welt draußen.

Telefon, dachte ich. Das war es – die Polizei anrufen. Ich kauerte mich auf den Boden, riss das Telefon vom Nachttisch und versuchte die 999 zu wählen, aber im Raum war es dunkel, und meine Finger waren dick wie Würstchen, sodass ich mich verwähelte. Kein Anschluss unter dieser Nummer. Die Schritte waren inzwischen vor der Schlafzimmertür angekommen. Die Tür wurde aufgestoßen und knallte gegen die Wand. Von dort, wo ich am Boden kauerte, sah ich nur schwarze Schuhe und eine graue Hose.

In dem Licht, das aus dem Gang hereinfiel, konnte ich die Ziffern auf dem Telefon erkennen und wählte erneut die Notrufnummer. Dabei stieß ich ein leises Wimmern aus.

»Da bist du ja. Du hast dich wohl versteckt, oder?«

Beim Klang seiner Stimme verebbte meine Angst sofort, und ich fühlte mich plötzlich wunderbar ruhig. Es war, als hätte sich ein heftiger Schneesturm schlagartig gelegt, sodass ich wieder klare Sicht hatte. Ich stand auf, das Telefon immer noch in der Hand.

»Stuart? Was machst du denn hier?«

»Was glaubst du denn, dass ich mache? Ich bin gekommen, um mit dir zu reden, das ist alles.«

Er sprach sehr undeutlich und schwankte ein wenig.

»Du bist betrunken. Hallo? Hallo? Ja? Ist da die Notrufstelle? Mein Name ist Holly Krauss, und es ist ein Einbrecher in meinem –«

Er hechtete über das Bett und schlug mir das Telefon aus der

Hand. Der Hörer landete auf dem Boden, wo Stuart ihm noch einen Tritt versetzte. Dann riss er das Kabel aus der Wand.

»So«, keuchte er. Sein Gesicht war rot gefleckt.

»Verlass sofort mein Haus.«

»Nicht, bevor wir geredet haben.«

»Es gibt nichts mehr zu reden.«

»Holly Krauss. Du hältst dich für besonders klug, was? Du glaubst, du bist die Tollste von allen.«

»Ich gehe jetzt nach unten. Lass mich vorbei.«

»Wir haben heute Nachmittag mit eurem bescheuerten Anwalt gesprochen. Nach unserem Gespräch heute Morgen. Du hast mir gar nicht zugehört, oder? Du hörst nie zu.«

»Unser Anwalt hat uns empfohlen –«

»Halt den Mund, und hör mir ein einziges Mal zu. Sie wird nicht einmal ein Zeugnis bekommen, oder?« Seine Stimme wurde immer lauter, sein Gesicht immer roter. »Sie liegt sowieso schon am Boden, und du verpasst ihr noch einen letzten Tritt. Das macht dir Spaß, oder? Deine Macht so richtig auszukosten. Genau wie es dir Spaß gemacht hat, mich zu demütigen. Mich vor allen anderen zu verspotten. Was glaubst du, wie sich das angefühlt hat? Das macht dich an, oder?«

»Dass du etwas mit Deborah hast, heißt noch lange nicht, dass du –«

»Hast du sie eigentlich noch alle?«, schrie er. »Geht es in deinen kranken Kopf nicht hinein, dass zwischen mir und Deborah nichts läuft? Ich bin nur – ich versuche doch nur ... und du sitzt da und machst dich über mich lustig.«

»Ich mach uns Kaffee«, sagte ich. »Es war wirklich nicht meine Absicht, mich über jemanden lustig zu machen.«

Ich steuerte auf die Tür zu, aber er hielt mich an der Schulter fest und drehte mich zu sich herum. Ich bemerkte Speichel an seinem Kinn und roch den säuerlichen Alkoholatem. »Du gehst

nirgendwohin.«

»Nimm deine Hand weg.«

»Du gehst erst, wenn ich es sage.«

Er drückte mich gegen die Wand. Ich stieß ihn mit einer heftigen Bewegung von mir weg, sodass er nach hinten taumelte. Mein Blick fiel auf den Handspiegel auf der Kommode, den mir meine Großmutter geschenkt hatte. Ich griff danach, nahm ihn wie einen Tennisschläger in die Hand und knallte ihn Stuart ins Gesicht. Während er vor Schmerz und Wut aufheulte, war ich schon zur Tür hinaus und glaubte bereits, es geschafft zu haben, als er mich noch am Bademantel erwischte und festhielt. Dann schlug er mir mit einer solchen Wucht ins Gesicht, dass es mir den Kopf nach hinten riss und ich einen stechenden Schmerz im Nacken spürte.

Er hatte immer noch die Hände an meinen Schultern, aber seine Miene wirkte plötzlich erschrocken und bestürzt.

»Holly, das wollte ich nicht«, stammelte er, »aber du hast einfach immer weitergemacht! Ich musste dich stoppen!«

»Nein«, sagte ich. »Nein.«

Sein Griff verstärkte sich. Ich riss die Hand hoch und schlug aufs Geratewohl nach ihm. Als er zurückwich, rannte ich los, zur Tür hinaus und auf die Treppe zu. Ich hatte das Gefühl, ihn knapp hinter mir zu hören, als ich plötzlich das Gleichgewicht verlor. Meine Füße blieben an der Treppe hängen, und ich streckte die Arme aus, um mich abzustützen, fand aber keinen Halt und schlug mit dem Kopf gegen das Geländer. Der Boden unten kam im Zeitlupentempo auf mich zu, und ich nahm plötzlich alles ganz klar und deutlich wahr: den Verputz der Wände, die ich noch immer nicht gestrichen hatte, den dünnen Teppich, den keuchenden Atem hinter mir, die Schuhe in der Diele, die offenen Schnürsenkel.

Dann knallte mein Kopf auf den harten Boden. Lichter blitzten auf, überall in meinem Körper explodierte der Schmerz. Ich

hörte jemanden wimmern, und mir war klar, dass ich das sein musste. Ich öffnete die Augen und sah, dass ich wie eine gerade ins Wasser springende Taucherin beide Arme über dem Kopf ausgestreckt hatte. Eines meiner Beine ragte noch die Treppe hoch, das andere spürte ich nicht. Als ich es zu bewegen versuchte, stellte ich fest, dass es sich unter mir befand und stark angewinkelt war. Der Knöchel sah verdreht aus und tat ziemlich weh.

»Holly!«, sagte eine Stimme. »O Gott, Holly!«

Ein heulendes Geräusch hallte durch meinen Kopf. Jemand klopfte an die Tür, dann schwang sie auf, und wieder sah ich Schuhe vor meinem Gesicht, klobige schwarze Schuhe. Als ich den Kopf hob, erkannte ich einen Mann, nein, zwei Männer in Uniform, und hinter mir hörte ich Stuart sagen: »Es war ein Unfall, ich habe sie nicht gestoßen, es war ein Unfall, ich wollte das nicht, ich wollte nie, dass ...«

»Hallo«, sagte ich. Dann ließ ich mein Gesicht auf den kühlen, staubigen Boden sinken und schloss die Augen. Ich empfand plötzlich ein Gefühl von Frieden, fast schon Glück. »Ich bin froh, dass Sie gekommen sind.«

Sie führten Stuart in Handschellen ab, obwohl ich Ihnen immer wieder versicherte, dass es eigentlich nicht seine Schuld war. Jedenfalls gab ich ihm nicht die Schuld. Ich gab niemandem die Schuld.

Nun lag ich auf einer Trage, und jemand breitete eine weiche Decke über mich. Eine Frau hielt meine Hand, während ich in den Krankenwagen geschoben wurde. Diese Leute wussten, was sie zu tun hatten, und ich musste nicht mehr denken und auch nichts mehr fühlen oder fürchten. Auf der Straße blieben die Leute neugierig stehen, stießen sich an, deuteten auf den Krankenwagen, unterhielten sich aufgeregt. Ich hörte jemanden meinen Namen sagen, und dann vernahm ich ihn immer wieder,

als würde er von einem zum anderen getragen wie ein im Wind raschelndes Blatt. Holly Krauss, Holly Krauss, Holly Krauss ... Aber eigentlich interessierte mich das nicht besonders.

Und dann war da plötzlich jemand anderer neben mir. Eine Gestalt schob sich durch die offenen Türen des Krankenwagens und kniete sich neben mich.

»Holly?«

»Hallo, Charlie. Nun bist du also doch noch nach Hause gekommen.«

»Was hast du getan?«

»Die Frage ist wohl eher, was ihr angetan worden ist«, erklärte die Frau, die meine Hand gehalten hatte. »Das war noch Glück im Unglück.«

»Du riechst so gut«, sagte ich. »Nach Vanille.«

»Wer war das?«

»Stuart. Aber er wollte mir eigentlich gar nichts tun. Er war bloß betrunken.«

»Dein Gesicht ...«

»Glaub mir, es geht mir gut.«

»Es ist ganz ...«

»Sehe ich schlimm aus? Das wird schon wieder.«

Das war ein Wirbelsturm gewesen, dachte ich, aber er hatte uns nur gestreift. »Das Wetter ist in mir«, murmelte ich.

»Was?«

»Nicht so wichtig. Würdest du meine Hand halten?«

Er nahm sie und tätschelte sie sanft, wirkte dabei aber irgendwie benommen, fast abwesend.

»Wir müssen reden«, sagte ich. Ich hatte das Gefühl, nun schon seit Wochen immer dieselben drei Worte zu wiederholen. Charlie gab mir keine Antwort. Die Türen gingen zu, und der Krankenwagen fuhr los.

Mir fehlte nicht viel, auch wenn sie mich über Nacht dabeihielten, um ganz sicherzugehen. Ein alter Bluterguss im Gesicht, eine neue Platzwunde am Hinterkopf, die mit ein paar Stichen genäht werden musste, ein geschwollener Knöchel, ein schmerzender Nacken und aufgeschürfte Schienbeine von meiner Schlitterpartie die Treppe hinunter. Die Polizeibeamtin, die mich am nächsten Morgen befragte, berichtete mir, Stuarts Gesicht sehe schlimmer aus als meines. Der arme Stuart. Ich schilderte ihr, was passiert war. Sie notierte alles, las es mir anschließend noch einmal vor und ließ mich dann unterschreiben. Als ich sie fragte, was jetzt mit ihm geschehen würde, zuckte sie nur mit den Achseln. Ich drehte mein Gesicht zur Wand und wartete, bis sie weg war.

Aus dem friedlichen Gefühl, das ich letzte Nacht empfunden hatte, war inzwischen eher Traurigkeit geworden. Ich dachte über Charlie und mich nach. Und über Meg und mich. Dies waren die zwei Menschen, die ich am meisten auf der Welt liebte. Vielleicht die Einzigen, die ich überhaupt liebte – abgesehen von meiner Mutter, die ich nur liebte, weil sie meine Mutter war. Wenn es Meg und Charlie nicht mehr gäbe, wer würde mir dann noch bleiben? Eine Schar netter Bekannter, die nichts über mich wusste, außer dass ich gern im Mittelpunkt stand: amüsant, aber manchmal ein bisschen unberechenbar. Ich humpelte ins Bad und stellte mich vor den Spiegel. Mein Haar wirkte fettig, eine Seite meines Gesichts wies einen schmutzigen Gelbton auf, meine Lippen waren aufgesprungen, und ich hatte dunkle Augenringe. Wenn sie mich jetzt hätten sehen können, würden sie vielleicht anders über mich denken.

## 21

Während der Heimfahrt kam ich mir vor wie die hässliche Parodie einer jungen Mutter, die von ihrem liebenden Ehemann aus dem Krankenhaus abgeholt wurde. Allerdings hatten wir kein Baby, und ein besonders freudiges Ereignis war es auch nicht. Ich hielt eine Tragetasche auf dem Schoß, in dem meine zerrissenen, fleckigen Klamotten steckten. Wir sprachen kaum miteinander, bis Charlie vor dem Haus anhielt. »Es tut mir Leid«, sagte er. »Ich hätte bei dir sein sollen. Dich beschützen sollen.«

»Die Polizei, dein Freund und Helfer, war ja gerade noch rechtzeitig zur Stelle«, antwortete ich. »Wer hat sie informiert?«

»Du selbst, soviel ich weiß.«

»Mir blieb doch gar keine Zeit, ihnen die Adresse zu nennen.«

»Das ist gar nicht nötig.«

»Wie praktisch.«

»Ich dachte, er wäre ein Freund von dir«, sagte Charlie.

»War er ja auch«, erwiderte ich. »Mittlerweile hassen mich meine Freunde noch mehr als meine Feinde.«

Wir stiegen aus und gingen die Stufen zur Haustür hinauf.

»Sag so was nicht«, meinte Charlie.

Wir gingen hinein. Ich setzte gerade zu einer Entschuldigung an, als Charlie ebenfalls zu reden begann, woraufhin wir uns beide entschuldigten und dem anderen den Vortritt lassen wollten. Ich bestand darauf, dass Charlie den Anfang machte.

»Fühlst du dich einigermaßen?«, fragte er.

»Ist das wirklich das, was du vorhin sagen wolltest?«

»Nein. Ich wollte mich entschuldigen. Eigentlich sollte ich jetzt hier bleiben und mich um dich kümmern, aber ich habe

eine Besprechung. Wegen eines Auftrags.«

»Das ist ja großartig«, sagte ich. »Mit wem denn?«

»Einem Typen von einer Fachzeitschrift. Der Name würde dir nichts sagen.«

»Das freut mich so für dich. Wann ist denn die Besprechung?«

»Jetzt, fürchte ich. Macht es dir nichts aus?«

Ich berührte ihn am Arm. »Ab mit dir! Ich werde mich einfach ein bisschen ausruhen.«

»Ich hab kein gutes Gefühl dabei, dich jetzt allein zu lassen.«

»Unsinn«, sagte ich. »Das ist wirklich kein Problem. Die Gefahr ist gebannt, der Stier sozusagen bei den Hörnern gepackt. Und in meinem Zustand kann ich sowieso keine Bäume mehr ausreißen.«

Er lächelte. »Ich hab dich vorhin unterbrochen«, sagte er.

»Was wolltest du sagen?«

»Ich wollte mich noch einmal entschuldigen.«

»Wofür?«

»Für die Wiederholung.«

»Wie meinst du das?«

»Mir passieren immer wieder solche Sachen, und jedes Mal wird es schlimmer. Du hast es wirklich nicht leicht mit mir. Wenn das alles endlich ausgestanden ist, müssen wir ernsthaft miteinander reden.«

»Ja«, antwortete er knapp. »Aber jetzt muss ich erst mal ...«

Er rannte nach oben und kam mit einer schickeren Jacke zurück.

»Du siehst toll aus«, sagte ich. »*Ich* würde dir den Auftrag geben.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Du weißt genau, dass ich dich niemals um einen Job bitten würde.«

»So hab ich das doch nicht gemeint«, stammelte ich.

»Ich muss los.«

»Du hast deine Mappe vergessen.«

Charlie sah mich an und zögerte eine Sekunde zu lang. »Er kennt meine Arbeit«, antwortete er. »Ich brauche sie nicht.«

»Na dann viel Glück.«

Er nickte. »Ach, übrigens«, sagte er. »Ich hab dir einen Schlüssel nachmachen lassen.« Er warf ihn auf den Tisch.

»Danke. Aber was, wenn jemand den anderen gestohlen hat? Dieser Gedanke ist mir kürzlich mal durch den Kopf gegangen.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich weiß auch nicht.«

Nachdem er gegangen war, blieb ich eine ganze Weile wie angewurzelt stehen. Ich versuchte mich an ein Gedicht zu erinnern, das wir in der Schule mal gelesen hatten. Es handelte von einem Paar, das sich ständig gegenseitig anlog. Als es an der Tür klopfte, lächelte ich vor Freude. Charlie. Er hatte es sich anders überlegt. Ich würde ihn umarmen und dann das Gespräch mit ihm führen, das wir nun schon so lange vor uns herschoben.

»Das ging aber schnell –«, sagte ich. Der Rest blieb mir im Hals stecken, denn es war gar nicht Charlie, sondern Dean. Er hielt eine Dose Bier in der Hand.

»Ich hab gewartet, bis dein Alter weg war«, erklärte er, während er an mir vorbei ins Haus trat. »Da kannst du mal sehen, wie rücksichtsvoll ich bin.«

Er nahm einen Schluck aus seiner Dose.

»Ich hab diesmal mein eigenes Bier mitgebracht.« Er musterte mich neugierig. »Bist du schon wieder in eine Schlägerei geraten?«

»Sozusagen.«

Er rieb sich die Nase, als würde sie jucken. Dabei murmelte er

etwas, das ich nicht verstand.

»Und?«

»Was, und?«

»Was wollen Sie hier?«

»Du weißt doch, was ich will.«

»Ich war im Krankenhaus«, erklärte ich. »Ich bin erst vor ein paar Minuten zurückgekommen. Außerdem habe ich Ihnen schon gesagt, dass ich das Geld nicht besitze. Ich kann Vic Norris nichts zahlen.«

»Was soll das heißen, du kannst nicht zahlen?«, fragte Dean in höhnischem Ton. »Diese Hütte hier gehört dir doch, oder nicht?«

»Das Haus ist mit einer hohen Hypothek belastet. Ich habe kein Geld.«

Er nahm einen weiteren Schluck von seinem Bier. »Das ist mir egal«, sagte er. »Ich bin bloß der, den er losschickt, wenn etwas abzuholen ist. Wenn etwas zu *erledigen* ist, schickt er einen anderen. Ich krieg zwar eine aufs Dach, wenn ich ihm sage, dass du nichts unternommen hast, aber du handelst dir noch viel größeren Ärger ein.«

»Ich kann nicht ...«

Er ging zum Kaminsims und griff nach einer grünen Glaskaraffe, die wir zur Hochzeit bekommen hatten.

»Die ist ungefähr hundert Pfund wert«, erklärte ich. »Die können Sie haben.«

Er ließ sie auf den Boden fallen, wo sie in tausend grüne Scherben zerbarst. »Das reicht nicht.« Er leerte den Rest seines Biers. »Du kannst das Geld bestimmt auftreiben. Jeder treibt Geld auf, wenn er wirklich muss. Und du musst.«

»Wenn Sie mich bedrohen, rufe ich die Polizei.«

Dean stellte die leere Dose auf den Couchtisch. Dann machte

er fast geistesabwesend, als wäre er allein, den Reißverschluss seiner Hose auf, holte seinen kleinen rosa Pimmel heraus und pinkelte in hohem Bogen auf die Bodendielen, wo sich rasch eine scharf riechende gelbe Pfütze bildete. Mit einer linkischen Hüftbewegung schob er sein Ding zurück in die Hose und zog den Reißverschluss wieder zu.

»Besorg das Geld«, sagte er. »Wenn du es nächstes Mal nicht hast, siehst du mich nicht wieder. Ich bin bloß der Bote, der nette Junge.« Er ging zur Tür. »Wir werden auch mit deinem Alten darüber reden.« Er grinste. »Danke, dass ich deine Toilette benutzen durfte.«

Als er draußen war, ging ich erstaunlich ruhig ins Klo, beugte mich über die Schüssel und übergab mich, bis mein Magen völlig leer war. Dann holte ich einen Eimer, einen Putzlappen und eine Rolle Toilettenpapier und kümmerte mich um die Bescherung im Wohnzimmer, die Glasscherben ebenso wie die Pisse. Nachdem auch die letzten Spuren davon beseitigt waren, wischte ich den Boden zweimal mit einem desinfizierenden Reinigungsmittel. Als ich fertig war, betrachtete ich meine Handflächen. Sie sahen aus wie die einer Leiche, die wochenlang im Wasser gelegen hatte.

Ich träumte die ganze Nacht wirres Zeug, und die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, als ich aufwachte, waren ebenfalls wirr.

»Du bist krank«, erklärte Charlie, der neben mich trat, während ich versuchte, mich anzuziehen. Er wollte mich wieder ins Bett verfrachten, aber ich war stärker.

Ich riss mich los und zog ein Kleidungsstück aus dem Schrank. Es hatte cremefarbene Rüschen am Ausschnitt und an den Ärmeln. Ich war Elizabeth I. Nein, ich war ein Gentleman aus der Tudorzeit. Ich wickelte einen Schal um meinen lädierten Kopf. »Jetzt bin ich eine arme Frau vom Land«, verkündete ich. »Eine Kartoffelsammlerin. Nordspanien und Esel, und die Männer sitzen im Schatten und trinken.«

»Hör zu, Holly«, sagte Charlie. Sein Gesicht war ganz nah an meinem, und sein Mund öffnete und schloss sich wie bei einem Fisch. Ich konnte die Äderchen seiner Haut sehen und jedes einzelne winzige Stoppelhaar auf seinem Kinn. Ich konnte seinen Atem riechen. Ich wich zurück. »Du musst jetzt wieder ins Bett gehen«, fuhr er fort. »Ich werde mich um dich kümmern.«

»Schrei nicht so«, erwiderte ich. »Das fühlt sich an, als würde in meinem Kopf ein Gummiball herumspringen. Auf und ab, hin und her. Ich könnte ein Diagramm von all den seltsamen Winkeln zeichnen. Mit Pfeilen und gepunkteten Linien. Schneiden Sie hier.«

»Holly, Liebes, es ist noch nicht mal sieben.«

»Ich muss arbeiten. Ich muss die Hypothek abzahlen. Wenn ich aufhöre, gerät alles aus den Fugen. Alles bricht zusammen. Und nur ich kann die Scherben aufsammeln. Nur ich.«

Ich zog ein Paar Schuhe heraus. Einer schien höher zu sein als der andere. Egal. Ich schob meinen bandagierten Fuß hinein.

»Du musst auch arbeiten«, sagte ich. »Du musst in die Gänge kommen, Charlie. Dein Leben läuft dir davon, und du bleibst zurück.«

»Warte einen Moment, dann begleite ich dich. Einverstanden? Du kannst nicht allein gehen. Ich ziehe mir was an, wir frühstücken, und dann gehen wir gemeinsam zur U-Bahn.«

»Nie wieder«, antwortete ich.

»Was?«

»Nie wieder U-Bahn. Nie wede. Alle zusammengepfercht wie Ameisen in einem Ameisenhaufen, wie Ungeziefer unter einem großen Felsblock. Und oben, unten und auf der Seite tonnenweise Stein und Erde. Wir sind da lebendig begraben, begreifst du das denn nicht, Charlie? Wir stecken in diesen kleinen Sauerstoffkapseln, und jeder atmet den muffigen, schmutzigen Morgenatem aller anderen ein.«

»Dann fahren wir eben mit dem Bus.«

»Wir können zu Fuß gehen, über die wacklige Brücke. Da musst du mich aber festhalten – wer weiß, was mir sonst einfällt.«

»Holly, setz dich aufs Bett und warte. Ich springe schnell unter die Dusche. Du solltest dir etwas Richtiges anziehen.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, antwortete ich. »Mach dir meinetwegen keine Sorgen.«

»Versprichst du mir, dass du auf mich wartest?«

»Versprochen. Großes Indianerehrenwort.«

Was für ein süßer Idiot er doch war, mir zu trauen. Er ging ins Bad, und ich hörte ihn das Wasser aufdrehen. Ich wackelte auf meinen ungleich hohen Absätzen die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Obwohl ich zu Fuß ging, hatte ich das Gefühl, in einem immer

schneller fahrenden Wagen zu sitzen. Alles Mögliche tauchte wie aus dem Nichts vor mir auf, Bäume, Menschen und Wände. Meine Füße trafen auf den Randstein, und ich stolperte auf die Straße hinaus. Hinter mir hörte ich lautes Hupen und quiet-schende Reifen. Als ich mich umdrehte, starrte mich hinter einer Windschutzscheibe ein verzerrtes Gesicht an. Schon wieder jemand, der mich wirklich hasste. Ich konnte es an den bösen, wütenden Augen sehen. Ich humpelte schief über die Straße, eine Schulter höher als die andere.

»Passen Sie doch auf, wo Sie hingehen!«

Eine Frau mit einem Kinderwagen. Ich sah den dunklen Ansatz ihres blond gefärbten Haars. Am liebsten hätte ich ihr gesagt, dass alles irgendwann zum Vorschein kommt. Man kann nicht tricksen. Man kann die Leute nicht lange zum Narren halten. Es ist total lächerlich, wie wir uns alle einbilden, den anderen etwas vormachen zu können. Wir sind doch alle ein Teil derselben verrückten Scharade. Ich kann mich an Scharaden aus meiner Kindheit erinnern. Film: Man dreht die Faust, um die Filmspule nachzuahmen. Vier Worte: Man hält vier Finger hoch. Erstes Wort, zwei Silben, weiblicher Vorname. Richtig, Holly. Zweites Wort, eine Silbe. Das war leicht zu erraten, stimmt's? Krauss. Holly Krauss. Holly Krauss ist Scheiße. Ja, ja, ja!

Ich ging über die Brücke. Über dem Fluss hingen Nebelfetzen. Anscheinend war es kalt, denn ich atmete kleine weiße Wolken aus. Ich spürte, wie sich die Brücke unter mir bewegte. Ich schwöre, dass sie schwankte wie eine von diesen wackligen Hängebrücken, bei denen in den Abenteuerfilmen immer die Hälfte der Bretter fehlt. Ich war ständig am Stolpern. Dabei sah es immer noch so weit aus. Wie sollte ich da jemals bis auf die andere Seite kommen? Ich hatte das schon öfter geschafft. Hieß das, dass ich es auch dieses Mal schaffen konnte? Ich hatte alles schon einmal getan: gelogen, gelacht und all diese gottverdammten Tage hinter mich gebracht. Bedeutete das, dass mir

das jetzt auch wieder gelingen würde? Funktionierte so das Leben? Steckte wirklich nicht mehr dahinter?

Das Ende der Brücke kam näher. Ich blickte mich um und glaubte eine vertraute Gestalt zu erkennen, aber der Wind ließ meine Augen tränen, sodass ich nicht sicher war. Autos fuhren knapp an mir vorbei. Leute gingen in weitem Bogen um mich herum. Sie schienen mich zu meiden wie die Pest. Sehr klug von ihnen. Meine Füße glitten auf dem eisigen Boden immer wieder aus. Ich legte eine Hand auf das Geländer und spürte die Kälte. Wenn ich jetzt hier stehen blieb, dann würden meine Finger wahrscheinlich an dem Metall festfrieren. Ich setzte mich wieder in Bewegung. Links, rechts, links, rechts.

Nur noch ein paar Schritte, dann hatte ich die Brücke endlich geschafft. Der Wind blies mir ins Gesicht, und ich stolperte immer wieder. Ein seltsamer kleiner Laut drang aus meiner Kehle, gefolgt von einem zweiten.

»Geht es Ihnen nicht gut, meine Liebe?«

Ich starrte in das Gesicht einer Frau mit stacheligem braunem Haar und spitzem Kinn. Sie hatte einen Wassertropfen an der Lippe und einen abgebrochenen Zahn. Ein nettes Gesicht. Braune Augen, leicht hochgezogene Brauen.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, wiederholte sie.

»Warum wollen Sie das wissen?«, fragte ich.

»Sie scheinen Probleme zu haben. Vielleicht kann ich Ihnen irgendwie helfen.«

»Ja, allerdings.« Ich begann zu lachen.

»Wen soll ich anrufen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Sie schob ihre Hand unter meinen Ellbogen. Jemand stieß ein seltsames Geräusch aus, ein wildes Heulen. Die Leute standen im Kreis herum, und ich sah nur noch Gesichter, die auf mich herabstarrten. Ich saß auf dem Gehsteig. Das muss kalt sein,

dachte ich. Ich schien keine Strümpfe zu tragen, und mein Knie war blutig. Das sah bestimmt sehr komisch aus, aber vielleicht würden sie denken, dass ich bloß ausgerutscht und hingefallen war.

»Ich bin ausgerutscht und gefallen«, erklärte ich. »Ausgerutscht und hingefallen.«

»Seht mal, was die anhat«, sagte eine Stimme. »Die ist doch betrunken.«

»Nur ordnungswidrig«, stellte ich richtig.

»Was sagt sie?«

»Ordnungswidrig!«, antwortete ich ein wenig lauter.

»Jetzt schreit sie irgendwas. Bestimmt hat sie Drogen genommen. Wir müssen die Polizei verständigen.«

Es stimmte, dass jemand schrie. Irgendetwas geriet da definitiv außer Kontrolle. Es war wie auf einer Party, wo im Nebenraum eine Schlägerei im Gange ist. Man hört Leute schreien und Glas splintern, aber wenn man dann hinüberläuft, um herauszufinden, was vor sich geht, ist bereits alles vorbei. Man sieht nur noch das Ergebnis: Scherben, umgeworfene Stühle, Leute, die sich hochrappeln. So ähnlich schien es auch jetzt zu sein. Offenbar war es zu Handgreiflichkeiten gekommen. Aus dem Augenwinkel sah ich ein paar Leute auf dem Boden liegen und seltsame Geräusche von sich geben. Meine Knie und Handflächen brannten. Als ich meine Hände betrachtete, sah ich rosafarbene Abschürfungen, gesprenkelt mit kleinen Kiesstückchen. Ein paar Neugierige blieben stehen, als hätte es einen Autounfall gegeben. Andere gingen rasch vorbei. Es handelte sich offensichtlich um einen Notfall, aber obwohl ich mich mehrmals nach der verletzten Person umblickte, konnte ich sie nirgendwo entdecken. Anscheinend befand sie sich jedes Mal knapp außerhalb meines Gesichtsfeldes. »Sie ist hinter dir«, sagte eine Stimme leise zu mir, damit die anderen es nicht hören konnten. Ich versuchte, einen Blick auf sie zu erhaschen, indem ich mich

ganz schnell umdrehte, aber sie war schneller und schon wieder weg. Ich fragte ein paar Leute, was denn los sei, aber niemand konnte es mir verständlich erklären. Ein paar Mädchen im Teenageralter lachten mich einfach aus, als ich sie fragte. Deswegen wollte ich auf sie losgehen, um ihnen eine Lektion zu erteilen, aber sie waren ebenfalls zu schnell für mich, drei kleine Stierkämpferinnen mit mir als Stier.

Ein Wagen hielt an, und ein Polizist und eine Polizistin stiegen aus. Ich fragte sie, ob wir uns gestern Abend kennen gelernt hätten. Meine Erinnerung war ein wenig getrübt. Ich rechnete damit, dass sie anfangen würden, Leute zu verhaften und zu verhören, aber die Polizistin kam auf mich zu und sah mir in die Augen. Ich hatte das Gefühl, als wäre mein Gesicht ein Fenster, durch das sie etwas weit Entferntes betrachtete. Die beiden nahmen mich in ihre Mitte. Ich versuchte, mich aus ihrem Griff zu befreien, aber sie ließen meine Arme nicht los. Während ich noch zu erklären versuchte, dass es sich um eine Verwechslung handeln müsse, wurde ich bereits auf den Rücksitz des Streifenwagens geschoben. Sie schienen mich nicht zu hören, sodass ich gezwungen war, sie anzuschreien, aber sie schenkten mir noch immer keine Beachtung. Die Polizistin nahm neben mir Platz, und der Wagen fuhr los.

»Ich komme zu spät zur Arbeit«, erklärte ich. »Ich werde Ihnen sagen, wie Sie fahren müssen. Es sei denn, Sie bringen mich nach Hause. Ich wohne hier ganz in der Nähe, am anderen Ende der Straße. Sie werden wenden müssen.« Der Wagen wendete nicht. »Fahren wir aufs Polizeirevier? Es tut mir Leid, aber ich habe meinen Aussagen nichts hinzuzufügen.«

Aber sie fuhren mich weder aufs Revier noch zur Arbeit und auch nicht nach Hause.

»Wissen Sie, wo Sie sind?«

»Ja«, antwortete ich.

Dann schwiegen wir beide.

»Und?«

»Was, und?«

»Wo sind Sie?«

»Das haben Sie mich nicht gefragt«, gab ich zur Antwort.

»Sie haben bloß gefragt, ob ich weiß, wo ich bin. Und ich habe Ja gesagt. Weil ich es weiß.«

Sie atmete tief durch.

»Na schön. Könnten Sie mir jetzt vielleicht sagen, wo Sie sind?«

»Ja, das könnte ich. Heißt das, Sie wollen, dass ich es Ihnen sage?«

»Ja, bitte.«

»Eigentlich müssten Sie das ja selbst wissen. Sie arbeiten schließlich hier.«

»Ich möchte wissen, ob *Sie* es wissen.«

»Ich arbeite nicht hier.«

Ich konnte nicht anders, als loszuprusten. Der Tag hatte schlecht angefangen, aber inzwischen fand ich ihn ziemlich komisch. Mir war, als hätte ich eine schlimme Migräne überstanden, sodass ich mich zwar noch ein wenig seltsam fühlte, aber trotzdem schneller und klarer denken konnte als jeder andere Mensch im Raum. Ich betrachtete die junge Frau: DR. CLEEVELY stand in eckigen Großbuchstaben auf ihrem Namensschild. Sie trug einen strahlend weißen Mantel und

lächelte freundlich.

»Ich sehe Ihnen an, dass Sie jetzt krampfhaft überlegen«, erklärte ich, »wie Sie mich dazu bringen, Ihnen zu antworten, dass ich mich auf der Unfallstation eines Krankenhauses befinde. So, nun habe ich es gesagt. Ohne dass Sie mich dazu drängen mussten.«

»Wissen Sie, warum Sie hier sind?«, fragte sie.

»O nein, nicht das schon wieder! Seit ich von einem Mann und einer Frau in Uniform hergebracht wurde – finden Sie nicht auch, dass Leute in Uniform etwas Besonderes an sich haben? Als ich die beiden sah, hielt ich sie erst für ein Stripperpaar, weil ich an irgendeinen Gag dachte, Sie wissen schon, man kann doch Grüße oder Botschaften durch Stripper überbringen lassen, obwohl es zugegebenermaßen ungewöhnlich wäre, wenn einem jemand Stripper schickt, während man gerade die Suicide Bridge überquert. Das ist natürlich nicht ihr richtiger Name, das wäre ja auch eine seltsame Bezeichnung für eine Brücke. Wer möchte schon über eine Brücke gehen, die Selbstmordbrücke heißt? Oder unten durch. In Wirklichkeit heißt sie ...« Ich konnte mich an den Namen nicht erinnern. »Auf jeden Fall wird sie in der Gegend – auf eine fast schon liebevolle Weise – Suicide Bridge genannt. Der Grund ist, dass ständig Leute auf dieser Brücke Selbstmord begehen. Nein, nicht auf, sondern *von* der Brücke. Und sie tun das erstens deswegen, weil der Boden so weit weg ist. Der Boden darunter, meine ich. Und zweitens, weil es angeblich – ich habe das nicht überprüft, aber angeblich ist es der einzige Ort in London, wo man sich umbringen kann, indem man von einem Postbezirk, nämlich N19, losspringt und in einem anderen, nämlich N irgendwas, landet. Wie lautete noch mal die Frage?«

»Holly –«

»Für Sie immer noch Miss Holly.«

»Ich werde jemanden holen, der Sie untersuchen wird.«

»Was war noch mal *Ihre* Aufgabe?«

»Ich bin nur für Unfälle zuständig.«

»Dafür brauchen Sie sich doch nicht zu entschuldigen.«

»Es dauert höchstens eine Minute.«

»Das macht nichts«, antwortete ich. »Ich muss sowieso in die Arbeit.« Dr. Cleevely verschwand durch den Vorhang, der um die Couch gezogen war. Leider ließ sie mich mit einer sehr großen Krankenschwester zurück, die mir damit drohte, mich festzubinden, falls ich versuchen sollte aufzustehen. Um sie ein wenig zu entspannen, begann ich ein Gespräch mit ihr. Wir hatten gerade erst angefangen, uns über Simbabwe zu unterhalten, wo sie herkam, als Dr. Cleevely mit einer anderen Ärztin zurückkehrte, einer Asiatin namens Dr. Mehta, die sich als die diensthabende Psychiaterin vorstellte.

»Das ist jetzt die Stelle, wo ich sage: ›Psychiaterin?‹ Ich brauche keine Psychiaterin. Ich bin völlig normal.«

Dr. Mehta lächelte nicht. Sie war eine ernsthafte junge Dame mit einem Klemmbrett und fragte mich als Erstes nach meinem Namen, meinem Geburtsdatum und meiner Adresse. »Wissen Sie, warum Sie hier sind?«

»Nicht schon wieder!«, stöhnte ich. »Ich habe wirklich Wichtigeres zu tun. Wenn Sie es genau wissen müssen: Zwei Polizeibeamte haben mich hergebracht.«

»Warum?«

»Ich schätze mal, sie hatten mich satt und wollten mich loswerden. Ich hatte in letzter Zeit ziemlich viel mit ihnen zu tun. Das ist eine lange Geschichte.«

»Erzählen Sie«, forderte Dr. Mehta mich auf.

»Na schön, Sie haben es nicht anders gewollt. Jemand hat mich bedroht – genau genommen haben mich in letzter Zeit eine Menge Leute bedroht, aber der, von dem ich gerade rede, nun ja, er ist wahrscheinlich auch gerade in diesem Krankenhaus, weil

ich ihm einen Handspiegel ins Gesicht geknallt habe, der mal meiner Großmutter gehörte. Jedenfalls bin ich sicher, dass es sich um dieses Krankenhaus gehandelt hat und ich vor kurzem schon mal hier war. An den genauen Tag kann ich mich nicht erinnern – es ist schwierig, die Tage auseinander zu halten, nicht wahr? –, aber er wollte mir nur etwas tun, weil ich diese Frau gefeuert hatte, und außerdem ist da noch dieser Mann, der auf mich fixiert ist. Wir hatten tatsächlich mal Sex, aber es hatte nichts zu bedeuten. Ich weiß, ich bin verheiratet. Ich weiß, ich weiß, ich habe schon mit Charlie darüber gesprochen, es war schrecklich, aber wir arbeiten daran. Dann ist da noch so ein junger Typ, der zu mir ins Haus kam und mir den ganzen Boden voll gepisst hat – aber darüber darf ich nicht sprechen. Das darf niemand wissen.« Ich hielt inne. »Wenn ich mich selbst so reden höre, wird mir klar, dass sich das von Ihrer Warte aus ziemlich verrückt anhören muss. Trotzdem ist wirklich alles wahr. Fragen Sie die Polizei nach dem Mann, der mich angegriffen hat. Aber nicht die Beamten, die mich gebracht haben, die wissen darüber wahrscheinlich nicht Bescheid. Oder fragen Sie Charlie, meinen Mann. Ich weiß, dass ich mich paranoid anhöre, aber es ist alles absolut wahr. Sie können es gerne überprüfen.« Ich schwieg einen Moment. »Ach nein, sparen Sie sich die Mühe, es spielt sowieso alles keine große Rolle mehr. Es ist nicht mehr wichtig, oder?« Ich versuchte Augenkontakt mit ihr herzustellen, aber sie kitzelte gerade etwas auf ihr Klemmbrett.

Dann blickte sie hoch. »Erzählen Sie mir, was passierte, als Sie von der Polizei aufgegriffen wurden.«

»Ich habe nicht viel mitbekommen«, erklärte ich. »Ich war auf dem Weg zur Arbeit. Es gab irgendein Handgemenge. Die Polizisten haben das Ganze völlig falsch aufgefasst. Sie hätten den Dingen ihren Lauf lassen sollen.«

»War Ihr Verhalten ungewöhnlich?«

»Ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Was schreiben Sie denn da auf Ihr Klemmbrett?«

»Ich mache mir Notizen.«

»Habe ich bestanden?«

»So ist das nicht.«

»Sie versuchen, mich in Ihre kleinen Fächer einzuordnen, mich zu beurteilen, stimmt's?«

»Zumindest provisorisch, ja.«

»Das wird nicht funktionieren, weil mir jetzt ja klar ist, was Sie vorhaben. Jetzt können Sie nicht mehr wissen, ob ich die Wahrheit sage oder nur das, was Sie meiner Meinung nach hören wollen. Oder ob ich sage, was ein normaler Mensch in einer solchen Situation sagen würde. Oder ob ich vielleicht tatsächlich ein normaler Mensch bin, der normale Sachen sagt. Oder aber ein normaler Mensch, der unnormale Sachen sagt, weil er aufgeregt ist und deswegen versucht, das Verhalten eines normalen Menschen nachzuahmen, dabei aber womöglich scheitert.«

»Sie tragen ein Nachthemd«, stellte Dr. Mehta fest.

»Brillant beobachtet. Jetzt haben Sie mich aber erwischt! Wirklich brilliant. Ist das irgendeine Art Spiel?«

»Es war nur eine Feststellung.«

Hinter dem Vorhang bewegte sich etwas. Jemand versuchte durchzukommen und schaffte es witzigerweise nicht. Ich musste an den Vorhang im Theater denken, vor oder nach der Vorstellung. Ein Gesicht tauchte auf. Ein vertrautes Gesicht. Charlie.

»Holly«, sagte er, »was ist los? Wo bist du hin? Ich habe dich gesucht! Ich bin überall herumgerannt und hab nach dir gesucht. Erst hast du doch noch im Nachthemd auf dem Bett gesessen, und eine Minute später – oh, du trägst ja immer noch dein Nachthemd. Was ist los? Was hast du getan? Da kam so ein seltsamer Anruf – angeblich hast du jemanden angegriffen, eine junge –«

»Es ist nichts«, unterbrach ich ihn. »Ich hatte bloß einen

blöden Unfall.« Ich hielt meine Hände hoch, die gleich nach meiner Ankunft von einer Krankenschwester verbunden worden waren. »Ich bin gestürzt und habe mir die Hände und die Knie aufgeschlagen. Sie haben mich hierher gebracht, und nun stellen sie mir eine Menge Fragen. Ich verstehe das alles nicht.«

»Ist das Ihr Mann?«, fragte Dr. Mehta.

»Er ist nett, nicht wahr? Alle mögen Charlie.«

Sie wandte sich an Charlie. »Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen?«

Die beiden verzogen sich hinter den Vorhang und ließen mich ohne Publikum auf der Bühne zurück. Jetzt war nur noch Gott mein Zuschauer. Nach ein paar Minuten kehrte Dr. Mehta allein zurück. »Charlie wartet draußen«, erklärte sie.

»Er kommt nachher noch einmal zu Ihnen herein.«

»Nimmt er mich mit nach Hause?«

»Ich muss Ihnen noch ein paar Fragen stellen. Erzählen Sie mir von Ihren Schlafgewohnheiten.«

»Da sind Sie ein bisschen spät dran«, antwortete ich. »Vor ein paar Wochen hatte ich so viel zu tun, dass ich nicht mehr zum Schlafen kam. Ich habe oft tagelang nicht geschlafen. Wissen Sie, dass es Forschungsergebnisse gibt, die besagen, dass ein Mensch, den man nicht schlafen lässt, verrückt wird? Das stimmt. Aber ich bin darüber hinweg. Ich habe geschlafen und geschlafen wie ... wie ein Wal? Schlafen Wale? Wie ein Strandwal.« Ich musste lachen. »Das klingt nach einem Wal, der Urlaub macht. Ich meine einen gestrandeten Wal. Oder nehmen wir lieber einen Bären. Bären schlafen den ganzen Winter. Die Glücklichen.«

»Wie ist Ihr allgemeiner Gesundheitszustand? Fühlen Sie sich fit und wohl?«

»Sieht man das denn nicht? Ich sehe doch aus wie das blühende Leben. Wahrscheinlich bin ich der gesündeste Mensch im

ganzen Gebäude.«

»Wie steht es denn mit ... nun ja, beispielsweise Ihrem Sexuellen?«

»Was meinen Sie mit ›nun ja, beispielsweise‹? Ist Ihnen das Thema peinlich? Nun geben Sie es schon zu. Sind Sie neu auf dem Gebiet? Halten Sie sich für kompetent genug, den Zustand meines Liebeslebens zu beurteilen?«

»Mich interessiert, wie *Sie* es sehen.«

»Besonders toll ist es in letzter Zeit nicht gelaufen. Nur, damit Sie sehen, dass mir so leicht nichts peinlich ist und ich kein scheues Mauerblümchen bin, das ständig errötet und nur im Verborgenen blüht: Unter dem Einfluss von Alkohol und Ähnlichem hatte ich vor ein paar Wochen Sex mit einem Mann, dem ich noch nie zuvor begegnet war, und ja, ich bin verheiratet, und ja, ich bin glücklich verheiratet – und tut es mir Leid? O mein Gott, ja – was sich für mich wie eine recht normale Antwort anhört.« Ich hielt inne und versuchte mich zu konzentrieren. »Das habe ich Ihnen alles schon erzählt, stimmt's? Oder habe ich es der anderen erzählt? Der anderen Ärztin? Hier sind nur Frauen. Lasst ihr hier keine Männer arbeiten? Was nicht heißen soll, dass ich mich beschwere. Es fällt mir schwer, mit einem Mann über so etwas zu sprechen. Sie sind mir allerdings auch keine große Hilfe. Ich dachte, Sie wären Psychiaterin. Könnten Sie mir nicht ein paar Worte des Trostes spenden? Ich brauche nämlich dringend Trost. Ich weiß, dass ich dauernd vor mich hinplappere, aber darunter bin ich traurig, das weiß ich.« Ich sah sie an. Kritzel, kritzel, kritzel. »Nichts? Bloß wieder eine schlechte Note? Schon wieder eine Sechs? Ich glaube, Frau Doktor, dass ich mir jetzt genug Mühe gegeben habe, Sie zu unterhalten. Ich fühle mich allmählich ein bisschen müde. Außerdem habe ich Kopfschmerzen, mein Knöchel pocht, meine Hände und Knie tun weh, und ich möchte einfach nur von hier weg und mich hinlegen. Wenn Sie mir irgendwas verschreiben wollen, habe ich nichts dagegen. Ansonsten werde ich jetzt

gehen.«

Kritzeln, kritzeln, kritzeln. Sie blickte auf. »Was ist mit Essen?«

»Nein, danke, ich habe keinen Hunger.«

Sie verzog keine Miene.

»Ich spreche von Ihrem Appetit. Im Allgemeinen.«

»Ich weiß nicht.«

»Essen Sie richtig?«

»Auf diese Frage bekommen Sie nur ein würdevolles ›Kein Kommentar‹. Ein Mensch darf nicht gezwungen werden, gegen sich selbst auszusagen.«

»Haben Sie Probleme in der Arbeit?«

Ich zog eine Grimasse. Das war ein heikles Thema. Hier würde ich aufpassen müssen, was ich sagte. »Ich weiß nicht, wie viel Zeit Sie haben. In der Arbeit waren sie total – was sie selbst bestimmt zugeben würden, wenn sie ... na ja, eines Tages werden sie es bestimmt zugeben –, jedenfalls waren sie total ... unfair. Aber das ist doch sowieso alles sinnlos. Was können Sie schon über mein Leben wissen? Ich werde hier hereingeschleppt wie ein toter Vogel von einer Katze und Ihnen vor die Füße gelegt. Ich verstehe mein Leben ja nicht mal selbst, und das, obwohl ich mich schon siebenundzwanzig Jahre damit herum-schlage.«

Ich blickte zu Dr. Mehta auf.

Inzwischen kitzelte sie nicht mehr, sondern starrte nur noch ins Leere. »Lassen Sie mich kurz mit Ihrem Mann sprechen«, sagte sie.

»Hatten wir das nicht schon?«, fragte ich. »Allmählich habe ich das Gefühl, dass sich die Dinge wiederholen.«

Während die beiden redeten, machte ich mir im Kopf eine Liste mit den Dingen, die ich ihr sagen wollte. Ich versuchte sie nach dem Grad ihrer Wichtigkeit zu ordnen, aber sie entglitten mir immer wieder, sodass ich von vorn anfangen musste. Und

dann war Dr. Mehta plötzlich wieder da.

»Ich habe Sie gar nicht kommen sehen«, sagte ich.

»Miss Krauss«, erklärte Dr. Mehta. »Ich werde jetzt mit einem weiteren Spezialisten sprechen. Bestimmt wird er auch mit Ihnen reden ...«

»Es ist also doch ein Mann im Haus«, unterbrach ich sie. »Halten Sie den irgendwo versteckt? Damit Sie ihn bei besonderen Gelegenheiten herausholen können?«

»Trotzdem kann ich Ihnen jetzt schon sagen, dass ich möchte, dass Sie sich freiwillig in eine psychiatrische Klinik einweisen lassen.«

»Ich hätte den toten Vogel nicht erwähnen sollen, oder? Und die Katze. Das war doch nur ein Vergleich.«

Dr. Mehta sprach weiter, als wäre ich gar nicht im Raum.

»Wie gesagt, ich hätte gern, dass Sie sich freiwillig einweisen lassen. Wenn Sie damit nicht einverstanden sind, werden wir uns überlegen, Sie gegebenenfalls gemäß der Bestimmungen des Mental Health Act zwangseinweisen zu lassen.«

»Sie wollen mich zwangseinweisen lassen? Ist das Ihr Ernst? Das macht man doch sonst nur mit richtig Wahnsinnigen, die mit einem Messer auf der Straße herumlaufen und Leute bedrohen. Sehen Sie mich doch an. Ich sitze hier ganz rund, ich meine natürlich ruhig, und führe mit Ihnen dieses völlig bescheuerte Gespräch.«

»Eine solche Zwangseinweisung ist ein ziemlich aufwändiger Prozess. Man braucht dazu zwei voneinander unabhängige Ärzte und einen Sozialarbeiter, und wir müssten eine Menge Formulare ausfüllen. Aber falls nötig, werden wir das tun. Aber jetzt möchten Sie wahrscheinlich erst einmal mit Ihrem Mann sprechen.«

»Um mich zu verabschieden? Ich möchte mich aber nicht verabschieden, ich möchte nach Hause. Mehr brauche ich gar

nicht. Wenn Sie mich nach Hause gehen lassen, wird alles wieder in Ordnung kommen.«

Dr. Mehta schien mir gar nicht mehr richtig zuzuhören. Ich war wie ein Radio, das weiterlief, während sie sich wieder ihrer Arbeit zuwandte. Nachdem sie weg war, kam Charlie herein. Er sah aus, als wäre er derjenige, der Hilfe brauchte.

»Holly«, sagte er mit Grabesstimme. »Es tut mir Leid.«

»Hat sie mit dir gesprochen? Sie wollen, dass ich bleibe. Am liebsten würde ich einfach abhauen, aber du müsstest mir erst meine Klamotten bringen. So kann ich nicht auf die Straße.«

Dann sah ich sein Gesicht, das in dem grellen Krankenhauslicht zerfurcht und müde wirkte, und plötzlich verließ mich mein ganzer Kampfgeist. Ich fühlte mich erschöpft, gedemütigt und zutiefst beschämt. Ich streckte die Hand aus und berührte Charlie sanft am Arm. Er zuckte zusammen. »Wenn du es für richtig hältst ... Ich werde tun, was du willst. Du musst es mir nur sagen.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Ich weiß es doch auch nicht.«

»Schon gut«, sagte ich. »Ich werde auf der gepunkteten Linie unterschreiben, Charlie. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Ich wünschte mir, er würde protestieren, aber das tat er nicht. Stattdessen nickte er nur bedächtig.

»Sie werden dir helfen«, sagte er.

Sie halfen mir nicht. Sie machten es nur noch schlimmer.

Ich war wie ein Auto, das ein paar grundlegende Reparaturen gebraucht hätte, das aber statt in der Werkstatt auf dem Schrottplatz gelandet war, wo man die Fahrzeuge erst ausschachtet, indem man Türen, Radios und alles, was noch irgendeinen Wert hat, ausbaut, und sie dann zu Stapeln aufgetürmt dem Rost überlässt.

Die Krankenschwester aus Simbabwe gab mir Tabletten, die mich angeblich beruhigen sollten, aber ich glaube nicht, dass ich sie nahm. Ich weiß noch, dass sie mich an beiden Armen festhalten mussten und irgendetwas zu Bruch ging, ich erinnere mich an Glasscherben auf dem Boden.

Ich schlug um mich wie ein verängstigtes Kind. Nachdem ich die Tabletten wieder ausgespuckt hatte, zeigte mir Dr. Mehta eine Spritze, ich sah den glitzernden Tropfen an der Spitze. Obwohl ich versuchte, ihr auszuweichen, schob sie sie mir in den Arm, und ich spürte schon wenige Sekunden später, wie, ausgehend von der Nadel, eine Welle der Wärme meinen Arm hinauf lief und sich in meinem Körper ausbreitete. Nun konnte ich endlich loslassen und mich dem Schlaf hingeben, wo nichts mehr wichtig war. Ein kleiner Teil von mir hoffte, dass ich nie wieder aufwachen und weiterkämpfen musste.

Die Tage waren wie ein Traum, an den ich nur bruchstückhafte Erinnerungen habe. Ich blicke auf diese Zeit zurück und sehe eine Frau, die wohl ich gewesen sein muss. Es schien, als hätten sich innere und äußere Welt vermischt, sodass ich sie nicht mehr voneinander unterscheiden konnte. Eine Weile beobachtete ich mich selbst, dann verlor ich mich aus den Augen, um irgend-

wann abrupt wieder aufzuwachen und dann erneut hilflos abzudriften.

Ich hatte erwartet, dass sie mich an einen sicheren, ruhigen Ort bringen würden, wo ich mich erholen konnte, aber dem war nicht so. Nachdem man mich ein paar Tage lang in einer psychiatrischen Klinik ruhig gestellt und durchgecheckt hatte – ich weiß das nur, weil es mir später berichtet wurde –, entließ man mich in die Obhut meines Mannes, weil der verantwortliche Arzt zu dem Schluss gekommen war, dass ich weder für andere noch für mich selbst eine unmittelbare Gefahr darstellte. Wie sollte ich auch? Ich vegetierte nur noch vor mich hin, konnte nicht einmal mehr allein essen. Bei dem Vorfall auf der Brücke war niemand ernstlich zu Schaden gekommen, und es hatte keine Anzeige gegeben.

Das alles weiß ich nur von anderen, ich selbst habe nichts davon mitbekommen. Ich kann mich hauptsächlich an Bilder erinnern: Licht auf dem Linoleumboden, Verbände an den Handgelenken eines jungen Mädchens, eine alte Frau, die auf ihrer Lippe herumkaute, Essen von einem Rollwagen, Plastikgabeln, Pillen. Auch an Geräusche erinnere ich mich: Schreie mitten in der Nacht, eine Frau, die sich im Flüsterton mit sich selbst unterhielt, das Geplauder von ein paar Krankenschwestern, die gerade Pause hatten, Stimmen aus dem Fernseher. Und Gerüche: nach Desinfektionsmitteln, Essen und Urin. Ich erinnere mich auch noch an das spärliche graue Haar des Arztes, seinen weiten Pulli, seine freundlichen Augen. Ich glaube, ich nannte ihn »Daddy«. Ich glaube, er hielt meinen Arm. Aber vielleicht war das auch Charlie. Oder ein Traum.

Ich weiß noch, dass Charlie mir eines Tages erzählte, ein seltsamer junger Mann mit geschorenem Haar habe mit einem Ziegelstein eines unserer Fenster eingeworfen und sei dann kichernd davongerannt. Ich stammelte etwas, das der Beginn einer Beichte werden sollte, aber Charlie tätschelte nur meine

Hand und sagte, ich solle mir keine Sorgen machen.

Ich erinnere mich an eine Vase mit Blumen, einen ordinären, viel zu bunten Blumenstrauß, dessen penetranten Duft ich sogar im Schlaf riechen konnte. Charlie wusste nicht, von wem er stammte, und ich wollte gar nicht erst darüber nachdenken, weshalb ich versuchte, ihn loszuwerden, indem ich die Vase vom Tisch stieß. Doch wie sich herausstellte, bestand sie aus Plastik. Nachdem die Krankenschwester ein bisschen mit mir geschimpft und das Wasser aufgewischt hatte, steckte sie die Blumen zurück in die Vase und stellte sie auf den Tisch am Fußende meines Bettes, wo ich sie nicht erreichen konnte und sie ständig im Blick hatte.

Und ich erinnere mich an ein Gespräch mit dem Psychiater Dr. Thorne, auch wenn es eine Erinnerung von ganz seltsamer Art ist, als würde ich mir einen Film in einer Sprache ansehen, die ich nicht verstehe. Als würde dieser Film aus einer völlig anderen Kultur kommen, sodass ich nicht einmal in der Lage bin, die Gestik und Mimik der Darsteller zu deuten. Ich saß in meinem Bett und blickte auf meine Hände hinunter, die auf der Decke lagen. Auf der einen Seite hatte Charlie, auf der anderen Dr. Thorne Platz genommen. Wir waren umringt von einer Schar von Studenten, alle jünger als ich, wissbegierige Kinder.

»Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«, fragte ich. Dann überraschte ich mich selbst und wohl auch ihn, indem ich nach seinem Arm griff. »Was passiert jetzt mit mir?«

»Sie leiden an einer bipolaren affektiven Psychose«, erklärte er.

»Manisch-depressiv?«, fragte Charlie. »Ja, das habe ich mir schon gedacht.«

»Nein«, widersprach ich. »Ich doch nicht.« Vielleicht sagte ich das aber auch gar nicht laut, sondern dachte es mir nur.

Ich vernahm Worte – »kurze Zyklen«, »Medikamente«, »Vorfälle«, »chemisches Ungleichgewicht«, »voll ausgeprägt«, »Behandlungsweise«. Außerdem hörte ich ständig meinen Namen, aber es kam mir vor, als würde er jemand anderem gehören. Ich blickte auf meine Hände hinunter, starrte auf die abgebissenen Nägel und den Ehering an meinem Finger. Eine Träne tropfte auf die grobe braune Decke und versickerte darin.

»Ich bin manisch-depressiv?«, fragte ich in das Wirrwarr aus hässlichen Worten hinein.

»Ja, Holly«, antwortete Dr. Thorne. »Sie leiden an einer Krankheit.«

»Nein, ich leide an mir selbst«, hätte ich am liebsten geantwortet. Vielleicht habe ich es auch gesagt.

»Wir können Ihnen helfen«, fuhr er fort. »Wir können dafür sorgen, dass der Schmerz verschwindet. Mit Lithium«, fügte er hinzu.

Ich kannte dieses Wort. Es war ein Wort für andere Leute.

»Nebenwirkungen«, sagte er gerade. »Übelkeit, Durchfall, Gewichtszunahme, Durst, Hautprobleme.« Benommen starrte ich ihn an.

»Und bis das Lithium zu wirken beginnt, geben wir Ihnen zusätzlich noch etwas anderes.«

Ich fühlte mich, als hätte mir jemand einen Schlag auf den Kopf verpasst.

»Aber dann bin ich doch nicht mehr ich selbst«, wandte ich ein.

»So ist das nicht«, antwortete er.

Ich erinnere mich daran, wie ich nach Hause zurückkehrte. Tage nachdem ich von einem Streifenwagen ins St. Jude's gebracht worden war, geleitete Charlie mich aus dem Krankenhaus. Ich spürte den kalten Regen auf meinem Gesicht, den Boden unter

meinen Füßen.

»Einen Schritt nach dem anderen«, sagte Charlie.

So begann ich meine Reise.

Ich hatte einen Geschmack im Mund, den ich nicht mehr loswurde. Kopfschmerzen kamen und gingen. Meine Haut juckte. Vor allem aber war ich müde. Ich lag die ganze Zeit im Bett. Charlie brachte mir Tee und Essen und passte auf, dass ich meine Tabletten nahm. Er sah mir zu, wenn ich sie schluckte. Manchmal schob er sie mir sogar in den Mund und hielt mir einen Becher voll Wasser an die Lippen, damit ich sie hinunter-spülen konnte. Einmal am Tag ließ er mir ein Bad ein, half mir in die Wanne und wusch mich mit einem Schwamm. Genauso gut hätte er ein Stück totes Fleisch waschen können. Ich bekam dieses Bild nicht mehr aus dem Kopf. Es erklärte alles, was in den vergangenen Monaten passiert war. Vor meinem geistigen Auge sah ich mich selbst als einen großen Klumpen Fleisch, der irgendwo in einem Wald hing. Er würde Fliegen anziehen und von Maden zerfressen werden. Aas fressende Tiere würden auftauchen und um die Beute kämpfen. Jedes würde versuchen, ein Stück von dem toten Fleisch zu ergattern.

Ich versuchte einen Roman zu lesen, aber die Worte ergaben keinen Sinn. Nach ein paar Seiten wusste ich schon nicht mehr, wer die einzelnen Leute waren. Immer hatte ich diesen Geschmack auf der Zunge, der sich auch unter alles legte, was ich ansah oder hörte. Ich bevorzugte die Stille meines abgedunkelten Zimmers. Wenn ich schlief, träumte ich von Rees, Stuart und Deborah, von dem Skinhead, der mir vor die Füße pisste, von Händen, die nach mir griffen, von Gesichtern, die mich höhnisch angrinsten. Und diese Träume wirkten auch in den Tag hinein. Ich konnte nicht aufhören, an all die Leute zu denken, die mich hassten. Ich hatte sie dazu gebracht, mich zu hassen,

sie regelrecht dazu provoziert. Bilder aus meiner Vergangenheit scharten sich um mein Bett wie unerwünschte Besucher. Vor meinem geistigen Auge sah ich ihre Gesichter, ihre feindseligen, wachsamten Augen. Ich stellte mir vor, wie sie in der wirklichen Welt außerhalb meines Kopfes darauf warteten, es mir heimzuzahlen, sobald ich mich irgendwann wieder dorthin hinauswagen würde. Ich zog mir die Bettdecke über den Kopf. Schlaf war besser als Wachsein, Dunkelheit besser als Licht.

\*

Jeden Tag besuchte uns Naomi. Ich fand es tröstlich, ihre klare Stimme in der Küche zu hören. Sie brachte uns Kuchen, selbst gebackenes Brot, Suppen und Eintöpfe, wovon ich aber meist nichts essen konnte, weil mir so flau im Magen war. Manchmal kam sie herauf und legte mir eine Hand auf die Stirn oder maß meinen Puls. Sie sagte, es werde mir bestimmt bald besser gehen. Ich solle mir keine Sorgen machen. Dann schloss ich einfach die Augen, und sie ging wieder hinunter zu Charlie, der nicht mal mehr so tat, als würde er arbeiten, sondern alles so laufen ließ und darauf wartete, dass es mir wieder besser ginge. Ich hörte sie unten in der Küche reden, auch wenn ich nicht verstand, was sie sagten. Mein Leben ging ohne mich weiter.

Meg kam: Sie setzte sich neben meinem Bett auf einen Stuhl und sagte Dinge, die keiner Antwort bedurften. Ich glaube, sie las mir sogar aus dem Band mit den fröhlichen Gedichten vor, den ich ihr vor so endlos langer Zeit geschenkt hatte. Aber vielleicht war auch das nur ein Traum, einer von vielen.

Ich versuchte ihr zu sagen, dass ich über alles Bescheid wisse, aber meine Worte ergaben keinen Sinn. Sie lehnte sich vor und wischte mir mit einem Taschentuch über die Wange. Anschei-

nend weinte ich, auch wenn ich zu weit von mir selbst entfernt war, um meinen Kummer zu fühlen. Ich befand mich in einem anderen, heimlichen Leben, von dem nur ich etwas wusste.

Wie aus dem Nichts tauchte vor meinem geistigen Auge plötzlich ein Bild aus meiner Kindheit auf: Mein Vater saß am Küchentisch und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Zwischen seinen Fingern quollen Tränen hervor. Ich hatte ihn immer als ausgesprochen fröhlich in Erinnerung gehabt. Wo kam plötzlich dieses Bild der Trauer her?

»Mein Vater«, sagte ich zu Charlie, als er mir das nächste Mal meine Pillen in den Mund schob.

»Ja?«

»Er war wie ich.«

»Du meinst ...?«

»Er war manisch-depressiv. Natürlich war er das. Warum um alles in der Welt habe ich das nicht eher begriffen? Das erklärt alles und –« Ich schlug mir die Hand vor den Mund.

»Was ist?«

»Er hat sich umgebracht, nicht wahr? Natürlich, so muss es gewesen sein. Er war wie ich, und dann hat er sich umgebracht. Es sitzt in meinen Genen.«

»Hör auf.«

Ich hasste die Pillen, die ich mehrmals am Tag schlucken musste. Es waren moderne Tabletten, klein und glänzend, und sie steckten in Plastikfläschchen, auf denen gesetzlich geschützte Markennamen standen. Aber im Gegensatz zu Aspirin oder Penizillin war Lithium kein geniales Produkt der Pharmaindustrie. Es war ein Element, ein lehmartiges Metall, das ich in der Schule im Chemieunterricht gesehen hatte. Es hatte etwas Geologisches, und nun befand es sich in mir, wie Metalladern in

einem Felsen. Ich schmeckte es auf meiner Zunge und war sicher, bereits Veränderungen an meinem Körper feststellen zu können. Er fühlte sich nicht mehr so an, als gehörte er mir.

»Ich bin manisch-depressiv. All die Eigenschaften, die mich so besonders machen – so besonders gemacht haben –, sind nur ein Teil meiner Krankheit. Wer bin ich dann noch? Ich war immer der Meinung, dass man sich durch sein Tun und Handeln definiert. Dass ein Mensch aus all seinen Erinnerungen besteht. Das ist mir jetzt genommen worden, die guten Zeiten ebenso wie die schlechten. Die Zeiten, in denen ich mich so mies fühlte, dass ich am liebsten allem ein Ende gesetzt hätte, aber auch die Zeiten, in denen ich das Gefühl hatte, nach den Sternen greifen zu können. All die wunderbaren Stunden, die ich erleben durfte. Inzwischen habe ich das Gefühl, dass das gar nicht ich war, jedenfalls nicht mein wahres Ich. Es waren alles nur Symptome. Ob ich mich daneben benahm oder nicht, hing nur von dem chemischen Ungleichgewicht in meinem Körper ab. Das ist eine großartige Entschuldigung, aber ich will sie nicht. Ich will *ich* sein. In guten und schlechten Zeiten, einfach nur ich.«

Auf wen redete ich da eigentlich ein, wen schrie ich an? Mich selbst natürlich – mein anderes Ich, die alte Holly Krauss, jene weit entfernte Gestalt aus einer vergangenen Welt, an deren kräftige Farben und intensive Empfindungen ich mich kaum noch erinnern konnte.

Ich sehnte mich danach, sanft in den Arm genommen und festgehalten zu werden, damit ich nicht wieder zerbrach. Das Bett, in dem ich lag, fühlte sich an wie ein fragiles kleines Boot, das von tosenden Wellen hin und her geworfen wurde. Als ich die Augen schloss, spürte ich, wie mich das Wasser hinunterzog.

\*

Ich stand auf, zog mir etwas Richtiges an, putzte mir die Zähne, bürstete mein Haar. Dann betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel, erkannte es aber kaum wieder. Langsam ging ich nach unten, tastete mich wie eine Blinde Schritt für Schritt vor. Unten wanderte ich von Raum zu Raum. Alles kam mir fremd und verändert vor. Die Tür befand sich jetzt weiter auf der Seite, und das Spülbecken war niedriger, als ich es in Erinnerung gehabt hatte.

Ich ging in den Garten hinaus, wo meine Füße im Tau Abdrücke hinterließen. Ich sagte mir, dass nichts ewig währte. Irgendwann würde der Frühling kommen. Irgendwann würde es wieder Frühling werden.

»Andere Leute kommen mit diesen Medikamenten doch auch klar, also warum ich nicht? Ich habe einfach nicht mehr das Gefühl, ich selbst zu sein. Ich fühle mich so – so richtig *beschissen*. Auf der ganzen Linie.«

Naomi betrachtete mich eine Weile nachdenklich, dann stand sie auf. »Warte hier«, sagte sie.

Etwa zwanzig Minuten später kam sie mit einer großen Tragetasche zurück, aus der sie alle möglichen Päckchen und Kartons hervorkramte. Kamillentee. Johanniskraut. Multivitamin-tabletten, Fischöl und Nachtkerzenölkapseln. Eine Flasche Lavendel-Badesalz, dazu eine nach Lavendel duftende Kerze, Räucherstäbchen. Sogar eine CD mit angeblich beruhigender Panflötenmusik befand sich darunter.

»Schmeiß deine Pillen weg«, sagte sie.

Ich starrte sie an.

»Probier's aus.«

»Aber verrate es Charlie nicht«, sagte ich.

Nachdem Charlie zu seiner Joggingrunde aufgebrochen war, nahm ich die Fläschchen mit den Tabletten und betrachtete sie. Allein schon der Gedanke, eine davon auf meine Handfläche zu legen und hinunterzuschlucken, verursachte mir Beklemmungen. Es waren sowieso nicht mehr viele übrig. Man bekam sie immer nur in kleinen Mengen. Eine reine Vorsichtsmaßnahme, sagte der Arzt.

Ich ging mit den Fläschchen in die untere Toilette, schüttelte sämtliche Pillen in die Kloschüssel, betätigte die Spülung und beobachtete, wie die ovalen Kapseln im Wasser umherwirbelten und dann verschwanden.

Endlich war ich wieder mit mir selbst allein.

Ich kehrte in die Küche zurück, trank den lauwarmen Tee und wusch die Tasse aus. Anschließend ging ich zur Haustür und trat, ehe ich es mir anders überlegen konnte, in den kalten Wind hinaus. Ich lief in den Park, in dem Charlie und ich uns an jenem schrecklichen Tag getroffen hatten. Ich drehte drei Runden, dann machte ich mich auf den Rückweg. Das letzte Stück joggte ich sogar, obwohl ich das Gefühl hatte, mich gleich übergeben zu müssen. Hinterher nahm ich ein langes Bad mit Lavendelsalz. Ich leerte drei Gläser Wasser. Dann legte ich die CD ein und lauschte den Flöten. Ich versuchte, mich auf meine innere Stärke zu konzentrieren. Mal sehen, was als Nächstes passieren würde. Ich hatte mir selbst den Krieg erklärt.

Die scheußliche Angst kam ganz langsam, sickerte im Lauf des nächsten Tages immer mehr in mein Bewusstsein, bis ich sie in meinem Körper, meinem Blut spüren konnte.

In der zweiten Nacht hörte ich draußen Geräusche, raschelnde Schritte. Ich stand auf und presste mein Gesicht an die Fensterscheibe. Lauerte da draußen in der Dunkelheit jemand? Ich zog die Vorhänge zu und lehnte mich zitternd gegen die Wand. Nach einer Weile schlüpfte ich in meinen Bademantel und setzte mich auf die Bettkante. Ich überlegte krampfhaft, was ich jetzt tun sollte. Charlie rufen. Richtig. Er würde mir sagen, was zu tun war. Ich öffnete den Mund, und ein hoher, durchdringender Schrei kam heraus.

»Charlie!«, rief ich. Dann noch einmal, so laut, dass mir der Hals wehtat: »Charlie, wo bist du?«

Keine Antwort. Er war nicht zu Hause. Tränen quollen mir aus den Augen, und ich wischte sie mit dem Ärmel meines Bademantels weg.

Plötzlich hatte ich keine Angst mehr. Nichts da draußen konnte so schlimm sein wie die Welt in meinem Kopf. Ich ging

hinunter, öffnete die Hintertür und trat in den Garten hinaus.

Das Gras fühlte sich unter meinen nackten Füßen nass und kalt an. Der Wind schlug mir ins Gesicht.

»Dann kommt doch und holt mich!«, rief ich, so laut ich konnte. »Kommt schon, Rees oder Dean oder Stuart oder Deborah oder wer immer ihr seid! Es ist mir egal! Ihr würdet mir sogar einen Gefallen tun!«

Ich schloss die Augen und wartete. Wenigstens würde nun bald alles vorbei sein. Dieses ganze schmutzige Geschäft namens Leben.

»Nun kommt doch endlich!«, heulte ich, obwohl ich inzwischen wusste, dass dort draußen niemand war.

Irgendwo ging ein Fenster auf.

»Die meisten von uns versuchen zu schlafen!«, schrie eine Stimme.

Ich schrie zurück, riss einfach den Mund auf und ließ diesen hohen, durchdringenden Ton hören.

»Ach, steck doch deinen Kopf in einen Ofen!«, schimpfte die Stimme.

Fick dich doch selbst, oder gib dir die Kugel, aber verpiss dich verpiss dich verpiss dich. Wo kamen die Worte her, von innen oder von außen? Ich steckte mir die Finger in die Ohren, aber die Worte wirbelten immer noch durch meinen Kopf. Ich stolperte zurück ins Haus. Der Saum meines Bademantels war klatschnass, meine Füße eiskalt.

Ich sah zur Treppe, aber sie erschien mir zu steil. Mein Blick fiel auf das Telefon in der Diele, aber es war zu weit weg, und außerdem steckte im Hörer eine Stimme, die böse Sachen sagte, wenn ich ihn an mein Ohr hielt. Ich betrachtete meine Hände. Sie waren so durchsichtig, dass ich die blauen Adern und die Knochen erkennen konnte, die wie Klauen aussahen. Ich öffnete eine Schublade und starrte auf all die scharfen, silbern schim-

mernden Messer, die mir mit ihren Wellenschliffklingen entgegenblitzten. Ich zog meinen Bademantel aus und blickte voller Ekel an meinem weißen, verbrauchten Körper hinunter. Ich fuhr mit den Fingern über meine schmerzenden Rippen und Brüste, bis hinauf zu meinem Hals. Dann ging ich in die Knie und legte meine Stirn auf den kalten Boden.

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Ich kann nicht ich kann nicht ich kann nicht ich kann nicht.«

Ich kann nicht mehr.

Und plötzlich hörte ich, wie aus dem Nichts eine freundliche Stimme sagte: Du musst ja nicht, Liebes.

»Ich muss nicht«, sagte ich, diesmal laut, während ein Gefühl unglaublicher Erleichterung durch meinen Körper flutete.

»Ich muss nicht. Ich kann es sein lassen.«

## 26

Es fühlte sich an wie eine kühle Hand auf meiner heißen, schweißnassen Stirn. Endlich hatte ich es mir eingestanden: Ich wollte tot sein.

Plötzlich konnte ich so klar denken wie seit Wochen nicht mehr, und ich verspürte, was meinen Entschluss betraf, nicht den geringsten Zweifel. Ich wollte keinen Schmerz, und ich wollte es auf eine möglichst saubere Art tun. Und ich wollte damit niemandem größeren Schaden zufügen als unbedingt nötig. Ich überlegte einen Moment, wie Charlie es wohl verkraften würde, aber dann war mir plötzlich klar, dass er ohne mich besser dran wäre. Für ihn würde die Welt ein angenehmerer Ort sein, wenn es mich nicht mehr gab.

Hätten wir eine Waffe im Haus gehabt, dann hätte ich sie mir auf der Stelle in den Mund gesteckt und abgedrückt, aber mir fiel nichts ein, was ich stattdessen hätte verwenden können. Ich wollte mir nicht die Pulsadern aufschneiden. Ich wollte vom Tod wie ein erwarteter Gast willkommen geheißen werden und nicht mit einer kalten Klinge auf meiner Haut herumhacken. Bestimmt war es kein Zufall gewesen, dass ich mir als Schauplatz für meinen großen Zusammenbruch die beliebteste Londoner Selbstmord-Location ausgesucht hatte. Wahrscheinlich hatte mich jener Geruch von Tod und Verzweiflung angelockt, der der Archway Road Bridge anhaftete. Die Leute reisten aus ganz England an, um von dieser Brücke zu springen, und ich hatte sie praktisch vor der Haustür. Ich hätte nicht mal einen Mantel anziehen müssen. Trotzdem war ich nicht in Versuchung. Meine Gründe waren absurd, fast schon ungezogen, so als ob ein Kind sich weigert zu essen, was auf seinem Teller liegt. Mittlerweile waren an der Brücke alle möglichen Zacken und Absperrungen angebracht worden, um Leute wie

mich abzuschrecken, und ich bezweifelte, dass ich es schaffen würde, sie zu überwinden. Ich stellte mir vor, wie ich mich dabei verletzen und meine Sachen zerreißen würde. Noch schlimmer war – und das fand sogar ich ziemlich blöd –, dass ich schon mein Leben lang unter Höhenangst litt. Ich wollte langsam in den Tod gleiten, wie eine Schwimmerin, die von der Strömung ins Meer hinausgezogen wurde. Es sollte kein Horrortrip werden.

Ich hatte einen Termin bei Dr. Thorne. Charlie wollte mich begleiten, aber ich lehnte ab. »Schließlich«, meinte ich, »werde ich mich daran gewöhnen müssen, oder?«

Dr. Thorne hatte das Ergebnis meiner letzten Blutuntersuchung vorliegen. Die Lithiumwerte seien ein wenig zu niedrig, deswegen werde er die Dosis erhöhen, erklärte er. Er schien guter Laune zu sein. Es war ein schöner, sonniger Morgen, und ich war seine erste Patientin an diesem Tag.

»Sie sehen schon ein wenig besser aus«, meinte er.

»Ich fühle mich auch schon besser«, log ich fröhlich. Ich hatte mir an diesem Tag besondere Mühe beim Anziehen gegeben und mich anschließend aufmerksam im Spiegel betrachtet, um sicherzustellen, dass meine Kleidung ordentlich aussah, meine Haare gebürstet waren und mein Lächeln überzeugend wirkte.

»Merken Sie irgendwelche Nebenwirkungen?«

»Nein«, antwortete ich. Da ich keinen übermäßig fröhlichen Eindruck erwecken wollte, fügte ich rasch hinzu: »Mein Mund ist ein bisschen trocken, und ich fühle mich leicht aufgeschwemmt. Aber es ist nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte.«

»Großartig«, sagte Dr. Thorne. »Wenn Sie ein wenig mehr als üblich trinken, müsste der trockene Mund eigentlich besser werden.«

»Das mache ich.«

»Gut. Wie ist Ihre Stimmung?«

»Ich fühle mich viel ruhiger.«

»Es wird noch eine Weile dauern, bis das Lithium so richtig wirkt.«

»Ich weiß.«

»Und mit den Einnahmezeiten kommen Sie auch klar?«, fragte er.

»Ja«, antwortete ich, was natürlich auch wieder gelogen war. Ich hatte meine Medikamente schon seit Tagen nicht mehr genommen. Mir war völlig schleierhaft, wieso Charlie das noch nicht gemerkt hatte.

»Gut.«

»Allerdings habe ich da ein kleines Problem«, sagte ich beiläufig.

»Was denn?«

»Charlie und ich überlegen, eventuell für ein, zwei Wochen wegzufahren. Wir müssen mal eine Weile allein sein. Ich weiß aber noch nicht genau, wo wir landen werden. Vielleicht finden wir ja ein Fleckchen, wo es uns besonders gut gefällt. Was mache ich, wenn mir da die Tabletten ausgehen?«

»Keine Sorge«, antwortete Dr. Thorne. »Ich verschreibe Ihnen einfach so viele, dass es reicht. Wann soll es denn losgehen?«

Es war so einfach.

»Charlie ist gerade dabei, etwas zu organisieren«, erklärte ich. »Irgend so ein Last-Minute-Angebot. Ich hoffe, dass wir gleich morgen starten können, aber vielleicht zieht es sich auch noch ein, zwei Wochen hin. Und ich weiß auch noch nicht genau, wie lange wir weg sein werden.«

»Sie Glückliche«, sagte Dr. Thorne, während er fleißig schrieb. »Ich hasse diese Jahreszeit. Es ist die beste Zeit für

einen Urlaub.«

Ich habe schon oft von Leuten gelesen, die sich aus einem Impuls heraus umgebracht haben, indem sie plötzlich aus einem offenen Fenster sprangen oder sich vor einen Zug warfen. Bei mir war es tatsächlich so, als würde ich einen heimlichen Urlaub vorbereiten. Es musste alles am nächsten Tag, einem Dienstag, über die Bühne gehen, weil Charlie da den ganzen Tag über weg sein würde, angeblich auf irgendeinem Kurs. Aber ich wusste natürlich, dass er log. Er erklärte mir, dass er nach dem Frühstück aufbrechen und erst am frühen Abend zurückkommen würde. Er wollte wissen, ob das für mich in Ordnung sei, worauf ich ihm lächelnd antwortete, dass ich mich schon viel besser fühle.

Nach meinem Termin bei Dr. Thorpe ging ich einkaufen. Ich besorgte geräucherten Lachs und Schwarzbrot fürs Abendessen, obwohl ich wusste, dass ich keinen Bissen hinunterbekommen würde, und für Charlie neue Socken und Boxershorts, die ich ihm sauber gefaltet zu Hause in seine Schublade legte. Irgendwie gab mir dies das Gefühl, dass ich mich noch um ihn kümmerte, auch wenn ich ihn bald verlassen würde. Das war so ziemlich das erste Mal, dass ich mich wie eine richtige Ehefrau verhielt, und ich dachte ein paar Augenblicke darüber nach, wie unser gemeinsames Leben hätte aussehen können. In einer anderen Welt. Aber für das alles war es jetzt zu spät: Ich wusste, dass ich meine Rutschpartie in den Tod bereits angetreten hatte, und irgendwie schien es nicht mehr in meiner Macht zu stehen, nun noch etwas daran zu ändern.

Charlie und ich verbrachten einen ruhigen Abend zusammen, und ich ging früh zu Bett, weil ich wollte, dass der Morgen möglichst schnell kam.

Ich stand kurz davor, eine lange Reise anzutreten, und ich wollte, dass das Warten ein Ende hatte und ich aufbrechen

konnte. Ich schlief lange und tief, und als ich aufwachte, war Charlie schon weg. Nun hatten wir uns nicht mal verabschiedet, aber das machte nichts. Wie verabschiedet man sich in so einem Fall? Am besten, man hebt nur kurz die Hand und geht dann ganz schnell, ohne sich noch mal umzublicken.

Ich stand auf, stellte mich unter die Dusche und wusch mir das Haar. Dann schlüpfte ich in bequeme, frisch gewaschene Sachen. Mir war bewusst, dass ich alles verdrängte, worüber man in einer solchen Situation nicht nachdenken durfte. Ich war dabei, auf einem schmalen Brett einen tiefen Abgrund zu überqueren. Wenn ich weder an die Tiefe unter mir noch an das schmale Stück Holz unter meinen Füßen dachte, würde ich es auf die andere Seite schaffen. Ließ ich jedoch die Tiefe des Abgrunds und die Schmalheit des Bretts in mein Bewusstsein dringen, würde ich fallen.

Ich ertappte mich dabei, wie ich das Bett machte, und hielt einen Moment inne, weil mir bewusst wurde, wie absurd das war, aber dann machte ich doch weiter, strich die Decke schön glatt. Um alles andere würden sich andere Leute kümmern müssen.

Ich durfte nicht innehalten und zu denken anfangen. Nachdem ich einen Karton Orangensaft und einen halb vollen Karton Apfelsaft aus dem Kühlschrank geholt hatte, stellte ich beide zusammen mit einem großen Glas auf den Küchentisch. Dann ging ich ins Bad. Ich besaß Medikamente für mehr als drei Wochen. Das war bestimmt genug. Nun befand ich mich schon ganz nah am Rand. Schwankte. Wieder einmal musste ich daran denken, wie ich als kleines Mädchen auf Mauern oder Klettergerüste gestiegen war, während mein Vater mit ausgebreiteten Armen unter mir stand und »Spring!« rief. »Spring nur, ich fange dich!« Oft versuchte er mir Angst einzujagen, indem er zum Spaß die Arme sinken ließ, als wollte er mich fallen lassen, was er natürlich nicht tat. Seltsam war aber, dass ich mich beim besten Willen nicht an sein Gesicht erinnern konnte, sosehr ich

es auch versuchte, und an das von Charlie auch nicht. Nur das von Meg sah ich noch genau vor mir.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass Meg diejenige war, die am meisten unter meinem Vorhaben leiden und sich die größten Vorwürfe machen würde. Ich hatte eigentlich beschlossen, keinen Abschiedsbrief zu schreiben, aber nun überlegte ich es mir in letzter Minute doch anders. Ich griff nach einem Stift, holte mir aus dem Wohnzimmer einen Zettel und dachte kurz nach. Wie sagt man jemandem, dass einem etwas Leid tut, obwohl man weiß, dass man es durchziehen wird? Wie verabschiedet man sich? Ich wollte nichts von ihr und Charlie schreiben, sodass mein Brief am Ende sehr kurz ausfiel: »Meine liebe und treue Meg«, schrieb ich. »Es tut mir so Leid. Wirklich sehr, sehr Leid. Ich möchte nur, dass das alles aufhört. Vergib mir, meine beste und einzig wahre Freundin. In Liebe, Holly.«

Ich legte den Brief auf den Küchentisch und begann die Tabletten zu nehmen, immer zwei auf einmal, mit einem großen Schluck Apfelsaft und dann, als der aus war, mit Orangensaft. Es ging ganz schnell und leicht. Als ich schließlich in die Diele trat, fiel mir auf, dass Charlies Schlüssel am Haken hingen, und einen Moment lang fragte ich mich, wie er am Abend in die Wohnung kommen wollte. Dann stieg ich langsam die Treppe hinauf und legte mich auf mein Bett. Dabei fiel mir ein, wie gewissenhaft ich heute Morgen die Decke glatt gestrichen hatte und was für eine Zeitverschwendung das gewesen war. Außerdem ging mir durch den Kopf, wie blöd es doch war, dass ich letzte Nacht so gut geschlafen hatte wie schon seit Ewigkeiten nicht mehr und ob es mir dadurch jetzt schwer fallen würde einzuschlafen.

*Ich versuche mich umzudrehen, aber mein Körper ist träge und schwer. Ich versuche, an etwas zu denken, an irgendetwas Schönes draußen in der Welt oder vielleicht aus meiner Vergangenheit. Ich denke an einen Berg und Sonnenschein, aber der Berg beginnt zu bröckeln und zerbricht in Stücke, und die Stücke*

*beginnen hinunterzufallen und werden dabei weich und matschig und dann dunkel und klebrig. Das Sonnenlicht wird schwächer, und die Welt wird kalt und dunkel und grau, und das Grau wird schwarz, und die Sonne ... die Sonne ...*

*Ich befinde mich ganz unten auf dem Boden einer tiefen, tiefen Grube. Um mich herum bewegen sich schemenhafte Gestalten. Sie kommen auf mich zu. Um mich herum ist Bewegung. In mir spüre ich nur Übelkeit, eine langsame, rollende, schreckliche Übelkeit. Bald wird sie nachlassen, bald wird es vorbei sein. Dann passiert etwas. Ich sehe das Gesicht meines Vaters. Er starrt mich an. Er lacht nicht, wie er es in meiner Kindheit so oft getan hat ... jenes unverschämte, ausgelassene, fröhliche Lachen. Aber er weint auch nicht, er weint keine Tränenströme, die die ganze Welt hinwegspülen werden. Nein. Er sieht mir nur ganz zärtlich in die Augen. Sieht direkt in mich hinein, aber das macht mir nichts mehr aus. Ich bin endlich nackt.*

*»Oh, Daddy«, sage ich oder versuche es zu sagen, aber ich bin inzwischen weit davon entfernt, sprechen zu können. Die Worte fallen von mir ab, und ich weiß, dass ich im Begriff bin, in die Stille einzutauchen. Ich spüre, wie mein schönes, schreckliches Leben sich auflöst: seine Worte, Bilder, Klänge, Erinnerungen. Ich lasse eines nach dem anderen los: Wasser, das durch meine Hände rinnt.*

*Ich sage mir: »Holly, nun hast du losgelassen, und du fällst, und bald wird es vorbei sein. Die einzige Hölle ist das Leben.«*

*Und in dem Moment, nicht mehr weit von der Dunkelheit entfernt, verspüre ich plötzlich ein schmerzhaftes Bedauern. Schlagartig taucht vor meinem geistigen Auge eine Szene auf – so real, dass ich wirklich wieder dort bin.*

*Ich befinde mich irgendwo im Ausland und sitze mit Meg in einem Hafenrestaurant. Wir haben so lange zu Abend gegessen,*

*dass die Sonne schon ganz tief steht. Unseren Tisch bedecken Teller mit leeren Muschelschalen, Flaschen, Krüge, Aschenbecher. Damals rauchten wir beide. Die Sonne fällt in einem so ungewöhnlichen Winkel ein, dass wir bis auf den Grund des Wassers sehen können, das so klar ist wie blaues Glas. Zwischen den Seilen, mit denen die Fischerboote angebunden sind, tummeln sich Schwärme kleiner Fische. Sowohl Meg als auch ich tragen ein Kleid. Meins kann ich nicht sehen, aber das von Meg ist hellblau und schmiegt sich eng an ihre Brust. Sie beugt sich kichernd vor, aber ich bin plötzlich ganz ernst geworden. »Ich werde diesen Moment aufbewahren«, sage ich. »Wie in einer Flasche. Dann kann ich ihn immer hervorholen, und er wird mir helfen, die dunkelsten Momente meines Lebens zu überstehen.« Sie hat ihre Hand auf meine gelegt. Ich höre nicht, was sie sagt, aber ich sehe ihr liebes, liebes Gesicht.*

*Ganz tief in meinen Kopf ist ein Gedanke: Ruf Meg an. Ich bewege mich und falle aus dem Bett, lande schwer auf dem Boden. Dabei reiße ich das Telefon vom Nachtkästchen. Mein Gesicht fühlt sich klebrig an. Ich greife nach dem Telefon, starre auf die Zahlen. Sie verschwimmen immer wieder vor meinen Augen. Langsam und unter größter Anstrengung tippe ich die Nummer, halte den Hörer an mein Ohr. Nichts. Die Leitung ist tot. Ich kann nicht denken. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Alles ist zu schwierig, zu weit weg. Meine Gedanken sind so langsam, so schwer, als müsste ich sie durch Schlamm und Matsch ziehen. Zentimeter für Zentimeter schleppe ich mich über den Boden. Wohin? Was kann ich nur tun? Ich versuche mich aufzurichten, aber ich schaffe es nicht. Meine Kraft lässt nach. Ich kann kaum noch die Augen offen halten.*

*Ich unternehme einen letzten Versuch und sehe etwas, eine Silhouette vor dem Fenster, eine vertraute Form. Ein Dreieck, ein Stück Draht. Die Skulptur. Diese schreckliche Skulptur. In mir regt sich ein letzter Impuls, ein letzter Gedanke, den ich*

*kaum mehr wahrnehme. Ich drücke mich gegen den Tisch wie ein schnaubendes, gieriges Tier. Mein Gesicht tut schrecklich weh, aber ich schiebe weiter, bis endlich der Tisch kippt und es fürchterlich kracht. Dann höre ich noch einmal ein Krachen, das Splittern von Glas, und dann noch einmal, draußen; das war kein Glas, und dann sacke ich einfach zusammen, versinke in mir selbst, ein Anker, der in den tintenschwarzen Ozean taucht. Hinab in die Tiefe.*

*Aber da ist jemand. Da ist jemand und beobachtet mich. Obwohl ich die Augen nicht mehr öffnen kann, spüre ich seinen Blick. Ich spüre, dass jemand neben mir steht. Irgendjemand.*

*Ich versuche, die Augen aufzuschlagen. Ein schmaler Streifen schwankenden Lichts. In diesem Streifen sehe ich Schuhe, ganz nahe vor meinem Gesicht, so nahe, dass sie vor meinen Augen verschwimmen. Ich kann meinen Blick nicht auf sie konzentrieren. Eine schreckliche Welle der Übelkeit schwappt durch meinen Körper.*

*Aber da ist jemand. Ich weiß es. Ich kann ihn atmen hören, hoch über mir. In der Welt, die ich gerade verlasse.*

*Ich strecke die Hand aus, um die Schuhe zu berühren, aber sie weichen vor mir zurück. Erst der eine, dann der andere. Sie werden zu weit entfernten Formen. Meine Hand versucht vergeblich, ihnen zu folgen.*

*Ich versuche, den Hals zu drehen, um herauszufinden, wer die Schuhe trägt, aber es geht nicht. Mein Kopf ist so schwer wie ein sterbender Planet. Altes, verbrauchtes Licht tanzt vor mir, schmutzig und flackernd. Gleich wird es verlöschen.*

*Ich versuche »Hilfe« zu sagen, aber meine Lippen bewegen sich nicht, und der Atem ertrinkt in meinem Hals. Das Meer weicht zurück. Ein Welle um die andere rollt von mir weg, und ich liege am verlassenem Ufer und spüre, wie das Leben in mir verebt.*

*Und jemand sieht zu, wie ich sterbe.*

*Ich höre, wie sich die Schuhe klackend entfernen, ein letztes Geräusch vor der Stille.*

*Und dann ist die ganze Welt dunkel und kalt und still, und das letzte Licht verlischt.*

# MEIN ZWEITES STERBEN

Ihre Augen waren geschlossen, und ihre Haut hatte einen hellen Grauton, der rund um ihre geschwellenen Lippen in Blau überging. Sie war dünner, als ich sie in Erinnerung gehabt hatte, ihr Körper schien sich unter der weißen Bettdecke kaum abzuzeichnen. Ich starrte sie an, bis meine Augen brannten, und bemerkte dabei Dinge, die mir vorher nie aufgefallen waren: die gespaltenen Spitzen ihrer Haare, der feine Flaum über ihrer Oberlippe, das kleine Muttermal knapp unterhalb ihres linken Ohrs, die Abschürfungen, die sich in parallelen Linien an den zarten Innenseiten ihrer Arme entlangzogen. Sie sah aus wie ein Wachsmmodell, das dem Original zwar auf unheimliche Weise ähnelte, dem aber die Seele fehlte. Ich hatte Holly in all den Jahren, die ich sie nun schon kannte, noch nie schlafen oder sich einfach ausruhen sehen. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich wie eine im Wind flackernde Flamme, und wenn sie sprach, gestikulierte sie theatralisch mit den Händen, warf ungeduldig das Haar zurück, beugte sich vor, lehnte sich wieder zurück, schlug nervös mit einem Bleistift gegen den Tisch, biss auf der Spitze ihres Daumens herum. Ständig sprang sie auf, tigerte im Raum auf und ab oder wechselte auf irgendeine andere Weise die Position, als könnte sie einfach keinen Ort finden, an dem sie sich wohl fühlte.

Jetzt aber lag sie ganz friedlich da. Völlig still und ohne jemandem Probleme zu machen: Charlie nicht, mir nicht und auch nicht den Krankenschwestern im Empfangsbereich, von denen mich eine zu diesem Bett geführt und leise die Vorhänge zugezogen hatte, damit ich ungestört war. Hinter den Vorhängen lauerten all die Gerüche und Geräusche einer Krankenhausstation, aber hier neben ihrem Bett herrschte Ruhe. Ich war direkt aus dem Büro hergefahren, gleich nachdem der Anruf kam, und

hatte alles in dem Chaos zurückgelassen, das Holly während der letzten Wochen angerichtet hatte. Mit vereinten Kräften hatten wir versucht, einen Teil ihrer Aktionen wieder rückgängig zu machen. Manchmal bereitete es uns sogar Schwierigkeiten nachzuvollziehen, was sie im Einzelnen getan hatte, ganz zu schweigen davon, warum. Aber kaum hatten wir einen verärgerten Kunden besänftigt, war eine Sendung irrsinnig teurer Seidenstrümpfe aus Italien eingetroffen, und am nächsten Tag wurden zehn neue Bürostühle geliefert, die Rückenschmerzen vorbeugen sollten und dementsprechend teuer waren. Ich ging sämtliche Ausgaben der letzten Zeit durch und beglich die meisten der noch offenen Rechnungen. Ich führte ein nicht ganz einfaches Gespräch mit dem Leiter unserer Bank, und dann musste ich mich auch noch um den Architekten kümmern, der eines Morgens mit seinen zwei Assistentinnen auftauchte und uns hübsche Pläne vorlegte, wie wir unseren Arbeitsraum umgestalten könnten, indem wir Glasbalken einziehen und einen Schacht in das Stockwerk über uns durchbrechen ließen. Anscheinend hatte Holly behauptet, dass die Firma, die dort ihre Büros hatte, damit einverstanden sei.

Ich begriff nicht, wie sie die Zeit gefunden hatte, während ihrer ohnehin schon ausgefüllten Arbeitstage ein solches Chaos anzurichten. Und nun lag sie so still vor mir. Ich beugte mich über sie und nahm ihre Hand, die blau geädert und kalt auf der Bettdecke lag. Wenn sie jetzt sterben, aus diesem todesähnlichen Schlaf hinübergleiten würde, dann würde mit ihr auch das Chaos sterben. All die Rastlosigkeit, die Wut und Qual, die sinnlose Erschöpfung, in die sie sich selbst und andere manövrierte, würde verschwinden. In meinem Hinterkopf spukte ein Gedanke herum, und ich zwang mich, ihn genau zu betrachten. Ein Teil von mir wollte, dass sie starb. Dass sie dem Ganzen ein Ende setzte und uns endlich in Ruhe ließ. Das musste Holly auch gedacht haben, als sie diese ganzen Pillen in sich hineinstopfte: dass wir uns alle ihren Tod wünschten und erleichtert

sein würden.

Ich strich mit dem Daumen über die hervorstehenden blauen Adern an ihrem Handrücken. Sie roch nach Desinfektionsmittel und Erbrochenem. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, und ihre Zunge sah ganz weiß aus. Sie schlug die Augen auf. Ihr Blick wirkte völlig leer. Einen Moment später machte sie die Augen wieder zu. Als Holly damals mit ihren verrückten Stiefeln ins Büro gestürmt kam, wusste ich sofort, dass ich ihre Freundin sein wollte. Sie hatte eine so faszinierende Art, und wenn ich etwas sagte, hörte sie mir derart aufmerksam zu, dass es mir fast schon unangenehm war. Ihre Freundin zu werden war ein bisschen so, als ob man mit einem Mann eine Affäre begann. Sie machte mir spontan Geschenke, rief mich mitten in der Nacht an, um mir zu erzählen, was ihr gerade eingefallen war, oder wurde von einer Sekunde auf die andere wütend, weil ich irgendetwas gesagt oder nicht gesagt hatte. Als wir einmal in Südfrankreich zusammen an einem Tisch saßen, Meeresfrüchte aßen, Wein tranken und aufs Meer hinaussahen, das in der Abendsonne wunderbar glitzerte, sagte sie, dass sie mich liebe. Ich weiß noch, dass ich rot wurde, beschwipst etwas stammelte und mich auf eine absurde Weise englisch fühlte, aber das störte sie nicht. Sie legte nur kichernd ihre Hand auf meine und erklärte, ich müsse nichts sagen, sie wisse schon, dass auch ich sie liebe und wir immer Freundinnen bleiben würden. Sie war das personifizierte Abenteuer.

»Meg.«

»Holly? Ich bin hier.«

»Ich muss kotzen.«

Ich riss die Vorhänge auf und rief nach einer Krankenschwester. Anschließend sah ich hilflos zu, wie Holly sich über eine Plastischüssel beugte, sich mehrmals übergab und dann stöhnend nach Luft rang. Die Krankenschwester schien das ziemlich kalt zu lassen. Als Holly sich auf ihr Kissen zurücksin-

ken ließ, wischte sie ihr mit einem Papiertuch über die Stirn und verschwand mit der Schüssel.

»Fast wäre ich im Gefängnis gelandet«, sagte Holly leise.

»Unsinn«, antwortete ich. »Das ist doch heute kein Verbrechen mehr.«

»Was?«

»Du weißt schon, wenn man versucht ...«, ich wollte es nicht aussprechen, »... sich umzubringen.«

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Nein«, sagte sie. Es klang fast wie ein Stöhnen. Ich musste mich nahe zu ihr hinunterbeugen, um sie verstehen zu können. Sie hatte Probleme, genügend Luft zu bekommen. »Hast du es schon gehört? Ich habe schon wieder etwas Schlimmes angestellt, nämlich diese schreckliche Skulptur durchs Fenster auf die Straße hinuntergestoßen. Sie hätte beinahe einen alten Mann erschlagen. Er hat die 999 angerufen.« Einen Moment kam es mir so vor, als würden ihre müden Augen amüsiert aufblitzen. »Ich bringe ihn fast um, und zum Dank rettet er mir das Leben.«

Sie schloss die Augen. Ich blieb schweigend neben ihr sitzen, drückte lediglich ihre Hand.

»Dann ist Charlie gekommen«, fuhr Holly nach einer Weile im Flüsterton fort. »Der arme Charlie. Wahrscheinlich findet er, dass es mir recht geschieht.«

Ich versuchte, ihre Worte ins Scherzhafte zu ziehen. »Es geschieht dir ja auch wirklich recht. Du hast schließlich etwas total Dummes getan.«

Aber Holly sagte, immer noch mit geschlossenen Augen:

»Es tut mir Leid, Meg. Es tut mir alles so Leid.«

»Du brauchst dich nicht zu ...«

»Doch. Es tut mir Leid, so Leid. Ich habe alles kaputtgemacht. Einfach alles. Ich verdiene es nicht, noch am Leben zu sein. Mir ist schon wieder so schlecht.«

»Soll ich noch mal die Krankenschwester rufen?«

»Es ist doch gar nichts mehr übrig, was noch herauskommen könnte. Bis auf meine Innereien. Was für ein Schlamassel.«

»Charlie ist unten, ein bisschen frische Luft schnappen. Soll ich ihn holen?«

»Nein. Lass mich nicht allein. Lass mich bitte nicht allein.«

Unter ihren Wimpern quollen Tränen hervor.

Schweigend betrachtete ich ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre Hände, die zitternd auf der Decke lagen. Ich schluckte, und als ich dann wieder den säuerlichen, kranken Geruch einatmete, sehnte ich mich danach, draußen in der kalten, sauberen Winterluft zu sein. »Ich liebe dich«, sagte ich schließlich in etwas barschem Ton.

»Ich hab versucht, dich anzurufen.«

»Was?«

»Als ich im Sterben lag. Ich hab versucht, dich anzurufen.«

Ein Schauer lief wie eine kalte Welle der Erkenntnis durch meinen Körper. Nun würde ich niemals frei von ihr sein. »Du hast versucht, mich anzurufen?«

Sie lächelte müde. Jedes Wort schien sie anzustrengen. »Die Leitung war tot. Du weißt ja, ich und Technik, die alte Geschichte. Ich hab dir einen Abschiedsbrief geschrieben. Das darfst du aber nicht Charlie sagen. Eigentlich hätte ich ihm einen schreiben sollen. Ich möchte ihm nicht unnötig wehtun.«

»Was stand in dem Brief?«

»Nicht viel. Hauptsächlich, dass es mir Leid tut. Die Polizei hat ihn nicht gefunden, und Charlie auch nicht. Vielleicht habe ich ja nur geträumt, dass ich ihn geschrieben habe. Ich hatte so eine Art Wachtraum, als ich im Sterben lag. Ich wusste, dass du dich schuldig fühlen würdest, aber es war nicht deine Schuld. Ich verstehe das mit dir und Charlie.«

»Bitte? Das mit mir und Charlie?«

»Mmm.«

»Mein Gott, Holly. Heißt das, du hast wirklich geglaubt, dass wir ... dass ich dazu fähig wäre ...« Ich sprach den Satz nicht zu Ende. Stattdessen nahm ich ihre kalte Hand zwischen meine und rubbelte sie warm.

»Es war meine Schuld«, sagte sie müde. »Ich habe alles zerstört.«

Ich grinste sie an. In dem Moment hatte ich sie unglaublich gern. »Weißt du was? In einer Minute muss ich gehen. Weil nämlich draußen jemand auf mich wartet. Er hat mich hergefahren. Sein Name ist Todd, erinnerst du dich an ihn? Ich habe es dir nicht erzählt, weil es sein und mein Geheimnis war und wir es erst noch eine Weile für uns behalten wollten.«

Holly schlug die Augen auf, die feucht glänzten. Sie starrte mich an. »Du bist wirklich nicht mit Charlie ...?«

»Nein.«

»Du meinst, ihr habt nie ...?«

»Du bist meine beste Freundin. Das würde ich nie tun.«

»Ich war mir so sicher«, sagte sie. »Ich dachte, ich hätte euch beide verloren, durch meine eigene blöde Schuld.«

»Du warst in letzter Zeit ziemlich schwierig.«

»Todd?«

»Ja.«

»Der Glückliche.«

Ihre Stimme klang immer undeutlicher. Ich legte ihre Hand zurück auf die Decke und streichelte sie. »Schlaf jetzt ein bisschen.«

»Meg?«

»Was?«

»Jetzt bin ich aber froh.«

»Das ist gut.«

»Ich bin wirklich, wirklich froh ...«

Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, und ihr Atem wurde ruhiger. Ihre Augen zuckten unter den Lidern. Sie träumte.

Auf dem Flur kam mir Charlie entgegen. Er hatte einen kümmerlichen Strauß gelbe Nelken in der Hand, den er wohl unten im Krankenhauskiosk erstanden hatte. Obwohl er sich an diesem Morgen offensichtlich rasiert und sein sonst häufig ungekämmtes Haar gebürstet hatte, wirkte sein Gang unsicher, irgendwie angeschlagen. Sein Blick war auf den Boden gerichtet, und er runzelte die Stirn. Er schien ganz in seiner eigenen Welt gefangen zu sein.

»Charlie«, sagte ich.

Er blieb stehen und sah mich an, aber mir schien, als würde er durch mich hindurch auf etwas anderes starren.

»Ich war gerade bei ihr. Sie schläft wieder.«

»Das geht schon die ganze Zeit so«, sagte er. »Sie wacht auf, und man hat den Eindruck, dass sie gar nicht richtig da ist, aber dann fängt sie plötzlich an zu reden, und nach einer Weile wird sie davon so müde, dass sie wieder einschläft.«

»Sie fühlt sich schuldig.«

»Sie fühlt eine ganze Menge.«

Das Gespräch war mir unangenehm. Ich wollte nicht mit ihm darum wetteifern, wer am besten wusste, was Holly fühlte oder dachte. »Es wird ihr bald wieder besser gehen, Charlie.«

»Vielleicht«, antwortete er dumpf. »Zumindest für eine Weile.«

»Du hättest nicht mehr tun können, als du sowieso getan hast.«

»Oh, Meg«, sagte er und sah mir dabei zum ersten Mal in die Augen. »Natürlich hätte ich mehr tun können. Ich habe sie allein gelassen. Ich hätte es wissen müssen.«

»Du kannst nicht rund um die Uhr bei ihr sein.«

Er zuckte nur mit den Achseln und steckte sein Gesicht in die Nelken. »Ich rufe dich an.«

»Ich schau heute Abend nach der Arbeit noch einmal vorbei.«

»Danke.«

»Sieh zu, dass du ein bisschen Schlaf kriegst, sonst wirst du auch noch krank, und damit wäre wirklich niemandem geholfen.«

»Ja«, antwortete er, ohne es wirklich zu meinen.

Ich fuhr abends um sieben noch einmal in die Klinik, aber es waren zu viele Leute da, die Holly sehen wollten. Charlie, der ein frisches Jeanshemd trug. Mein Cousin Luke. Naomi, die zu viel blauen Lidschatten aufgelegt hatte. Zu meinem Entsetzen entdeckte ich außerdem auch noch Hollys Mutter. Sie saß mit kerzengeradem Rücken und einem verhärmten Gesichtsausdruck am Bett ihrer Tochter und hielt deren Hand, als handelte es sich dabei um einen unliebsamen Gegenstand, den jemand für ein paar Minuten ihrer Obhut anvertraut hatte. Holly lag wie eine Leiche zwischen ihnen. Auf dem Tisch neben ihr stand ein Plastikkrug mit stark duftenden Lilien. War ich die Einzige, die merkte, dass sie nur so tat, als würde sie schlafen?

\*

Am nächsten Tag saß ich gerade neben ihrem Bett, als Dr. Thorne kam, ein großer, spindeldürrer Mann mit einem dünnen Hals und klugen, grauen Augen. Er sah ein bisschen aus wie ein Storch und war mir sofort sympathisch. Ich stand auf, um zu gehen.

»Geh nicht«, sagte Holly.

»Aber ich –«

»Bleib.«

Also blieb ich. Nachdem Dr. Thorne einen Blick auf das Krankenblatt geworfen hatte, zog er sich ebenfalls einen Stuhl heran und stellte ihr eine ganze Reihe von Fragen, die Holly größtenteils sehr kurz und mit leiser, gedämpfter Stimme beantwortete. Warum hatte sie ihre Medikamente abgesetzt? Wie lange hatte sie das schon geplant? Was genau hatte sie zu dem Ergebnis kommen lassen, dass sie es nicht mehr ertragen konnte weiterzuleben? Was war der Auslöser gewesen? Hatte sie früher schon einmal versucht, sich das Leben zu nehmen, oder mit dem Gedanken gespielt, es zu versuchen? Woher kamen die Schnitte an ihren Armen? Wie war ihre Stimmung in der Zeit vor ihrem Selbstmordversuch gewesen? Dr. Thorne forderte sie auf, ihrer Gemütsverfassung eine Farbe zu geben. Holly überlegte einen Moment und sagte dann: »Kastanienbraun.« Wie viele Tabletten hatte sie genommen? War ihr, nachdem sie sie geschluckt hatte, klar geworden, dass sie doch weiterleben wollte? Wie fühlte sie sich jetzt? Konnte sie ihre Gefühle beschreiben? Er bat sie, ihre gegenwärtige Stimmung auf einer Skala einzuordnen, auf der die Eins der negativsten und die Zehn der positivsten Gemütslage entsprach. In Hollys Augen blitzte etwas von ihrem alten Schalk auf. »Drei zwei Fünftel«, antwortete sie, woraufhin Dr. Thorne sie anlächelte, als würde er sie wirklich mögen. Die Fragen gingen endlos weiter. Nachdem er abschließend noch einen Blick auf ihre Zunge geworfen und ihren Puls gemessen hatte, fragte er sie, ob sie Stimmen gehört oder seltsame Dinge gesehen habe. Holly sah mich einen Moment hilfesuchend an, als hätte sie plötzlich Angst, wandte sich dann aber wieder Dr. Thorne zu.

»Vielleicht«, murmelte sie. »Woher weiß man, ob die Stimmen und die Gesichter im eigenen Kopf oder draußen sind?«

»Hatten Sie Angst?«

»Ja.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. »Sehr sogar. Ich hatte Angst davor, verrückt zu sein. Als ich im Sterben lag, dachte ich ...«

»Was dachten Sie?«

»Ich hatte das Gefühl, dass mich jemand beobachtete.«

»Ich glaube, das kommt häufiger vor.«

»Ich habe zwei Schuhe gesehen ...«

Und so ging es endlos weiter. Es erschien mir irgendwie nicht richtig, dass ich mich mit im Raum befand, während er ihr seine Fragen stellte und sie ihre Antworten murmelte. Es war, als würde dadurch eine Schicht nach der anderen freigelegt, bis wir schließlich bei den offenen Wunden angelangt waren. Ich verhielt mich mucksmäuschenstill, hatte jedoch das Gefühl, den penetranten, süßlichen Geruch der Lilien nicht mehr lange ertragen zu können.

»Wäre es Ihnen lieber gewesen, Ihr Versuch wäre erfolgreich gewesen?«, fragte er sie schließlich.

Wieder sah Holly mich an. In ihrem Blick lag ein Ausdruck, den ich nicht deuten konnte. Er kam mir fast ein wenig verschmitzt vor.

»Nein«, antwortete sie nach einer Weile. »Ich glaube, ich möchte leben.«

Trotz allem war ich glücklich, so glücklich wie schon seit Jahren nicht mehr. Manchmal hatte ich deswegen fast ein schlechtes Gewissen, aber ich konnte es auch nicht ändern. Jeden Morgen, wenn ich aufwachte und Todd neben mir sah, machte mein Herz vor Freude einen Satz. Alles, was mich früher in der Arbeit frustriert hatte, erschien mir jetzt kinderleicht. Dinge, die mir immer langweilig vorgekommen waren, fand ich plötzlich hochinteressant. Ich war von einer ganz neuen Energie und Begeisterung erfüllt. Ich war verliebt.

Manchmal schlief ich bei ihm, und manchmal übernachtete er bei mir. Unsere Wohnungen waren wie Tatorte, an denen wir eindeutige Beweise für unsere Anwesenheit hinterlassen hatten: Zahnbürsten, Unterwäsche, Kosmetika, Shirts, Blusen, Taschenbücher. Es kam jetzt öfter vor, dass ich zu Hause etwas suchte, bis mir plötzlich einfiel, dass es bei Todd war. Es machte mir Spaß, nie genau zu wissen, wo ich am Ende des Tages landen würde. Unsere Beziehung war ein risikoloses Abenteuer.

Ich wusste, dass es nie wieder ganz so sein würde wie jetzt, egal, was zwischen uns passierte. Falls es so weiterging, wie ich es mir wünschte, würden wir vielleicht irgendwann einen Punkt erreichen, an dem wir – jetzt noch völlig unvorstellbar – nicht mehr ständig aneinander dachten und auch mal ein paar Tage ohne Sex auskamen, weil der andere einem so vertraut war, dass er sozusagen zum Inventar gehörte. Aber im Moment waren wir noch unglaublich neugierig aufeinander. Todd war ein Labyrinth, in dem ich herumwandern wollte, ein Rätsel, das es zu lösen galt, eine Art magische Überraschungsreise. Wir sprachen über unser Leben, unsere Arbeit, frühere Beziehungen, was schief gelaufen und was gut gewesen war. Wir verrieteten einander Geheimnisse.

Jeder Tag kam mir erschreckend kurz vor. Wie immer es weiterginge, diese Intensität und Energie würde auf jeden Fall nachlassen. Das musste zwangsläufig geschehen, damit wir irgendwann wieder normale Menschen werden konnten, ein normales Paar oder vielleicht auch nur Freunde.

Nun aber hatte Holly Vorrang. Während wir in Todds Wohnung frühstückten, erklärte ich ihm, dass ich mich an diesem Abend erst später mit ihm treffen könne, weil ich vorher bei Holly vorbeischauchen müsse. Er nickte.

»Das alles wird ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen.«

»Natürlich.«

»Ich verstehe es, wenn dich das nervt.«

»Es nervt mich nicht.«

»Ich weiß, dass deine erste Begegnung mit Holly kein großer Erfolg war ...«

»Damit meinst du wohl, dass *ich* kein großer Erfolg war, oder?«

»Es war nicht deine Schuld. Um es mal vorsichtig auszudrücken.«

»Findest du nicht, dass du für eine beste Freundin ein bisschen zu viel Angst vor ihr hast?«

Darüber musste ich erst mal nachdenken. »Holly hat schon immer ziemlich viel Aufmerksamkeit erfordert«, antwortete ich. »In emotionaler Hinsicht, meine ich. Sie war es aber wert. Dabei bin ich manchmal schier wahnsinnig geworden. Du kannst dir gar nicht vorstellen, in welcher peinlichen Situationen sie mich schon gebracht hat ...«

»O doch, das kann ich durchaus«, meinte Todd.

»Aber ohne sie hätte ich vieles gar nicht gemacht. Holly bringt einen dazu, Dinge zu tun, die einem auf den ersten Blick verrückt erscheinen, aber dann denkt man sich: Warum eigentlich nicht? In letzter Zeit ist irgendwas schief gelaufen, sodass

nur noch der verrückte Teil übrig blieb. Was du kennen gelernt hast, ist nicht die wahre Holly.«

»Meine Meinung über sie ist doch gar nicht so wichtig.«

Ich streckte die Hand aus und streichelte über sein seidiges braunes Haar. »Doch. Für mich schon. Sehr wichtig sogar. Holly wollte nicht nur sich selbst zerstören, sondern hat auch alles Mögliche unternommen, um *mich* von sich wegzutreiben. Vielleicht hat sie damit auch nur wieder versucht, sich selbst Schaden zuzufügen – indem sie die Menschen vergraulte, die sie liebten.«

Ich stand auf, zog Todd von seinem Stuhl hoch und schlang die Arme um ihn. »Ich möchte, dass du mir einen Gefallen tust«, sagte ich.

»Natürlich.«

»Die meisten Leute würden erst mal fragen: ›Welchen?‹«

»Ich nicht. Nicht bei dir.«

»Oh.« Ich zwinkerte ihm zu und hätte vor lauter Rührung fast vergessen, was ich eigentlich sagen wollte. »Ich möchte, dass du mir zuliebe versuchst, Holly so zu mögen, wie sie im Moment ist. Später wirst du sie wahrscheinlich gut leiden können.«

»Ich werde es versuchen.«

»Und wenn ich heute Abend bei ihr im Krankenhaus war, komme ich gleich zu dir.«

»Das ist meine Bedingung.«

Ich saß fast eine Stunde schweigend an Hollys Bett. Manchmal öffnete sie für ein paar Sekunden die Augen, schlief dann aber gleich wieder ein. Ich wurde selbst auch ganz müde, sodass ich erschrocken hochfuhr, als sie plötzlich zu sprechen begann. Dabei verstand ich erst gar nicht, was sie sagte, weil sie so leise und undeutlich sprach.

»Was?«

»Ich habe Angst.«  
»Wovor? Oder einfach nur so?«  
»Vor dem Heimkommen.«  
»Wie meinst du das?«  
»Irgendwann muss ich hier wieder raus. Zurück in die Welt. Hier fühle ich mich sicher.«  
»Charlie hat mir erzählt, dass sie Stuart gegen Kaution freigelassen haben. Aber ich glaube nicht, dass er noch mal versuchen wird, dir etwas anzutun.«  
»Seinetwegen mache ich mir auch keine Sorgen. Ich überlege mir schon die ganze Zeit, ob ich meine Anzeige vielleicht zurückziehen soll.«  
»Auf keinen Fall. Er hätte dich genauso gut umbringen können.«  
»Er war bloß zufällig als Erster zur Stelle.«  
»Wie meinst du das?«  
»Na ja, wenn er es nicht gewesen wäre und ich jetzt nicht selbst versucht hätte, mir den Rest zu geben, dann hätte es vielleicht Rees getan. Als ich im Sterben lag, hatte ich das Gefühl, dass jemand da war.«  
»Da?«  
»So viele Leute wollen mich umbringen. Ich habe mir wohl eingebildet, dass so eine Art rachsüchtiger Zeuge anwesend war. Wenn du weißt, was ich meine.«  
»Ist Rees derjenige, vor dem du Angst hast?«  
»Ja. Er und ...«  
»Sprich weiter.«  
»Versprich mir, dass du Charlie nichts davon sagst.«  
»So viele Geheimnisse«, seufzte ich.  
»Ich brauche erst einen Schluck Wasser.«

Ich holte einen Plastikbecher voll Wasser. Sie trank ganz vorsichtig, wobei sie bei jedem Schluck zusammenzuckte.

»Ich habe mich auf ein Pokerspiel eingelassen«, erklärte sie. »An dem Abend, als ich zu dir kam und wir uns gestritten haben.«

»Ja, ich kann mich daran erinnern.«

»Jedenfalls habe ich Geld an einen Mann verloren, der Vic Norris heißt.« Sie runzelte die Stirn. »Ziemlich viel Geld, um genau zu sein.«

»Wie viel?« Ich rechnete damit, dass sie hundert Pfund oder so etwas sagen würde. Ich selbst habe mal einen Fünfer verspielt, und das war beim bisher einzigen Kasinobesuch meines Lebens.

»Es wird immer mehr«, flüsterte sie. »Solange ich nicht bezahle, wird es immer mehr.«

»Dann bezahl es doch einfach.«

»Es kommt ein Skinhead vorbei.«

»Sag mir, wie viel du ihm schuldest.«

»Meg«, rief eine Stimme, »wie geht es dir?«

»Elftausend«, flüsterte sie und machte dabei einen unglaublich niedergeschlagenen Eindruck. Ich war völlig geschockt, sah aber gleichzeitig Charlie hereinkommen, der mit Büchern, Zeitschriften und Obst für Holly beladen war. Sie drückte aufgeregt meine Hand.

Ich ging ihm entgegen, um ihm ein paar von den Zeitschriften abzunehmen, die ihm gerade aus der Hand zu rutschen begannen. Er küsste mich auf beide Wangen. »Es ist lieb von dir, dass du so oft hier bist. Wirklich. Wie geht es ihr?«

»Besser, glaube ich. Sie –«

Aber ich kam nicht mehr dazu, den Satz zu Ende zu führen, weil gerade eine kleine Gruppe von Leuten eintraf. Dr. Thorne wurde von einer Krankenschwester und einem jungen Mann mit kurz geschorenen Haaren begleitet, der ebenfalls einen weißen

Mantel trug. Die Schwester begann die Schläuche zu überprüfen, als wäre Holly ein defekter Boiler. Ich nutzte die Gelegenheit, um Dr. Thorne am Arm zu berühren. »Ich würde gern mit Ihnen sprechen«, sagte ich so leise, dass Holly es nicht hörte.

»Worüber?«, fragte Dr. Thorne.

»Können wir kurz hinausgehen? Das ist besser. Wir haben uns kürzlich schon mal getroffen. Mein Name ist Meg Summers. Ich bin eine sehr enge Freundin von Holly. Und auch ihre Geschäftspartnerin.«

»Ja, sie hat Sie schon ein paarmal erwähnt.«

»Ich mache mir Sorgen um Holly.«

»Das tun wir alle.«

»Nein, ich meine, ich bin ganz durcheinander. Ich möchte mich wirklich nicht einmischen, aber es gibt da einen Punkt, den ich nicht verstehe.«

»Und der wäre?«, fragte Dr. Thorne.

»Holly hat versucht, sich umzubringen, und Sie behandeln Sie wegen schwerer Depression.«

»Wegen einer affektiven Psychose, um genau zu sein.«

»Wobei es sich um eine Art Geisteskrankheit handelt.«

»Richtig.«

»Der Punkt ist, dass ich gerade ein langes Gespräch mit Holly geführt habe. Wäre es denkbar, dass etwas, das wie eine Depression aussieht, auch eine ganz normale Reaktion auf extremen Stress sein könnte?«

»Wie meinen Sie das?«

Ich holte tief Luft und berichtete Dr. Thorne kurz von der Geschichte, die Holly mir gerade erzählt hatte. »Verstehen Sie?«, sagte ich abschließend. »Wenn ich auf diese Weise bedrängt würde, dann würde ich wahrscheinlich auch durchdre-

hen.«

Dr. Thorne wirkte nachdenklich. »Lassen Sie uns eine Tasse Kaffee trinken«, sagte er.

Ich dachte erst, dass er mit mir in sein Büro oder ein richtiges Café gehen wollte, aber er meinte einen Kaffeeautomaten auf dem Gang vor der Krankenstation. Der Kaffee schmeckte scheußlich.

»Als ich anfing, Biologie zu studieren«, begann Dr. Thorne, »hatte ich immer Probleme mit dem Zusammenhang zwischen Vogelnestern und Genetik. Vogelnester sind etwas so Spezifisches, und doch fallen sie innerhalb der einzelnen Arten ähnlich aus. Wie konnten die Gene der Vögel für einen Prozess verantwortlich sein, bei dem es darum ging, Moos, Gras oder Zweige zu finden und mit Schlamm oder Speichel zusammenzufügen? Die Entwicklung des Gehirns hängt tatsächlich zu einem großen Teil von äußeren Reizen ab. Das menschliche Gehirn ist darauf programmiert, Sprache zu lernen, aber das Kind muss Sprache von außen erfahren, damit die Sprachzentren des Gehirns angeregt werden. Analog dazu kann man ein Vogelnest als eine Erweiterung des Vogelgehirns sehen, nicht mit elektrischen Impulsen, sondern mit Elementen der Außenwelt.«

»Ich verstehe nicht recht ...«

»Holly hat mir ebenfalls von ihren Ängsten erzählt«, fuhr Dr. Thorne fort.

»Was ich wissen wollte«, sagte ich, »ist, ob diese Katastrophen in ihrem Leben real sind oder aber Teil ihrer Krankheit.«

Dr. Thorne lächelte, als hätte er gerade eine besonders knifflige Quizfrage gelöst. »Sowohl als auch, könnte man sagen. Darauf wollte ich hinaus, als ich vorhin das Vogelnest erwähnte. Hollys Geist ist in Aufruhr, was sich zum Teil in einer Form der Selbstzerstörung manifestiert hat. In den letzten Monaten hat sie ihre Umwelt in etwas verwandelt, das man ebenfalls als Erweiterung ihres eigenen Gehirns betrachten kann. Man könnte

sagen, dass sie ihren Selbsthass externalisiert hat, indem sie Situationen schuf, in der andere Menschen ihr gegenüber genauso empfinden wie sie sich selbst gegenüber. Sie ist eine paranoide Frau, die sich, um ihre Paranoia zu rechtfertigen, eine entsprechende Umwelt zurechtgezimmert hat.«

»Wollen Sie damit sagen, dass alle Ängste Hollys begründet sind?«

»Ich bin Arzt und kein Polizist. Trotzdem ist mir klar, dass es nicht nur darum geht, das Gehirn von Holly Krauss mit chemischen Mitteln zu behandeln und ihr eine Psychotherapie zu verordnen, obwohl beides sicher sehr wichtig ist. Sie ist kein Gehirn in einem Glasgefäß. Sie lebt in einer Welt, und eines Tages wird sie hoffentlich wieder in diese Welt zurückkehren und dort leben müssen.«

»Ja, aber ... aber im Moment laufen dort draußen noch Leute herum, die ihr Schaden zufügen wollen.«

Dr. Thorne musterte mich mit ernster Miene. »Ich behaupte nicht, dass das einfach sein wird. Ich kenne auch andere Patienten, die schreckliche Dinge getan haben. Für sie wurde es erst so richtig schlimm, als es ihnen wieder besser ging, weil ihnen jetzt bewusst wurde, was für einen Schaden sie angerichtet hatten. Ich spreche von Leuten, die nach einer erfolgreichen medikamentösen Therapie erfuhren, dass sie während ihrer Krankheit ihre eigenen Kinder verletzt oder gar getötet hatten. Die Welt klar zu sehen kann ein sehr zwiespältiges Vergnügen sein.«

»Entschuldigen Sie«, sagte ich, »aber ich bin immer noch nicht viel schlauer.«

Dr. Thorne gestattete sich ein kleines Lächeln. »Aber ein bisschen besser informiert.«

Es war, als würde ich mich nun, da Holly nicht mehr da war, in sie verwandeln. Als würde ich versuchen, die Lücke zu füllen, die sie hinterlassen hatte. Ich arbeitete zehn Stunden am Tag und aß mittags nur schnell nebenbei ein Sandwich, eilte abends zu Holly in die Klinik und blieb hinterher noch ziemlich lange mit Todd auf. Obwohl ich immer mindestens neun Stunden Schlaf gebraucht hatte, kam ich plötzlich mit sechs oder noch weniger aus, fühlte mich aber trotzdem kein bisschen müde. Als ich Trish gegenüber eine Bemerkung in diese Richtung fallen ließ, lachte sie.

»Warum lachst du?«

»Nein, Meg«, sagte sie auf ihre emphatische Art, die mich immer ein wenig nervös machte. »Glaub mir, du bist überhaupt nicht wie Holly.«

»Ich weiß, dass ich ihr eigentlich nicht ähnlich bin. Ich wollte damit nur sagen, dass ich mich plötzlich so energiegeladen fühle.«

»Wenn Holly sich energiegeladen fühlte, war sie wie ein Komet«, meinte Trish. »Oder wie ein Flugzeug kurz vor dem Start. Man konnte sie nicht ignorieren. Selbst wenn sie nur an ihrem Schreibtisch saß und sich nicht bewegte, war es, als würde sie pulsieren und die Luft um sich herum aufwirbeln. Ich spürte es bereits, wenn ich die Tür aufmachte. Meist wusste ich schon nach einer halben Sekunde, ob es ein schrecklicher oder ein wundervoller Tag werden würde. Ich mochte das überhaupt nicht, weil ich keinerlei Kontrolle darüber hatte. Sie war immer diejenige, die das Feld beherrschte, auch wenn es in Wirklichkeit gar nicht so war. Du weißt schon, was ich meine.«

»Ich glaube schon.«

»Du bist das genaue Gegenteil von ihr, deswegen seid ihr wahrscheinlich auch so enge Freundinnen. Gegensätze ziehen sich bekanntlich an. Du strahlst so viel Ruhe aus.«

»Das klingt ein bisschen langweilig.«

»Nein, wir mögen das«, antwortete Trish. »Du gibst uns ein Gefühl von Sicherheit.«

»Wirklich?«

»Ja. Holly ist wie ein Hightech-Jahrmart. Du bist wie ein – wie ein ...« Sie suchte nach dem richtigen Bild, und ich wartete.

»Ein Haus«, sagte sie schließlich.

»Ist das gut?«

»Ja«, antwortete sie entschieden.

Dann legte sie ihre kleinen, geschickten Hände auf meine Schultern und küsste mich auf beide Wangen. Ich glaube, sie war selbst mindestens genauso überrascht wie ich.

So hektisch dieser Tag für mich auch war, ich musste die ganze Zeit an Trishs Worte und an Holly denken, genauer gesagt, an Hollys Feinde. An das, was sie mir in so verzweifelterm Ton zugeflüstert hatte, und an die Worte von Dr. Thorne. Bald würde sie aus dem Krankenhaus entlassen werden, und ich wollte nicht, dass sie in eine feindliche Welt kam. Ich war mir nicht so ganz sicher, was Dr. Thorne und seine Vogelnester betraf, aber ich verstand, dass Holly sich manchmal selbst hasste und sich deswegen eine Welt geschaffen hatte, in der ihr viele Leute nur Schlechtes wünschten. Ich hatte schon oft erlebt, wie sie das anstellte. Sie bemühte sich nach Kräften, alle dazu zu bringen, sie fallen zu lassen. Sogar mich hatte sie schon fast so weit gehabt. Ich würde zwar nie in der Lage sein nachzuvollziehen, was Holly durchgemacht hatte, aber ich hatte zumindest eine vage Vorstellung von der Hölle, durch die sie gegangen war.

Laut Trish gab ich den Leuten ein Gefühl von Sicherheit. Das

war nicht viel. Ich glaube, ich wäre lieber mit einem Jahrmarkt verglichen worden als mit einem Haus. Ich hätte es vorgezogen, so aufregend, sexy, glamourös, gefährlich, eigenwillig, verletzlich, liebenswert, provozierend und kühn zu sein wie Holly, aber ich war nun mal, wie ich war. Und Holly vertraute mir. Mir hatte sie einen Abschiedsbrief geschrieben, und mich hatte sie anzurufen versucht, als sie im Sterben lag. Ich wollte, nein, ich *musste* versuchen, die Welt, in die meine Freundin zurückkehren würde, ein bisschen sicherer zu machen. Ich sah es einfach als meine Pflicht an. Eine schwere Pflicht, vor der ich mich aber nicht drücken konnte.

Todd setzte mich am Krankenhaus ab und wollte mich eine halbe Stunde später wieder abholen. Charlie war schon gegangen, aber Marcia Krauss arrangierte gerade einen großen Blumenstrauß in einem Krug. Hollys Mutter war noch jung – schätzungsweise so um die fünfzig – und eigentlich ganz attraktiv, aber es war schwer, ihren Rechtschaffenheitspanzer zu durchdringen. Als ich sie ein paar Jahre zuvor kennen gelernt hatte, konnte ich gar nicht glauben, dass sie wirklich Hollys Mutter war. Später hatte ich begriffen, dass sie das Gegenteil von Holly verkörperte: ordentlich, vorsichtig, anständig, bescheiden, sparsam, tugendhaft, beherrscht und extrem ängstlich. Holly als Tochter zu haben muss ziemlich anstrengend für sie gewesen sein.

Ich küsste erst Marcia auf die Wange und dann Holly auf die Stirn. »Du siehst besser aus.«

»Lügnerin.«

Es stimmte aber. Sie wirkte immer noch ausgezehrt, und der blasser werdende Bluterguss an ihrer Wange gab ihrem Gesicht einen einseitigen Graustich, aber ihre Augen wirkten lebhafter, und sie sah insgesamt nicht mehr so mitgenommen aus.

»Hattest du heute viel Besuch?«

Holly ignorierte meine Frage.

»Wir haben gerade über Dad gesprochen«, erklärte sie.

»Du hast über ihn gesprochen«, widersprach ihre Mutter. »Ich nicht.«

»Ich wollte von dir wissen, wie er gestorben ist.«

Holly ging es definitiv besser, dachte ich. Zumindest schaffte sie es schon wieder, andere Leute in Verlegenheit zu bringen.

»Er hatte immer einen sehr anstrengenden Lebensstil«, antwortete Marcia.

»Mom«, sagte Holly. »Bitte hör auf, an den Blumen herumzupfen, und sieh mich an. Bitte. Ich hab versucht, mich umzubringen.«

»Ich weiß«, murmelte ihre Mutter in die Rosen und Lilien hinein. »Deswegen bin ich ja hier.«

»Du hast es bisher aber noch mit keinem Wort erwähnt.«

»Ich bin hier, um dir zu helfen, über das alles hinwegzukommen. Außerdem ist jetzt Meg da.«

»Meg hat damit kein Problem, oder? Du sagst doch immer, dass Dad genauso war wie ich. Ich möchte einfach nur wissen, ob er sich umgebracht hat.«

»Holly, das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Wann dann?«

»Jedenfalls nicht jetzt.«

»Ich hab Recht, stimmt's? Er war manisch-depressiv, und er hat sich umgebracht.«

»Das kann man so nicht sagen.«

»Es ist in meinem Blut. Ich habe es von ihm.«

»Hör auf!«

»Das ist doch nicht so schlimm«, sagte Holly. »Außerdem kannst du sowieso nichts dagegen tun.«

Sie ließ sich in ihr Kissen zurücksinken. Marcia griff nach ihrer Tasche, zupfte ein letztes Mal an dem Strauß herum und gab ihrer Tochter zum Abschied ein kleines Küsschen. »Gib Acht, dass du dich nicht überanstrengst.«

»Keine Sorge«, antwortete Holly. »Wird nicht passieren.«

Nachdem ihre Mutter gegangen war, sagte Holly zu mir:

»Ich wette, sie treibt Charlie in den Wahnsinn. Dabei würde sie viel lieber wieder nach Hause fahren, und mir wäre es auch lieber. Aber es wird von einer Mutter nun mal erwartet, dass sie sich um ihre kranke Tochter kümmert, und deswegen wird es auch so gemacht.«

Ich setzte mich auf die Bettkante, stibitzte Holly eine Traube und schob sie mir in den Mund. »Wann darfst du denn nun nach Hause?«

»Darüber lässt Dr. Thorne sich nicht so richtig aus. Er stellt mir weiterhin Fragen und meint, es gebe noch eine andere Behandlungsmethode, die er ausprobieren wolle.«

»Wie geht es Charlie?«

»Gut, glaube ich.«

»Kannst du mir sagen, wie ich diesen Poker-Mann finde? Wie war noch mal sein Name? Vic Norris?«

»Wie kommst du denn von ›Wie geht es Charlie?‹ so schnell auf dieses Thema?«

»Sag mir, wie ich ihn finden kann.«

»Warum? Außerdem weiß ich das selbst nicht so genau.«

»Wie hieß denn dieser andere Typ? Tony, oder?« Allmählich kam ich mir wirklich vor wie Hollys Gouvernante. Ich hatte das Gefühl, über die Einzelheiten ihres Lebens schon besser Bescheid zu wissen als sie selbst.

»Tony Manning. Warum?«

»Wo arbeitet er?«

»Keine Ahnung. Oder doch. Er hat gesagt, er baue einen neuen Wohnblock in der Nähe der Tate Modern. Anscheinend ist die Gegend groß im Kommen. Warum? Da ist nichts zu machen. Man kann diese Typen nicht dazu bewegen, sich wie Gentlemen zu benehmen.«

Ich hatte keine Zeit, ihr darauf eine Antwort zu geben. Naomi schob den Kopf zwischen den Vorhängen durch und begrüßte uns mit einem fröhlichen »Hallo!«. Holly murmelte etwas und schloss die Augen.

»Ich glaube, sie ist ein bisschen müde«, erklärte ich.

»Ich wollte ihr die hier bringen.« Naomi legte eine braune Papiertüte auf Hollys Brust. Der Geruch von Hefengebäck erfüllte die Luft. »Safranbrötchen«, sagte sie. »Frisch aus dem Ofen. Sie sind noch ganz warm. Ihr müsst sie gleich probieren.«

Holly schüttelte den Kopf.

Ich mag Safran eigentlich nicht besonders, aber Naomi war so voller Eifer, dass ich ihre Gefühle nicht verletzen wollte. Ich nahm ein Brötchen und biss ein kleines Stück davon ab. »Köstlich.«

»Ich hab mir gedacht, Blumen und Obst hat sie schon genug.«

»Du bist Charlie und Holly eine große Hilfe«, sagte ich.

»Hauptsächlich Charlie«, murmelte Holly so leise, dass man es kaum verstehen konnte.

»Das mach ich doch gern«, antwortete Naomi. »Sie sind schließlich meine Freunde. Außerdem bin ich Krankenschwester. Ich weiß, was Holly durchgemacht hat. Immer noch durchmacht«, fügte sie hinzu. »Die anderen glauben ja alle, dass es ihr schon viel besser geht, aber man darf nicht vergessen, dass es sich bei dem, was sie hat, nicht um ein Virus handelt, und dass sie noch ganz schön tief drinsteckt. Stimmt's, Holly?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Sie wird noch eine ganze Weile auf die Hilfe von uns allen

angewiesen sein, nicht?«

Holly wandte sich ab und vergrub ihr Gesicht im Kissen. Ich beugte mich über sie und küsste ihre eingefallene Wange.

»Mach dir keine Sorgen mehr«, sagte ich leise. »Es wird alles gut.«

Bevor ich die Zeit fand, Vic Norris aufzuspüren, fand Rees den Weg zu mir. Am nächsten Tag, als ich gerade eine E-Mail schrieb, in der ich alle im Büro aufforderte, ihre Spesenrechnungen in angemessener Form einzureichen und nicht einfach nur mit Lippenstift auf ein Papiertuch zu schmieren, kam er durch unsere offene Bürotür herein, schlenderte auf mich zu und ließ einen dicken braunen Umschlag vor mir auf den Schreibtisch fallen. »Ich hab mir gedacht, Sie möchten sich vielleicht ein paar Schnappschüsse von Ihrer kleinen Freundin ansehen, bevor Sie sie das nächste Mal auf ein Polizeirevier schleppen«, erklärte er.

»Woher wissen Sie das?«

Er lächelte.

»Ich habe euch hineingehen und dann wieder herauskommen sehen. Ich bin aber nicht zum Verhör gebeten worden. Die Polizei wollte nichts davon wissen, hab ich Recht? Wer würde ihr auch nur ein Wort glauben, wenn das Ganze vor Gericht käme? Eine kleine Phantastin, unsere Holly. Schauen Sie sich auf jeden Fall diese Schnappschüsse an – es sind übrigens nur Abzüge.«

Er drehte sich um und verschwand. Ich starrte ihm benommen nach. Es dauerte eine Weile, bis mein Zorn richtig hochzukochen begann.

»Das war dieser Typ, oder?«, fragte Lola hinter mir. »Der Mistkerl, der Holly verfolgt hat.«

»Ja. Halt mal kurz die Stellung. Ich bin gleich wieder da.«

Ich musste fast lachen, weil sie vor Verblüffung wie eine Zeichentrickfigur den Mund aufriss, als ich an ihr vorbei zur Treppe stürmte. Er hatte gerade das Gebäude verlassen, als ich

ihn einholte und am Ärmel packte.

»Hören Sie«, sagte ich.

»Was?«

»Ich weiß, was Sie getan haben.«

»Sie wissen nur, was Holly behauptet hat.«

»Ich weiß, was Sie getan haben«, wiederholte ich. »Und ich warne Sie: Wenn Sie sich je wieder in ihre Nähe wagen, werden Sie kein zweites Mal ungestraft davonkommen.«

»Warum sollte ich in ihre Nähe wollen? Sie ist doch bloß ...«, er suchte nach dem richtigen Wort, »... Abschaum.« Sein Atem roch nach Bier.

»Halten Sie sich einfach von ihr fern. Sie haben ja keine Ahnung, wie sehr sie auf Messers Schneide ...« Ich verkniff mir den Rest.

»Doch, ich glaube schon. Sie hat versucht, sich umzubringen, stimmt's? Schade.«

»Schade?«

»Dass sie es nicht geschafft hat.«

Wenn ich in dem Moment ein Messer gehabt hätte, dann hätte ich es Rees in die Brust gerammt, und sei es nur, um ihm dieses höhnische Grinsen auszutreiben.

»Und hören Sie auf, ihre Freunde zu belästigen.«

»Sie ist krank, nicht wahr? Krank im Kopf. Der arme alte Charlie. Na ja, meinerwegen kann er sie haben. Ich hätte sowieso keine Lust, eine Irre zu vögeln.«

Ich holte tief Luft und ballte die Fäuste, um nicht schreiend auf ihn loszugehen.

»Halten Sie sich von ihr fern«, sagte ich noch einmal und ließ ihn dann stehen.

Wieder im Büro, schob ich meinen Finger unter die gummierte Klappe des braunen Umschlags, den Rees mir auf den Schreib-

tisch geworfen hatte, und zog das oberste Foto heraus. Es zeigte Holly schlafend im Luigi's. Er hatte es entweder ganz aus der Nähe aufgenommen oder ein Zoom benutzt. Sie lag halb mit dem Oberkörper auf dem Tisch, den Kopf in der Armbeuge, die Augen geschlossen. Wimperntusche und Lippenstift waren verschmiert; ihre Haut wirkte wächsern. Man konnte sogar sehen, dass ihr ein wenig Speichel aus dem halb offen stehenden Mund lief. Der Gedanke, dass Holly dieses Foto jemals zu Gesicht bekäme oder auch nur von seiner Existenz wüsste, war mir unerträglich. Schauernd schob ich es zurück in den Umschlag, den ich ganz hinten in der untersten Schublade des Aktenschanks versteckte.

Um halb zwölf bog ich auf die Baustelle südlich des Flusses ein. Trotz Hollys vager Angaben war sie ziemlich leicht zu finden gewesen. Ich fragte einen massigen Mann mit einer fleckigen Nase, ob er mir sagen könne, wo Anthony Manning zu finden sei.

»Tony?«

»Ja, Tony.« Ich bemühte mich um einen möglichst geschäftsmäßigen Ton, als würde ich erwartet.

»Der ist nicht da. Am Donnerstag ist er nie da. Das ist sein Klubtag.«

»Klubtag?«

»Golf. Kunden belabern.«

»In welchem Klub ist er denn da?«

»In Kingston.«

»Oh. Danke.«

Ich überlegte schon, ob ich aufgeben und einfach ins Büro zurückkehren sollte. Schließlich hatte ich es wirklich versucht. Mehr konnte niemand von mir erwarten. Am Ende fuhr ich natürlich doch nach Kingston und erfragte mir den Weg zum

Golfklub. Als ich schließlich dort ankam, versuchte ich so auszusehen, als würde ich mich ständig in Golfklubs herumtreiben. An der Bar, wo die Leute Gin Tonic tranken, fragte ich nach Anthony Manning, woraufhin ein Mann in einem hässlichen braunen Cordanzug nach draußen deutete und erklärte, er sei auf dem Platz.

Ich bestellte mir einen Tomatensaft, wurde aber darüber aufgeklärt, dass an dieser Bar nur Mitglieder etwas zu trinken bekämen. Und als ich mich daraufhin einfach in die Ecke setzen und auf ihn warten wollte, wies man mich darauf hin, dass sich in der Bar nur Mitglieder aufhalten dürften. Ich ging also zurück in den Eingangsbereich und blätterte in einem Katalog voller Bilder von karierten Hüten und Schuhen mit Quasten. Irgendwann hörte ich dann jemanden sagen: »Ja?«

Vor mir stand ein großer, kräftiger Mann, der mit dem Kleingeld in seiner Jackentasche klimperte. Wenigstens trug er nicht die dämlichen Klamotten, die die meisten Männer hier anhatten.

»Anthony Manning?«

»Ja.« Diesmal schwang in seiner Stimme eine Spur von Ungeduld mit.

»Ich bin Meg Summers, eine Freundin von Holly. Holly Krauss.« Er verzog keine Miene. Ich holte tief Luft. »Sie ist im Krankenhaus, es geht ihr gar nicht gut, und deswegen soll ich in ihrem Auftrag jemanden ausfindig machen. Um das mit ihren Schulden zu klären.«

Ein kleines Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Kümmert sie sich jetzt endlich darum?«

»Ja.«

»Und?«

»Wo finde ich ihn?«

»In seiner Hauptgeschäftsstelle.«

»Das klingt ja ziemlich nobel.«

»Es ist ein Laden in Kensington.« Er kritzelte eine Adresse auf einen Zettel und reichte ihn mir.

»Was für eine Art Laden?«

»Ach, man bekommt dort dieses und jenes«, antwortete er und wandte sich zum Gehen, fügte dann aber noch hinzu:

»Und versuchen Sie nicht, den Preis zu drücken. Er verhandelt aus einer Position der Stärke.«

Ich hatte das Gefühl, dass ich da nicht allein hinfahren sollte, weshalb ich Lola mitnahm. Dabei ist sie wirklich der letzte Mensch, den man mit einer Krisensituation belasten sollte. Sie ist klein, unschuldig, ängstlich und leichtgläubig. Aber sie vergöttert Holly. Ich wollte auch nur, dass sie draußen im Wagen sitzen blieb und auf mich wartete. Warum, konnte ich selbst nicht sagen.

Das Cowden-Brothers-Pfandhaus lag zwischen einem mit Brettern zugenagelten ehemaligen Reisebüro und einem Friseur. Im Schaufenster waren ein Einrad, ein Saxophon, eine E-Gitarre, eine Standuhr und eine Menge Schmuck ausgestellt. Auf einem kleinen Schild stand: KREDITE. GUTE KONDITIONEN. DISKRETION GARANTIIERT. Als ich die Tür öffnete, ertönte eine laute Glocke. Hinter der Theke saß ein fatter Mann mit einem kleinen, zarten Gesicht. Er las eine Zeitschrift und rauchte. Hinter ihm verfolgte ein wesentlich älterer Typ auf einem Fernseh Bildschirm ein Pferderennen. »Ich suche Vic Norris«, sagte ich.

»Und Sie sind?«

»Meg Summers. Eine Freundin von Holly Krauss.«

»Ich weiß weder, wer Sie sind, noch kenne ich diese andere Frau.«

»Ich nehme an, Vic Norris weiß, wer Holly ist.«

Er drückte in einem überquellenden Aschenbecher seine

Zigarette aus. »Er arbeitet nicht hier«, sagte er.

»Mir ist aber diese Adresse genannt worden.«

Der Mann zog langsam eine neue Zigarette aus einem Päckchen und zündete sie sich an. »Worum geht es?«

»Angeblich schuldet meine Freundin Vic Norris Geld.«

»Du meine Güte. Und warum kommt sie dann nicht selbst?«

»Sie ist krank.«

Der Mann zog an seinem Glimmstängel und hustete dann keuchend. »Wie war noch mal ihr Name?«

»Holly Krauss.«

»Moment.« Er verschwand durch eine Tür hinter der Theke.

Der Alte sah mich einen Moment an, wandte sich dann aber wieder dem Rennen zu.

Als der fette Mann zurückkehrte, wirkte er freundlicher.

»Das ist richtig. Die Schulden der jungen Dame belaufen sich auf sechzehntausend Pfund.«

»Sechzehn? Ich dachte, es wären elf.«

»Der Rest sind Zinsen, meine Liebe«, erklärte er lachend. »Ihre Freundin hat sich mit dem Zahlen zu lange Zeit gelassen.«

»Das ist absolut unfair«, protestierte ich. »Sie wollte das alles gar nicht. Und sie ist krank.«

Der Mann schien mir gar nicht zuzuhören. Er hatte sich dem Fernseher zugewandt und starrte auf den Bildschirm.

»Ich habe gerade gesagt, dass ich das absolut unfair finde.«

»Ihre Freundin sollte aufpassen, von wem sie sich Geld leiht«, antwortete er.

»Sie hat es sich nicht geliehen. Sie ist zu einem Pokerspiel verleitet worden.«

Der Mann zuckte mit den Achseln. »Nächste Woche sind es siebzehn, dann achtzehn. Aber ...« Mit einem erneuten Achsel-

zucken blickte er wieder auf seine Zeitschrift hinunter.

»Was ist, wenn sie nicht zahlen kann?«, fragte ich. »Wenn jemand nicht zahlen kann?«

Der fette Mann lächelte. Er hatte oben eine Zahnücke. »Sie zahlen alle«, antwortete er.

Ich sah erst ihn an und dann den Alten, ließ den Blick über die Gegenstände in den Regalen schweifen. Alte Stereoanlagen, ein Schlagzeug, Schuhe, eine Teekanne mit passendem Milchkrug, ein Hometrainer, diverse Armbanduhen, ein Reisewecker, eine große, unhandliche schwarze Kamera.

»Heute ist Donnerstag«, sagte ich. »Ich bringe das Geld am Dienstagabend, um kurz vor sechs.«

»Am Dienstag sind es schon siebzehntausend.«

»Dann komme ich am Montag. Kann ich mit Scheck bezahlen?«

»Bei einem Scheck verlangen wir eine zusätzliche Gebühr«, antwortete er.

»Wie viel?«

»Dreißig Prozent.«

»Ich bezahle bar.«

Als ich den Laden verließ, ertönte wieder die Glocke.

Es waren fast elftausend Pfund auf meinem besonderen Sparkonto bei der Bank. Ich hatte sechs Jahre gebraucht, um so viel anzusammeln – mein Grundstock für ein Haus. Na ja, wahrscheinlich würde es vorerst nur für eine kleine Einzimmerwohnung am Stadtrand reichen, aber eines Tages würde ich in einem eigenen Haus mit Garten wohnen. Mit Kräutern und Blumen und einem schönen Obstbaum. Und vielleicht sogar einer Katze. Holly hatte sich ihr Haus nur leisten können, weil sie zu zweit waren und ihre Mutter ihr die Hälfte der Anzahlung geliehen hatte. Als wir mit unserer Firma anfangen, träumte ich davon, so viel zu verdienen, dass ich das Geld schneller zusammenbekommen würde, aber natürlich war es nicht so gelaufen.

Ich schob die Gedanken an mein Traumhaus und mein Traumleben beiseite. Ich besaß elftausend, aber ich brauchte noch weitere fünf, und ich hatte keine Ahnung, wo ich die auftreiben sollte, noch dazu bis Montag. Ich hatte einen Dispokredit von fünfhundert Pfund, den konnte ich bestimmt in Anspruch nehmen. Aber fünftausend?

Am Spätnachmittag saß ich an meinem Schreibtisch und überlegte. Bei KS Associates hatten wir einen Dispokredit von dreißigtausend Pfund und waren im Moment erst bei neunzehntausendvierhundert angekommen. Das hieß, ich konnte mir das Geld morgen früh auszahlen lassen und hatte das Limit trotzdem noch nicht erreicht. Ich nahm unsere Firmenscheckkarte aus der Schublade und steckte sie in meine Tasche. Aber dann blickte ich mich im Büro um, betrachtete Lola und Trish und all die anderen, die mir vertrauten – die glaubten, bei mir so sicher zu sein wie in einem Haus –, und legte die Karte zurück in die Schublade. Ich wusste, dass ich sonst alles aufs Spiel gesetzt

hätte, wofür wir so hart gearbeitet hatten.

»Du kommst doch Weihnachten mit zu meinen Eltern, oder?«

Es war keine wirkliche Frage, eher eine Feststellung, und er sagte es ganz beiläufig, während ich mir gerade eine Gabel voll Reis in den Mund schob. Ich war plötzlich erfüllt von einem Gefühl des Glücks über die Stabilität dieser Beziehung und die Herzlichkeit, auf der sie basierte. Ich legte meine Gabel weg.

»Sehr gerne«, antwortete ich und bemühte mich dabei, meine Rührung nicht allzu sehr zu zeigen. »Wenn du mich wirklich dabeihaben willst.«

»Natürlich will ich das«, antwortete er. »Außerdem möchten dich meine Eltern kennen lernen.«

»Wirklich?«, fragte ich strahlend. »Ich würde sie auch sehr gerne kennen lernen.«

Wir grinsten uns an, bevor wir uns wieder dem Essen zuwandten. Es war das erste Mal seit Jahren, dass ich mich wieder so richtig auf Weihnachten freute. Meistens war ich zusammen mit meinen Eltern zu meiner Schwester nach Devon gefahren. Sie war verheiratet, hatte mittlerweile zwei kleine Kinder und eine Katze und wohnte in einem kleinen Haus am Ende der Welt, umgeben von Wiesen, das Meer in Sichtweite. Ich fühlte mich dort immer ein bisschen wie eine Außenseiterin – die, die jedes Jahr als Letzte und allein eintraf – und spielte zwei Tage lang die brave Tochter und fröhliche Tante, ehe ich wieder nach London flüchtete. Letztes Jahr war ich bei Holly und Charlie gewesen und bis fünf Uhr morgens aufgeblieben, weil Holly, schon ziemlich betrunken, unbedingt noch Scharade spielen wollte. Ich sehe sie noch genau vor mir, wie sie mit ihren hohen Schuhen und ihrem schief sitzenden Papierhut auf einem Tisch stand und hilflos kicherte. Dieses Jahr aber war es anders. Todd und ich hatten gemeinsame Pläne. Wir wollten zusammen einen Weihnachtsbaum besorgen, an Neujahr wegfahren, vielleicht

sogar gemeinsame Entscheidungen treffen. Ich blickte dem kommenden Jahr voller Zuversicht entgegen.

Dann musste ich wieder an Holly denken. Ihr Weihnachten würde dieses Jahr ziemlich seltsam ausfallen. Ich hatte mit Charlie darüber gesprochen, und er sagte mir, dass Hollys Mutter nach der Entlassung ihrer Tochter noch einige Zeit bleiben wolle, bis sie sich zu Hause wieder einigermaßen zurecht fand. Seine Mutter würde ebenfalls für ein paar Tage kommen. Naomi hatte angeboten, das Weihnachtsessen für sie zu kochen. Arme Holly, dachte ich. Während sie apathisch in ihrem Krankenbett lag, diskutierten rundherum alle über sie und schmiedeten über ihren Kopf hinweg Pläne.

Ich hatte Holly immer für sehr mutig gehalten, für die mutigste Person, die ich kannte, aber nun peinigte sie Angst. Ich fragte mich, ob sie sich mehr vor dem Chaos in ihrem Inneren fürchtete – all den seltsamen, quälenden Dämonen, die sie immer für einen Teil ihrer Persönlichkeit gehalten hatte, nun aber als hässliche Eindringlinge empfand – oder mehr vor der Realität, in die sie bald wieder zurückkehren musste. Wahrscheinlich hatte sie vor beidem Angst, dem Innen und dem Außen, denn sie konnte beiden Welten nicht entkommen. Sie fand selbst im Schlaf keine Ruhe, weil Alpträume sie quälten. Ich hatte noch nie für einen Menschen so viel Mitleid empfunden wie nun für Holly und mich auch noch nie für jemanden so verantwortlich gefühlt. Es kam mir vor, als hätten wir die Grenzen einer normalen Freundschaft überschritten, sodass sie für mich inzwischen eher so etwas wie eine Tochter, Schwester oder Mutter war, eigentlich alles in einer Person. Die Verantwortung für sie lastete so schwer auf mir, dass ich sogar an sie dachte und mir ihretwegen Sorgen machte, wenn ich mit Todd zusammen war. Und Pläne schmiedete. Pläne wie meinen heutigen, von dem ich nicht einmal Todd erzählte, weil ich wusste, dass er ihn dumm finden würde.

»Was ist los?«, fragte er. »Du schaust so sorgenvoll.«

»Wirklich? Ich weiß gar nicht, warum.«

»Woran hast du gerade gedacht?«

»Ach, nichts.«

»Meg, ich bin nicht blind. Sag es mir.«

»Ich glaube, ich sollte es dir lieber nicht erzählen, weil es sich dabei um eine Privatangelegenheit von Holly handelt.«

»Oh. Holly. Das hätte ich mir denken können.«

Der Rest des Abends verlief etwas kühl. Als wir schließlich nebeneinander im Bett lagen, berichtete ich ihm doch noch von Hollys Schulden, meinem Ausflug in den Golfklub und meinem Besuch bei den Cowden Brothers.

»Weißt du, was ich finde?«

»Du findest, dass ich ein unglaublicher Trottel bin.«

»Ich finde, dass du die liebste, loyalste und großzügigste Freundin bist, die die Welt je gesehen hat.«

»Oh.« Ich spürte, dass ich rot wurde, auch wenn man das im Dunkeln natürlich nicht sah.

»Hast du dir das wirklich gut überlegt?«

»Ich glaube schon.«

»Weiß Holly es überhaupt zu schätzen?«

»Ich werde ihr erst mal nichts davon sagen. Ich möchte einfach, dass sie keine Angst haben muss, wenn sie aus dem Krankenhaus kommt.«

»Dann möchtest du also nicht einmal einen Dank dafür. Das ist definitiv nicht normal.«

»Diese Dinge spielen inzwischen keine Rolle mehr«, sagte ich und wusste in dem Moment, dass das stimmte. »Es ist eher eine Frage von Leben oder Tod, Wahnsinn oder Nicht-Wahnsinn. Ich habe das Gefühl, mir bleibt keine andere Wahl.«

Einen Moment lang schwiegen wir beide. Er streichelte mir geistesabwesend übers Haar.

»Was denkst du?«

»Ich denke, du hättest schon eher mit mir darüber reden sollen.«

»Das wollte ich, aber es war eigentlich Hollys Geheimnis, nicht meines.«

»Du hättest da nicht allein hinfahren dürfen.«

»Ich hatte Lola dabei.«

»Na großartig.« Er kannte Lola.

»Es gab ja zum Glück keine Probleme.«

»Und du willst das wirklich durchziehen?«

»Ja.«

»Ich könnte viertausend beisteuern. Das ist alles, was ich habe. Sogar schon ein bisschen mehr, als ich habe.«

»Nein!«, sagte ich. »Nein, nein und noch mal nein. Das wäre nicht richtig. Du kennst Holly doch kaum. Ihr seid euch nur ein einziges Mal begegnet, und da war sie ziemlich grob und unhöflich zu dir. Wenn ich geahnt hätte, dass du mir Geld anbieten würdest, hätte ich dir nichts davon erzählt. Jetzt fühle ich mich ganz schrecklich.«

»Ich möchte dir aber helfen.«

»Nein.«

»Meg, ich *möchte*. Mein Entschluss steht fest.«

»Aber das geht nicht – ich kann kein Geld von dir annehmen.«

»Warum nicht?«

»Ich kann einfach nicht.«

»Dann betrachte es doch einfach als Kredit.«

»Aber ...«

»Aber ohne den wöchentlichen Zins.«

»Todd.«

»Was?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Musst du unbedingt etwas sagen?«

Die restlichen tausend Pfund lieh ich mir von Trish und einer alten Schulfreundin, die in der City arbeitete, in Camden ein großes Haus besaß und für jedes Paar Schuhe, das sie erstand, fünfhundert Pfund ausgab. Ich erklärte ihnen, dass ich gerade ein kleines Liquiditätsproblem hätte und ihnen das Geld gleich nach Weihnachten zurückzahlen würde. Alle Beteiligten waren ein wenig verlegen.

\*

Am Montagmorgen war mir vor Nervosität richtig flau im Magen. Ich versuchte, ganz normal meine Arbeit zu machen, konnte mich aber auf nichts konzentrieren. Ich brauchte eine Stunde, um ein paar routinemäßige E-Mails zu beantworten und sah dann im Schneckentempo die Post durch. In der Mittagspause ging ich zu meiner Bank und hob elftausendfünfhundert Pfund ab. Damit hatte ich mein normales Konto um vierhundertsechs Pfund überzogen, und auf meinem Sparkonto verblieb mir noch eine Summe von 1,56 Pfund. Das Gefühl, das ich empfand, während ich die Banknotenbündel in eine Plastiktüte und dann in meine Schultertasche steckte, hatte fast etwas von einem kleinen Schwips: Es war eine Mischung aus heroischer Selbstaufopferung, Traurigkeit, Wut und einer seltsamen Euphorie. Ich war es nicht gewohnt, solche wilden, dramatischen Dinge zu tun. Es kam mir vor, als wäre ich in die Haut eines anderen Menschen geschlüpft.

Ich traf mich mit Todd vor seinem Büro. Er schlich wie ein Ganove zur Tür heraus und spähte erst einmal übertrieben nach rechts und links. Dabei hielt er eine abgewetzte Aktenmappe an

die Brust gepresst, die ich noch nie gesehen hatte.

»Hallo«, begrüßte er mich fast flüsternd, musste dann aber über sich selbst grinsen.

»Hast du Hunger? Sollen wir erst irgendwo einen Happen essen?«

»Was? Mit diesem ganzen Bargeld in der Tasche? Lieber Himmel, Meg, lass uns die Sache ganz schnell hinter uns bringen, bevor wir das Geld verlieren oder überfallen werden.«

»Geht es dir nicht gut?«

»Ich fühle mich ein bisschen komisch. Als würden wir gleich eine Bank ausrauben oder so was Ähnliches.«

»Schön wär's. In Wirklichkeit sind wir diejenigen, die ausgeraubt werden, oder hast du das vergessen?«

»Wo steht dein Auto?«

»Gleich um die Ecke.«

»Dann nichts wie los.«

»Todd.«

»Was?«

»Danke.«

»Bedank dich erst, wenn wir es geschafft haben. Jetzt aber los.«

Diesmal war nur der fette Mann da, aber im hinteren Teil des Ladens hörte man Geräusche. Er sperrte die Tür ab und drehte das Schild auf »Geschlossen«. Dann trat er wieder hinter die Ladentheke, und ich überreichte ihm meine Plastiktüte und die beiden Umschläge von Todd. Er befeuchtete mit der Zunge seinen Zeigefinger und begann routiniert die Banknoten durchzublättern. Wir sahen ihm beide fasziniert zu. Während seine zierlichen Hände das Geld zählten, leckte er sich ständig über die Lippen.

»Gut«, sagte er schließlich.

»Kann ich eine Quittung haben?«

Er riss ein Stück Papier von einem Block, kritzelte die Zahl darauf und reichte es mir.

»Das ist aber keine Quittung, die ich beim Finanzamt einreichen kann«, bemerkte ich.

»Und?«

»Woher weiß ich, dass ich Ihnen trauen kann? Was, wenn Sie einfach leugnen, das Geld erhalten zu haben? Was, wenn Sie Holly weiter belästigen?«

Der fette Mann wirkte beleidigt. »Das hier ist eine Firma«, erklärte er. »Glauben Sie, wir wollen unseren guten Ruf ruinieren? Sie haben bezahlt. Nun gehen Sie.«

Das klingt jetzt vielleicht seltsam, aber ich war ziemlich stolz auf mich. Ich hatte mich in das furchtbare Chaos gestürzt, das Holly hinterlassen hatte, und alles geregelt. Ich wusste nicht so recht, ob ich einen Drachen getötet oder nur ein bisschen Frühjahrsputz gemacht hatte, aber auf jeden Fall hatte ich Hollys Welt ein wenig von ihrem Schrecken genommen. Ich freute mich darauf, ihr diese Nachricht zu überbringen und ihr damit vielleicht ein Lächeln zu entlocken. Nun würde bestimmt alles besser werden. Aber dann verlief mein Besuch ganz anders als erwartet. Als ich an ihr Bett trat, lag sie mit dem Rücken zu mir. Ich hatte gleich ein ungutes Gefühl, weil sie sonst nie in dieser Haltung schlief. Ich ging auf die andere Seite, um ihr Gesicht sehen zu können. Sie war sehr blass. Zuerst dachte ich, sie würde schlafen, aber dann öffnete sie die Augen. Sie wirkten wie tot, wie die Augen eines Fisches.

»Holly«, sagte ich. »Wie geht es dir?«

Sie murmelte etwas, das ich nicht verstand. Ich beugte mich über sie. Sie stammelte nur sinnloses Zeug, lauter einzelne, unzusammenhängende Silben. »Was ist los?«, fragte ich. »Was ist passiert?«

Voller Panik rannte ich hinaus auf den Gang, schnappte mir eine Krankenschwester und zerrte sie fast zu Hollys Bett.

»Irgendetwas stimmt nicht mit ihr! Sie braucht ganz schnell einen Arzt!«

Die Schwester runzelte die Stirn, beugte sich einen Moment über Holly und warf dann einen Blick auf das Krankenblatt am Fußende des Betts. »Miss Krauss braucht nur ein bisschen Ruhe«, erklärte sie. »Sie ist gerade von ihrer ersten Behandlung zurückgekommen.«

»Was für einer Behandlung?«

»Elektroschock.«

Ich kämpfte mich gegen den Widerstand von Dr. Thornes Sekretärin in sein Büro vor. Er telefonierte gerade und wirkte ziemlich verblüfft, als er mich sah. Ich blieb einfach vor ihm stehen, bis er den Hörer aufgelegt hatte.

»Ich bin die Freundin von Holly Krauss«, begann ich. »Wir haben kürzlich miteinander gesprochen.«

»Ja, Meg, ich weiß, wer Sie sind.«

»Was, zum Teufel, läuft da ab? Ich war gerade bei ihr. Sie bringt keinen zusammenhängenden Satz mehr heraus. Und eben habe ich erfahren, dass sie mit Elektroschocks behandelt worden ist.« Ich hielt einen Moment inne. Von ihm kam keine Reaktion.

»Nun?«

»Ich habe die Behandlung angeordnet«, erklärte er. »Mit dem Einverständnis von Miss Krauss und ihrem Ehemann.«

»Warum denn das, um Himmels willen?«

»Es tut mir Leid, aber ich kann mit Ihnen wirklich nicht über die Einzelheiten ihrer Behandlung sprechen.«

»Das ist ein Skandal! Ich werde mich beschweren.«

Nun wirkte Dr. Thorne doch ein wenig beunruhigt und erhob sich von seinem Schreibtisch. »Warten Sie«, sagte er. »Sie müssen das verstehen. Ich kann Ihnen keine Einzelheiten über Miss Krauss' Fall erzählen. Am besten, Sie besprechen das mit ihr selbst.«

»Sie ist doch gar nicht in der Lage, irgendetwas zu besprechen.«

»Das kommt nur von der Narkose oder dem Muskelrelaxans. Mit der Elektroschocktherapie hat das nicht das Geringste zu tun.«

»Ich kann einfach nicht fassen, dass Sie bei ihr diese extreme Therapie anwenden. Das ist doch mittelalterlich.«

»Es handelt sich keineswegs um eine extreme Therapie. Alles, was Sie darüber wissen, stammt wahrscheinlich aus irgendwelchen alten Filmen. Ich versichere Ihnen, dass es ganz und gar nicht so ist, wie Sie es sich vorstellen. Es handelt sich um ein ganz ungefährliches Verfahren. Wir behandeln damit sogar Schwangere, die keine starken Medikamente einnehmen dürfen. Auch in der Geriatrie wird damit sehr viel gearbeitet.«

»Sie setzen ihr Gehirn unter Strom!«

Er lächelte über meine Worte. »So kann man das wirklich nicht ausdrücken.«

»Was hat das für Auswirkungen auf ihr Gehirn?«

»Manche Patienten berichten von einem gewissen Maß an Gedächtnisverlust«, antwortete er, »aber das gibt sich in der Regel wieder. Das Entscheidende ist, dass es sich um eine sehr wirksame Behandlungsmethode handelt. Und bei manchen Patienten ist sie einfach unerlässlich.«

»Sie meinen, bei schwer kranken Patienten?«

Er schien sich sehr unbehaglich zu fühlen. »Ich meine beispielsweise bei Patienten, die als stark suizidgefährdet gelten.«

»Und Sie glauben, das ist bei Holly der Fall?«

Er machte eine hilflose Handbewegung. »Es tut mir Leid«, sagte er. »Das darf ich Ihnen nun wirklich nicht sagen. Aber Sie sind doch ihre Freundin. Sie kennen Sie. Sie wissen, was sie durchgemacht hat.«

»Das ist doch verrückt«, entgegnete ich. »Lächerlich. Sie war doch gar nicht mehr so krank. Es ging ihr schon viel besser. Ich kann gar nicht fassen, wie das alles jetzt so plötzlich passiert ist. Zu mir hat sie gesagt, sie wolle leben. Sie hatte nicht vor, es noch einmal zu versuchen, da bin ich ganz sicher.«

Dr. Thorne ließ sich nicht überzeugen. Er setzte sich wieder hin. Unser Gespräch war offensichtlich beendet.

Als ich zurückkam, saß Charlie neben Hollys Bett. Sie selbst war mittlerweile richtig wach. Als sie mich sah, lächelte sie matt.

»Wie geht es dir?«

»Mir ist noch ein bisschen schwummrig«, antwortete sie. »Schwindlig. Duslig. Irgendwie fallen mir dazu nur Worte auf - ig ein.«

Ich hatte das Gefühl, dass ich zumindest Holly gegenüber gute Miene zum bösen Spiel machen musste.

»Ich habe mit Dr. Thorne gesprochen«, sagte ich. »Er hat sich sehr positiv darüber geäußert.«

»Mir selbst war ein bisschen mulmig zumute ... du weißt schon. *Einer flog übers Kuckucksnest*. Ich dachte, du würdest hereinkommen und mich mit einer großen Narbe an meinem rasierten Schädel vorfinden. Mir ein Kissen aufs Gesicht drücken.«

Sie schaffte es noch immer, mich zum Lachen zu bringen. Ich streichelte ihr übers Gesicht. »Du siehst gut aus.«

Wir unterhielten uns eine Weile, auch wenn es ein etwas zusammenhangloses Gespräch war. Charlie beteiligte sich nicht daran. Er besorgte Kaffee für uns, zupfte am Bett herum und ordnete Hollys Sachen. Er tat mir so Leid. Während des letzten Jahres hatte er ziemlich viel Zeit als Zuschauer der großen Holly-Show verbracht, und nun musste er auch noch ihren Krankenpfleger spielen. Ich fragte mich, ob ihn meine Anwesenheit nervte oder ob er froh darüber war. Ein Blick auf meine Uhr rief mir ins Gedächtnis, dass ich anderswo auch noch ein Leben hatte. Aber vorher wollte ich mit Charlie sprechen. Ich forderte ihn mit einer Kopfbewegung auf, mit mir hinauszukommen. Draußen auf dem Gang blieben wir stehen. Ich erklärte Charlie, wie überrascht ich gewesen sei. »Ich weiß«, antwortete er. »Es war eine schwierige Entscheidung. Aber Dr. Thorne sagte, es sei nur zu ihrem Besten.«

»Ich meine nicht nur das«, erwiderte ich. »Er war mir gegenüber unglaublich diskret. Aber das wenige, was er mir erzählt hat, klang irgendwie so, als würde er Holly immer noch für selbstmordgefährdet halten.«

Einen Moment lang schwiegen wir.

»Ja?«, antwortete Charlie schließlich.

»Aber das ist sie nicht.«

»Wovon sprichst du überhaupt, Meg? Hast du denn keine Augen im Kopf? Warum glaubst du, dass sie hier ist? Sie ist in dem Krankenwagen gestorben. Es ist ein Wunder, dass sie es geschafft haben, sie zurückzuholen.«

»Ich weiß, ich weiß«, räumte ich ein. »Aber inzwischen ist das anders. Sie hat es mir selbst gesagt. Sie hat gesagt, sie habe erkannt, dass sie leben wolle.«

Charlie schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, es wäre so. Vielleicht spielt sie bei dir immer noch die fröhliche Holly. Mir gegenüber ist sie anders. Sie spricht nach wie vor von Selbstmord. Sie fängt immer wieder von dem Thema an. Dr. Thorne sagt, das sei ein ganz wichtiger Faktor, der darauf hindeute, dass sie noch suizidgefährdet sei.«

»Hat sie mit ihm darüber geredet?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete er. »Jedenfalls hat sie mit mir darüber gesprochen, und ich habe mit Dr. Thorne gesprochen. Spielt das eine Rolle?«

»Ich hatte nur einen völlig anderen Eindruck von ihr.«

Er bedachte mich mit einem scharfen Blick. Ich befürchtete schon, ihn beleidigt zu haben. »Du kennst doch Holly. Sie zieht immer eine Show ab. Denk mal an die Geschichte vorhin mit dem Kissen.«

»Das war doch nur ein Scherz.«

»Wer, zum Teufel, bist du, dass du entscheiden kannst, ob das ein Scherz war oder nicht?«, fuhr er mich an.

»Entschuldige«, sagte ich, erschrocken über Charlies plötzlichen Wutausbruch. »Lass uns nicht streiten. Wir stehen beide auf derselben Seite.«

»Ich weiß. Das Ganze wird langsam zu viel für mich. Ich habe eine ziemlich anstrengende Zeit hinter mir.«

»Das glaube ich dir gern.«

»Weißt du, was, Meg? Früher hatte ich immer Angst, dass jemand Holly etwas antun könnte. Jetzt sieht es ganz danach aus, als wollte sie das selbst übernehmen. Manchmal denke ich, dass ich sie verloren habe. Ich glaube wirklich, sie möchte sterben. Wenn dem tatsächlich so ist, dann weiß ich nicht, was irgendjemand von uns tun könnte, um das zu verhindern.«

Am Tag bevor Holly nach Hause kam, wollte ich Charlie ein Begrüßungssträußchen für sie vorbeibringen, musste aber feststellen, dass schon überall im Haus Vasen voller Lilien und Rosen herumstanden, die mein kleines Anemonensträußchen ziemlich mickrig aussehen ließen. Im Haus wimmelte es nur so von Leuten. Charlies Mutter war gerade eingetroffen und saß, rundlich und entspannt, auf der Couch und rauchte eine Mentholzigarette, während Hollys Mutter in der Küche lautstark mit Töpfen und Pfannen hantierte. Charlie war damit beschäftigt, einen asymmetrischen Weihnachtsbaum zu schmücken, und Naomi strich gerade die letzte Wandseite von Charlies und Hollys Schlafzimmer in einem zarten Grünton. »Wir haben uns gedacht, wir überraschen sie«, erklärte sie und grinste von der Trittleiter herunter. Sie hatte einen Farbklecks auf der Wange.

Einen Moment lang empfand ich ein kindisches Gefühl von Eifersucht. »Du hättest mir Bescheid sagen sollen. Ich hätte dir helfen können.«

»Ich weiß doch, wie viel du zu tun hast. Und außerdem macht mir das Streichen Spaß«, entgegnete Naomi. Sie legte ihren Pinsel vorsichtig auf den Deckel der Farbdose. »Möchtest du eine Tasse Tee? Und ein Stück Kuchen? Ich habe Ingwerkuchen gebacken.«

»Nein, danke«, antwortete ich knapp. »Ich kann nicht bleiben.«

\*

Am nächsten Tag schaute ich nicht bei Holly vorbei. Ich wollte

ihr ein bisschen Zeit lassen, sich wieder einzugewöhnen, doch am Abend, auf meinem Weg nach Hause, klingelte mein Handy, und sie war dran. Sie berichtete mir, dass sich alle ganz reizend um sie kümmerten, und stieß dann ein verächtliches Schnauben aus, das ich als positives Zeichen wertete. »Es ist wirklich übel«, sagte sie. »Die beiden Mütter sprechen nicht miteinander, und Charlie gibt sich solche Mühe, es allen recht zu machen, dass er mir schon fast vorkommt wie ein Hund, der ständig zwischen seinen zwei Besitzern hin- und herläuft. Kannst du vorbeischau'n? Bitte!«

»Du meinst, jetzt gleich?«

»Sie würden dich nicht reinlassen. Angeblich brauche ich Ruhe. Es ist wirklich zum Verrücktwerden, aber verrückt bin ich ja sowieso schon. Komm morgen.«

»Ich weiß nicht, ob das –«

»*Bitte.*«

»Also gut. Wann?«

»Komm doch zum Mittagessen.«

»Ich bringe was mit.«

»Untersteh dich! Die Küche platzt bald vor lauter Essen. Jeder meint, er muss irgendeine dämliche Suppe kochen. Weißt du, was? Bring doch deinen Todd mit. Morgen ist schließlich Samstag.«

»Bist du sicher?«

»Nun fang nicht du auch noch an, mich wie eine Invalide zu behandeln. Ich möchte ihn kennen lernen, damit ich dir sagen kann, ob er gut genug für dich ist.«

»Aber bitte nimm –«

»Ja, ich nehme mich zusammen. Keine Sorge. Ich verspreche dir, dass ich nicht wieder so grob mit ihm umspringen werde wie beim letzten Mal. Das lassen meine Pillen gar nicht zu.«

Das hatte ich nicht gemeint. Eigentlich hatte ich sagen wollen:

»Aber bitte nimm ihn mir nicht weg.«

Wir trafen gegen zwölf bei ihnen ein. Charlie öffnete uns die Tür und umarmte mich. Dann begrüßte er Todd mit einem kräftigen Handschlag. Er trug eine Schürze und hatte die Ärmel hochgekrempelt. Mittlerweile waren es noch mehr Blumen geworden, überall standen Karten mit Genesungswünschen herum, und die Beleuchtung des Weihnachtsbaums war angeschaltet. Das ganze Haus roch nach frischer Farbe.

Ich hatte damit gerechnet, Holly im Bett vorzufinden, aber sie saß auf der Couch. Sie trug eine alte Jeans und einen melierten Rollkragenpullover mit überlangen Ärmeln, hatte ihr Haar zu Zöpfen geflochten und war völlig ungeschminkt. Sie sah aus wie eine Zwölfjährige und wirkte so bleich und fragil, dass ich mir neben ihr groß und plump vorkam. Ich beugte mich zu ihr hinunter, um sie ganz vorsichtig auf die Wange zu küssen, aber sie schlang beide Arme um mich und drückte mich fest an sich. »Keine Angst, ich zerbreche schon nicht«, lachte sie. »Ich bin ein zähes altes Huhn.«

Sie stand auf und streckte Todd die Hand hin. »Ich glaube, ich war beim letzten Mal ziemlich unhöflich«, sagte sie, »wurde aber inzwischen darüber aufgeklärt, dass es sich dabei um ein Symptom einer Geisteskrankheit handelte. Können wir noch einmal von vorn beginnen? Und vielleicht gleich du zueinander sagen?«

»Eine gute Idee«, antwortete Todd und gab ihr verlegen die Hand. »Es freut mich, dass es dir besser geht.«

»Inzwischen kommt mir das alles wie ein Traum vor. Hauptsächlich, weil es hier im Haus mit keinem Wort erwähnt wird.«

Sie senkte ihre Stimme zu einem melodramatischen Flüstern.

»Das *Sterben*, meine ich. Meinen Versuch zu sterben. Oder meinen manisch-depressiven Zustand. Sie sagen bloß: ›deine Krankheit‹ oder ›was dir passiert ist‹, lauter solches Zeug.

Deswegen wollte ich unbedingt, dass Meg vorbeikommt. Du kennst sie ja, sie ist so ...«

Sie suchte nach dem richtigen Wort. Ich saß ihr mit mürrischer Miene gegenüber und wartete darauf, dass nun »solide« oder »zuverlässig« folgen würde.

»So *ehrlich*«, sagte Holly schließlich. »Uns bleiben ungefähr zwanzig kostbare Minuten, bis Charlies Mutter vom Einkaufen zurückkommt und meine Mutter von wo auch immer sie gerade ihr Unwesen treibt. Mein Gott, ich wünschte, Weihnachten wäre schon vorbei. Sie hätten mich besser noch bis Neujahr im Krankenhaus lassen sollen. Meg, warum siehst du mich so an?«

»Ich suche krampfhaft nach einem Weg, dich zu fragen, wie es dir geht«, antwortete ich.

»Keine Sorge«, beruhigte mich Holly. »Ich habe nicht vor, einen weiteren Selbstmordversuch zu unternehmen. Außerdem möchte ich sowieso nicht über mich reden. Das Thema hängt mir zum Hals heraus. Erzähl mir vom Büro. Irgendwelche Klatschgeschichten. Egal, was.«

Ich hatte ihr eigentlich von Rees erzählen wollen und dass sie keine Spielschulden mehr hatte, aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Irgendwie konnte ich es nicht, während Charlie nebenan in der Küche werkete, Todd mir so verlegen und bemüht gegenüber saß und Holly selbst vor sich hinquasselte wie ein aufgeregtes Kind. Ich fühlte mich plötzlich sehr erschöpft. Wir sprachen über belanglose, unproblematische Themen. Dann bat sie mich, ihr zu helfen, ein Weihnachtsgeschenk für Charlie auszusuchen. »Obwohl ich keine Ahnung habe, was ich ihm schenken soll«, fügte sie hinzu. »Charlie ist der Typ Mann, der nichts braucht.« Plötzlich wirkte sie niedergeschlagen. Sie wandte sich an Todd. »Was würdest du ihm schenken?«

»Tja ... keine Ahnung. Vielleicht etwas, das mit seiner Arbeit zu tun hat?«

»Ich glaube nicht, dass er noch arbeitet. Meiner Meinung nach

macht er nichts mehr, seit ich offiziell für verrückt erklärt wurde. Und vorher war er auch schon nicht mehr so richtig aktiv. Er sagt, das sei im Moment nicht so wichtig, er müsse sich jetzt erst mal um andere Dinge kümmern.«

»Da hat er Recht«, sagte ich.

»Ich möchte nicht, dass er sich um mich kümmert. Das übernehme ich jetzt wieder selbst. Ich möchte, dass er arbeitet. Er ist sehr gut in dem, was er tut. Als ich ihn kennen lernte, war ich davon überzeugt, dass er es weit bringen würde. Das dachte ich allerdings von mir selbst auch mal. Jedenfalls können wir uns nicht einfach in unserem Haus einschließen und so tun, als gäbe es die Welt draußen nicht mehr. Wir können nicht den Rest unseres Lebens Suppe schlürfen und Naomis Ingwerkuchen essen, oder?«

»Nein, wahrscheinlich nicht«, gab ich ihr Recht. Mir ging durch den Kopf, dass es jetzt vielleicht doch an der Zeit war, ihr von dem Geld zu erzählen.

»Wie wär's mit einem Bademantel?«, fragte Todd.

Hollys Miene hellte sich auf. »Das ist eine gute Idee. Ich werde ihm einen Bademantel schenken. Todd, du bist genial!«

»Er ist *nett!*«, flüsterte sie, als Todd auf die Toilette ging.

»Gut«, sagte ich. »Ich meine, es freut mich, wenn du ihn magst, aber ich müsste unbedingt ein paar Sachen mit dir besprechen.«

»Lass uns später einen Spaziergang machen. Ich muss hier sowieso mal raus.«

Beim Mittagessen gab sich Holly plötzlich sehr schweigsam, und Charlie sprang ständig auf und machte völlig unnötige Dinge am Spülbecken, wobei er ziemlich laut mit irgendwelchen Töpfen klapperte. Wir anderen sprachen darüber, dass es wahrscheinlich bald schneien würde, und ritten anschließend viel zu lange auf dem Thema Winterwetter herum. Ich berichte-

te, dass es in der Arktis Orte gebe, wo man kochendes Wasser in die Luft hinaufschleudern und zusehen könne, wie es gefror, bevor es den Boden erreichte. Todd berichtete von einem Skiurlaub in Norwegen, wo es so kalt gewesen sei, dass seine Wimpern einfroren und sich in seinen Nasenlöchern kleine Eiszapfen bildeten. Ich warf einen ängstlichen Blick zu Holly hinüber, weil ich befürchtete, dass sie eine sarkastische Bemerkung machen könnte. Sie grinste mich an und hob dabei kaum merklich eine Augenbraue, sagte aber nichts.

Dann klingelte es an der Tür, und ich sah Holly zusammenzucken. Erst in dem Moment begriff ich, dass sie die ganze Zeit voller Anspannung mit dem Auftauchen unliebsamer Besucher rechnete. Sie entspannte sich erst wieder, als Charlie mit Naomi hereinkam, die neben Anthea Carter Platz nahm und alle begrüßte, als gehörte sie zur Familie. Die ganze Runde trank Kaffee. Anthea tunkte einen Schokoladenkeks nach dem anderen in ihre Tasse und verlor dabei immer wieder aufgeweichte Brocken, die sie dann mit dem Teelöffel herausfischte und laut in sich hineinschlürfte. Sie hatte zum Essen zwei Gläser Weizenbier getrunken und war ziemlich angeheitert.

Naomi gab einen großen Schuss Milch in ihren Kaffee und dann einen ganz kleinen in den von Charlie, nur ein paar Tropfen, genau wie er es mochte. Eigentlich eine Lappalie, aber die Vertrautheit dieser Geste versetzte mir einen Stich. Ich beobachtete, wie Charlie einen Seitenblick zu Naomi warf, den sie kurz erwiderte, ehe sie sich mit sitzbarer Miene, aber strahlenden Augen wieder dem Rest der Runde zuwandte.

Sie haben etwas miteinander, schoss mir durch den Kopf. Holly hatte Recht gehabt, nur die falsche Frau verdächtigt. Arme Holly, dachte ich. Aber ich bedauerte nicht nur sie, sondern auch Charlie, uns alle. Es kam mir plötzlich fast pervers vor, wie wir hier alle um diesen Tisch saßen, miteinander plauderten und uns lächelnd betrogen und belogen.

Holly stand auf und schob ihren Stuhl zurück. »Ich mache jetzt

mit Meg und Todd einen Spaziergang«, verkündete sie.

»Bist du sicher, dass –«

»Ja, das bin ich.«

»Möchtest du, dass ich mitkomme?«, fragte Charlie.

»Nein, du bleibst hier. Du hast mich sowieso schon die ganze Zeit am Hals.«

»Aber zieh dich warm an.«

Er half ihr in den Mantel, knöpfte ihn für sie zu und band ihr einen bunten Schal um den Hals. Sie legte den Kopf in den Nacken, um ihm einen Kuss zu geben, aber er wich ihrem Mund aus und küsste sie nur ganz leicht auf die Wange.

Todd setzte uns am Park ab und verabschiedete sich dann taktvoll. Es ging ein eiskalter Wind, was Holly aber nichts auszumachen schien. Endlich hatte ich Gelegenheit, ihr zu sagen, dass ich bei Cowden Brothers gewesen sei und sie sich keine Sorgen mehr zu machen brauche.

»Sie haben meine Schulden einfach gestrichen?«, fragte Holly zweifelnd.

»Sozusagen«, antwortete ich.

»Warum?«

»Ich hab Ihnen erklärt, dass du an dem Abend nicht ganz bei Sinnen warst und –«

»Meg, ich bin's, deine alte Freundin Holly. Erinnerst du dich? Ich bin noch nicht vollkommen plemplem, und außerdem merke ich ganz genau, wenn du nicht die Wahrheit sagst.

Du hast dann immer so eine drollige kleine Furche zwischen den Augenbrauen.«

»Jedenfalls brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen«, wiederholte ich. »Sie werden dich nicht mehr bedrohen. Du kannst dich auf das Gesundwerden konzentrieren.«

»Du hast das Geld bezahlt.«

»Das spielt keine Rolle.«

»Du hast meine Schulden bezahlt, stimmt's?«

»Sozusagen«, murmelte ich.

»Wie viel?«

»Was du eben schuldig warst.«

»Wie viel, Meg? Sag es mir!« Sie hielt mich am Arm fest, sodass ich stehen bleiben musste.

»Zwölftausend«, log ich.

Sie schloss die Augen. Ich sah, dass sie im Kopf irgendwelche Berechnungen anstellte. »Nein«, sagte sie. »Sag mir, wie viel es wirklich war.«

»Sechzehn.«

»Oh, mein Gott, Meg!«

»Die Uhr lief«, erklärte ich. »Inzwischen wäre es noch mehr, wenn –«

»Du hast alles bezahlt?«

»Ich hab nur getan, was du an meiner Stelle auch getan hättest.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Du brauchst mir nicht zu danken.«

»Ich werde dir auch nicht danken. Ich werde mit dir schimpfen, du dummes Huhn! Was hast du dir bloß dabei gedacht?«

Sie riss die Hand hoch, als wollte sie mir ins Gesicht schlagen, brach stattdessen aber in Tränen aus.

Ich zögerte einen Moment, aber dann nahm ich sie einfach in den Arm. »Du hättest dasselbe auch für mich getan«, wiederholte ich.

»Wo hast du denn so viel Geld herbekommen?«, fragte sie schluchzend.

»Ach, von hier und da.«

»Du hast dein ganzes Ersparnes geopfert, stimmt's? Das Geld für dein Haus.«

»Das war genau der Notfall, für den ich es gespart hatte.«

Holly stieß ein Lachen aus, das eigentlich mehr nach einem Schluckauf klang. »Aber es war mein Notfall, nicht deiner. Meg, ich –«

»Es spielt keine Rolle«, schnitt ich ihr das Wort ab.

Wir hatten den Eingang von Golders Hill Park erreicht und schlenderten an den Emus vorbei auf die Ziegen zu. »Kein Mensch kann richtig unglücklich sein, wenn er einer Ziege zusieht«, sagte ich. Dann fügte ich im gleichen Ton hinzu:

»Wie geht es deinem Gehirn?«

»Das nenne ich eine direkte Frage«, antwortete Holly. Sie schob die Hände in die Manteltaschen.

Ein kleiner Junge stieß ein schrilles Blöken aus.

»Ich war entsetzt, als ich von der Elektroschockbehandlung hörte«, erklärte ich, »aber anscheinend geht es dir gut.«

»Zu dem Thema kann ich eigentlich nichts sagen«, entgegnete Holly. »Ich habe die ganze Prozedur einfach verschlafen. Sie haben mich abgeholt, und irgendwann bin ich dann völlig benebelt wieder aufgewacht.«

»Sie haben behauptet, es sei eine Notmaßnahme gewesen. Angeblich warst du plötzlich wieder extrem depressiv.«

»Ja, das habe ich auch gehört«, meinte Holly.

»Das klingt, als würdest du über jemand anderen sprechen«, bemerkte ich. »Kannst du dich denn nicht erinnern?«

»Sie haben zu mir gesagt, es könnte mein Gedächtnis ein bisschen beeinträchtigen, auch wenn ich nicht das Gefühl habe, dass dem so ist.« Sie lächelte bedauernd. »Aber vielleicht habe ich es tatsächlich vergessen.«

»Das Komische ist«, erklärte ich, »dass ich kurz vor der ersten Elektroschockbehandlung noch mit dir gesprochen habe und dabei eigentlich den Eindruck hatte, dass es dir schon viel besser ging. Du hast zu mir gesagt, dass du, nachdem du ...« Es fiel mir schwer, es auszusprechen. »Dass du, nachdem du die Tabletten genommen hattest, plötzlich doch nicht mehr sterben wolltest.«

»Das stimmt.«

»Ich hatte eigentlich gehofft, du hättest das alles hinter dir.«

Holly zuckte mit den Achseln. »Ich bin in dieser Hinsicht nicht gerade eine verlässliche Zeugin, sondern bloß die Frau, die die Elektroden am Kopf hatte.«

»Ich war sehr überrascht.«

»Dr. Thorne hat Charlie erklärt, welche Faktoren darauf hindeuten, dass ein Mensch suizidgefährdet ist. Ein ganz entscheidender Hinweis liegt vor, wenn man es schon einmal versucht hat, aber das ist ja sowieso klar. Ein weiteres wichtiges Indiz ist, wenn man sich dauernd mit dem Tod beschäftigt. Das hat gar nicht so viel damit zu tun, ob man depressiv ist oder nicht. Man kann hoffnungslos depressiv sein und trotzdem nicht selbstmordgefährdet. Andererseits gibt es aber auch den Fall, dass jemand überhaupt nicht depressiv ist und trotzdem selbstmordgefährdet. Man kann eine Art Obsession dafür entwickeln, fast wie bei einem Hobby. Wie es aussieht, war ich während der letzten Monate eine Mischung aus beiden Varianten, und anscheinend hatte ich wohl auch wieder angefangen, davon zu sprechen.«

»Und jetzt?«

»Und jetzt gibt es nichts, was mir ferner liegt.« Holly zog ihren Mantel enger um ihren Körper. »Diese Ziegen sind wunderbar«, sagte sie. »Ich bin, was ihre therapeutische Wirkung betrifft, völlig deiner Meinung. Aber meinst du nicht, dass es manchmal sogar noch effektiver ist, wenn man sich ein

warmes, gemütliches Plätzchen sucht und eine Tasse Kaffee trinkt?«

Wir setzten uns also in ein Café und tranken Kaffee. Holly aß einen Muffin, und wir sprachen darüber, wann sie wieder zu arbeiten anfangen würde. Als ich zu ihr gefahren war, hatte ich mir nichts mehr gewünscht, als dass Holly von nun an ein glückliches Leben führen würde. Nun begriff ich, dass das nur möglich war, wenn sie ein pflichtbewusstes Leben führte. Die Zeit der Spiele, der wilden Abenteuer und Romanzen, der Träume und Phantasien war vorbei. Nun würde Holly erfahren, wie sich das Leben anfühlte, wenn man nüchtern war. Sie musste sich um ihre Karriere kümmern und ihre Ehe kitten. Es ging darum, Dinge zu organisieren, Termine einzuhalten, im Zeitplan zu bleiben.

Holly schien keine große Lust zu haben, sich zu diesen Themen schon konkret zu äußern. Sie wirkte fast ein wenig trotzig, als wäre ich eine nervende Mutter, die sie dazu anhielt, ihre Hausaufgaben zu machen und auf ihrem Musikinstrument zu üben. Sie erklärte, Dr. Thorne zufolge dürfe sie frühestens in ein paar Monaten wieder zu arbeiten beginnen. Er habe ihr eingeschärft, dass ihre Arbeit nun erst einmal darin bestehe, sich zu erholen. Ihre nächsten Ziele seien, gesund zu werden, ihre privaten Probleme zu regeln, ihr Haus in Ordnung zu bringen. Vor allem aber habe sie bei Charlie einiges gutzumachen. »Und bei dir natürlich auch«, fügte sie hinzu.

Ich musste lachen. »Du hast bei mir doch nichts gutzumachen«, widersprach ich.

»O doch. Ich habe dir von dem Abschiedsbrief erzählt, den ich dir geschrieben habe, oder? Soweit ich mich in meinem Delirium und mit meinem Elektroschock-verkokelten Gehirn erinnern kann, hatte ich irgendwie das Gefühl, dir alles erklären zu müssen. Vielleicht muss ich das noch immer. Ich fürchte fast,

ich werde niemals ganz normal sein.«

»Aber so, wie es war, darf es nicht mehr werden«, erwiderte ich. »So wie in den letzten Monaten kannst du nicht mehr weitermachen. Das würdest du nicht überleben, und wir anderen auch nicht. *Ich* jedenfalls nicht.«

»Wir werden sehen«, antwortete sie. »Meine wichtigste Aufgabe ist jetzt erst mal, gesund zu werden. Nein, das stimmt nicht. Meine *wichtigste* Aufgabe ist, Charlies Mutter aus dem Haus zu bekommen. Das mit dem Gesundwerden kann warten.«

Ich lachte.

»Ist sie wirklich so schlimm?«

»Findest du den Geruch von Mentholzigaretten nicht auch schrecklich?«, fragte sie. »Man sollte diese zwei Dinge nicht miteinander kombinieren. Das ist, als würde man ein Freudenfeuer mit Pfefferminztee löschen.«

»Aber jetzt mal im Ernst«, sagte ich. »Ich finde, du darfst erst wieder zu arbeiten anfangen, wenn ...«

»Komm, wir teilen uns einen Obstkuchen.«

»Sie war ganz anders, als ich erwartet hatte. Jetzt verstehe ich, warum du sie liebst«, sagte Todd.

»Ich hab dir ja gesagt, dass du sie erst richtig kennen lernen musst. Mir war klar, dass du sie dann mögen würdest.«

»Irgendwie hat sie wirklich eine sehr starke Ausstrahlung.«

»Ja, ich weiß. Das finden alle. Sie gibt jedem das Gefühl, etwas Besonderes zu sein.«

Einen Moment lang schwiegen wir. Dann kam Todd zu mir und nahm mich in den Arm. »Was hast du?«

»Nichts.«

»Doch, ich merke es genau.«

»Ich habe wirklich nichts.« Aber dann musste ich es doch

sagen: »Findest du sie sehr schön?«

»Ich weiß nicht, ob sie schön ist. Hübsch, das auf jeden Fall.«

»Die meisten Leute finden sie schön.«

»Meg.«

»Was?«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Ich weiß gar nicht, wovon du sprichst.«

»Du bist die Frau, in die ich verliebt bin. Du bist diejenige, die ich schön finde.«

»Ich bin nicht schön.«

»Für mich schon.«

»»Für mich« klingt nach Mitleid.«

»Nein, eher nach Lust.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Wie hat Holly dich genannt? Ehrlich.«

Wir umarmten uns, und ich presste meine Stirn an seine. Unsere Beziehung besaß plötzlich eine neue Ebene der Ernsthaftigkeit, als wüssten wir beide, dass wir uns gerade auf etwas Großes und Großartiges einließen. Dass es nun kein schnelles Zurück mehr gab. Nach einer Weile sagte ich: »Charlie hat eine Affäre.«

»Charlie? Mit wem denn?«

»Naomi.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es einfach. Sie haben sich heute so angesehen.«

»Er hat eine schwere Zeit hinter sich«, meinte Todd. »Wahrscheinlich ist die Sache bald wieder vorbei.«

»Ja, das hoffe ich. Du meinst also nicht, dass ich deswegen etwas unternehmen sollte?«

»Was könntest du schon tun? Es ihr sagen? Bloß nicht! Du kannst nur hoffen, dass sie es nie erfährt.«

Ich sah Holly erst wieder am zweiten Januar, auch wenn wir in der Zwischenzeit ein paarmal telefonierten. Ich war zu sehr damit beschäftigt, glücklich zu sein, und obwohl ich sie nicht völlig vergaß, verdrängte ich sie doch für eine Weile aus meinen Gedanken. Verliebte sind egoistisch und blind.

Todd und ich verbrachten Silvester und Neujahr in einem abgelegenen Cottage in Dorset. Als wir wieder zurück waren, besuchte ich Holly. Charlie war an dem Tag nicht zu Hause. Holly hatte am Telefon gesagt, dass sie versuche, das ganze Chaos zu ordnen, das sich während der letzten paar Monate angesammelt habe. Das sei das Mindeste, was sie tun könne, und außerdem brauche sie ja in den Wochen, die sie noch krankgeschrieben sei, irgendeine sinnvolle Beschäftigung.

»Ich möchte dir etwas zeigen«, verkündete sie schon an der Tür.

Sie trug eine violette Jogginghose und ein Sweatshirt, das ihr mehrere Nummern zu groß war. Sie hatte die Ärmel bis über die Ellbogen hochgekrempelt. Ich folgte ihr ins Wohnzimmer. Überall standen Umzugskisten herum, halb gefüllt mit Ordnern, alten Zeitungen und Heften.

»Ziehst du um?«

»Nein, ich miste bloß aus«, erklärte sie und blickte sich um. »Das sind lauter alte Sachen. Essays und Referate, die ich nicht wegwerfen konnte, weil ich so lange daran gearbeitet hatte. Aber jetzt werde ich wahrscheinlich ein Freudenfeuer damit entzünden. Und meine alten Mädchenbücher, aber die behalte ich vielleicht für, du weißt schon, nur für den Fall ...«

»Das klingt gut«, sagte ich. »Sehr gut sogar. Was wolltest du mir zeigen?«

»Ich hab da etwas gefunden. Ich möchte wirklich nicht unloyal sein, und Charlie hat mit mir weiß Gott viel durchgemacht, aber ich muss trotzdem mit jemandem darüber reden.«

Sie führte mich in Charlies Arbeitszimmer und deutete auf einen Stapel Briefe auf seinem Schreibtisch. »Ich hab sie in der untersten Schublade gefunden«, erklärte sie. »Und sag jetzt bitte nicht, dass ich nicht in Charlies Sachen hätte herumschnüffeln dürfen. Ich weiß, dass das nicht richtig war, aber ich brauchte sämtliche Telefonrechnungen, um unsere Buchführung machen zu können. Ich dachte mir, wenn ich schon hier zu Hause rumhänge, könnte ich auch etwas Sinnvolles tun. Und die Rechnungen waren im ganzen Haus verteilt. Wie auch immer, lies die Briefe.«

Ich überflog sie einen nach dem anderen, auch wenn ich mir dabei ziemlich schäbig vorkam. In allen Briefen ging es um Aufträge, die er nicht termingerecht oder gar nicht abgeliefert hatte.

»Er hat einfach aufgehört«, sagte Holly. »Hat, glaube ich, schon seit Monaten keine einzige Illustration mehr gemacht. Trotzdem kommt er jeden Tag in dieses Zimmer und behauptet zu arbeiten. Er sitzt stundenlang an seinem Schreibtisch.«

»Armer Charlie«, sagte ich lahm.

»Genau. Aber warum tut er mir gegenüber so, als würde er arbeiten? Warum spricht er nicht einfach mit mir darüber? Ich sag dir was, Meg, wir stecken finanziell bis zum Hals in der Scheiße. Ich hab mein Konto um siebentausend Pfund überzogen, und meine Bank gibt mir kein Geld mehr. Ich musste schon die Perlenkette meiner Großmutter verkaufen. Was allerdings nicht ganz so tragisch ist, weil ich sie sowieso nie getragen habe. Keine Ahnung, wie sich Charlies Bank verhält. Wenn ich ihn danach frage, sagt er, das sei sein Problem, nicht meines.«

»Er will dich nur nicht aufregen.«

»Was, glaubt er, wird passieren? Irgendeine Art von Wun-

der?«

»Es war eine schwierige Zeit, für ihn genauso wie für dich. Er will nur, dass es dir wieder besser geht.« Meine Stimme klang falsch, und ich spürte, wie mir die Röte den Hals heraufkroch.

»Du hast wahrscheinlich Recht.« Sie rieb sich mit beiden Händen übers Gesicht. »Es ist so schwierig, alles wieder in Ordnung zu bringen. Es nimmt so viel Zeit in Anspruch, und anstrengend ist es auch. Ich wünschte, ich hätte eine Zauberpille.«

Sie stieß ein nervöses Kichern aus. »Na ja, eigentlich *habe* ich ja sogar ein paar davon.«

»Nimmst du sie regelmäßig?«

»Ja, regelmäßig. Und ganz gewissenhaft. Keine Sorge. Ich nehme sie sogar an den Tagen, an denen mich jede Faser meines Körpers anfleht, sie mir nicht einzuverleiben. Da lasse ich mich auf keine Diskussion mit meinem inneren Schweinehund ein.«

Sie schob die Brief zurück in die Schublade und hob eine am Boden liegende Telefonrechnung auf. Sie verzog das Gesicht.

»Lieber Himmel, verbringen wir wirklich so viel Zeit am Telefon? Schau mal, wie oft ich dich im letzten Vierteljahr angerufen habe.« Ich ließ den Blick über die Zahlenreihen wandern. Meine Nummer war tatsächlich sehr oft vertreten. Dann blieb ich an einem Datum hängen. Ich nahm Holly die Rechnung aus der Hand und sah mir den Eintrag genauer an. An dem Tag, an dem Holly versucht hatte, sich umzubringen, war um fünfzehn Uhr siebzehn ein kurzes Gespräch aufgeführt. »Ich dachte, um die Zeit warst du schon ... du weißt schon, bewusstlos«, sagte ich und deutete auf die Nummer.

Holly betrachtete sie mit zusammengekniffenen Augen und bat mich dann um mein Handy. Ich reichte es ihr, und sie tippte die Nummer ein. »Hallo? Entschuldigung, wer ist da? Oh, tut mir Leid, eigentlich wollte ich gar nicht dich anrufen, sondern, ähm ... Charlie. Entschuldige. Wir sehen uns ja bestimmt bald

wieder. Ciao.« Verblüfft gab sie mir das Handy zurück.

»Naomi. Anscheinend habe ich bei ihr auch angerufen. Wahrscheinlich, um sie um Hilfe zu bitten. Ich kann mich überhaupt nicht daran erinnern. Allerdings sind meine Erinnerungen an diesen Tag ziemlich wirr.«

Obwohl ich versuchte, gegen das Gefühl anzukämpfen, war ich irgendwie enttäuscht. Holly hatte mir erzählt, sie habe mich an dem Tag zu erreichen versucht. Ich sei diejenige gewesen, an die sie gedacht habe, als sie im Sterben lag. Aber an Naomi hatte sie offensichtlich auch gedacht, sie sogar angerufen. Den Beweis dafür hielt ich gerade in Händen. Meine Nummer tauchte an diesem Tag gar nicht auf. Vielleicht hatte sie die Geschichte von ihrem Anruf bei mir nur erfunden. Um mir eine Freude zu machen. Vielleicht war es ihr nur darum gegangen, mir das Gefühl zu vermitteln, geliebt zu werden.

»Du hast doch gesagt, die Leitung sei tot gewesen«, sagte ich in schärferem Ton als beabsichtigt.

»Das war sie auch, da bin ich mir ganz sicher. Andererseits war ich zu dem Zeitpunkt in keinem sehr guten Zustand, Meg. Wer weiß, welche Zahlen ich gedrückt habe?«

»Um fünfzehn Uhr siebzehn hat es jedenfalls funktioniert.«

»Anscheinend.«

»Aber dann funktionierte es plötzlich nicht mehr.«

»Meg, ich lag im Sterben. Womöglich habe ich aus Versehen auf Wahlwiederholung gedrückt. Ich weiß es nicht.«

»Du stehst ihr wohl sehr nahe.« Beleidigt, wie ich war, wäre ich am liebsten mit der Wahrheit herausgeplatzt.

»Zumindest *bin* ich ihr nahe. Sie wohnt ja gleich nebenan. Ehrlich gesagt, weiß ich nicht mal so recht, ob ich sie überhaupt mag – sie ist so ... so ... Mir fällt das richtige Wort nicht ein. *So forsch*. Du weißt schon, immer fröhlich und hilfsbereit. Das bringt mich manchmal ein bisschen auf die Palme. Aber

vielleicht war das der Grund. Vielleicht habe ich mir einfach gedacht, sie könne mir helfen, weil sie gleich nebenan wohnt.«

»Du weißt ihre Nummer auswendig?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Das heißt also, du hast euer Adressbuch geholt und ihre Nummer nachgeschlagen, während du ins Koma gefallen bist?«

»Meg«, sagte Holly in ziemlich scharfem Ton, »ich habe nicht vor, weiter mit dir über diese Telefonrechnung zu diskutieren. Wir sollten sie uns eigentlich gar nicht ansehen. Ich möchte sie einfach nur abheften und dann möglichst schnell wieder vergessen.«

»Du hast Recht. Du wolltest mir doch die Nummer des Reisebüros geben, von dem du mir erzählt hast«, wechselte ich so abrupt das Thema, dass sie lächeln musste. »Du weißt schon. Das mit den besonders abgelegenen Urlaubszielen.«

»Ich würde dir gerne den Katalog mitgeben, aber Charlie möchte, dass wir ganz bald wegfahren. Wir müssen endlich anfangen, unsere Ehe zu kitten, und mal richtig über alles reden, was passiert ist. Im Moment beschränken wir uns noch darauf, jeden Tag möglichst problemlos hinter uns zu bringen. Wir fassen einander mit Samthandschuhen an, und jeder von uns versucht, möglichst nett mit dem anderen umzugehen. Das heißt, wenn ich nicht gerade mit einer Freundin sein Arbeitszimmer durchwühle.«

Sie wirkte plötzlich sehr müde und niedergeschlagen. Es strengte sie sichtlich an, zu dem Stapel aus Zeitschriften und Katalogen zu gehen und mir die Reisebroschüre zuzuwerfen.

»Das sieht wirklich alles sehr gut aus«, stellte ich fest, während ich die Seiten durchblätterte.

Ich griff nach irgendeinem Stück Papier, das unter Charlies Schreibtisch lag, notierte mir die Telefonnummer und E-Mail-Adresse und steckte den Zettel in meine Geldbörse.

»Wann soll's denn losgehen?«

»Ich schätze, schon in den nächsten Tagen. Gott weiß, wovon wir das bezahlen sollen. Aber ich glaube, wir können es uns ebenso wenig leisten, nicht zu fahren. Zumindest hat Charlie es so ausgedrückt.«

Ich legte ihr die Hände auf die Schultern. »Es wird schon alles gut werden«, sagte ich eine Spur zu fröhlich.

Eigentlich hatten wir vorgehabt, Rechnungen und Belege für ihre Steuererklärung zu sortieren, aber am Ende landeten wir vor Hollys Kleiderschrank. Sie erklärte, sie wolle alles hinauswerfen, was sie nicht mehr tragen werde.

»Wie das hier«, sagte sie in bedauerndem Ton und hob ein kleines Schwarzes hoch, wobei die Betonung in diesem Fall auf »klein« zu legen war.

»Das hast du auf der Party in der Royal Festival Hall getragen und damit alle Blicke auf dich gezogen. Irgendwie sah es ganz ...«, ich zögerte, »... es sah ganz besonders aus.«

»Besonders unmöglich, meinst du wohl. Ich weiß, dass ich mich oft danebenbenommen habe. Ich mag gar nicht mehr daran denken. Die Zeiten sind vorbei. Obwohl es auch Spaß gemacht hat, oder? Vielleicht behalte ich es zur Erinnerung. Was hältst du von diesem Shirt hier?«

»Sehr dramatisch.«

»Mülltonne oder behalten?«

»Die Entscheidung liegt bei dir.«

»Nachdem ich mir nicht sicher bin, behalte ich es lieber. Nur für den Fall, dass ich es doch mal wieder anziehen möchte.«

Am Ende warf sie nur einen Rock weg, bei dem der Reißverschluss kaputt war, und ein paar Strümpfe mit Laufmaschen. Alles andere – all die bunten, schrillen Sachen, von denen sie sich als Zeichen ihrer neuen Mäßigung hatte trennen wollen –

wanderten zurück in ihre Schränke. Ich fühlte mich seltsam erleichtert.

Sie wollte, dass ich noch blieb, aber ich erklärte ihr, dass ich noch einiges zu erledigen hätte.

Holly begleitete mich hinaus. Nachdem wir uns zum Abschied umarmt hatten, schloss sie die Tür. Ich wartete noch ein paar Augenblicke und ging dann die wenigen Meter zum Nachbarhaus, in dem Naomi im obersten Stock wohnte. Sie hatte mir von ihrer Wohnung erzählt: ein kleines Schlafzimmer, eine Toilette und eine leckende Dusche, eine winzige Küche, ein Wohnzimmer, das ihr zugleich als Arbeitszimmer diente, eine eigene Telefonleitung.

Ich klingelte, wartete einen Moment und klingelte dann noch einmal. Schließlich hörte ich Schritte. Ein älterer Mann in einer weiten Jacke und Hausschuhen öffnete mir die Tür.

»Ist Naomi nicht da?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete er. »Sie sind weggefahren.«

»Oh«, sagte ich. Mir kam ein Gedanke. »Hat ihr Freund sie abgeholt?«

»Nein, nein, nichts dergleichen. Sie hat keinen Freund.«

Ich zwang mich zu einem unbefangenen Lachen. »Sie passen gut auf sie auf, oder?«

»Sie bäckt oft Kekse für mich«, antwortete er. »Manchmal sehen wir abends zusammen fern. Meine Frau ist vor zwei Jahren gestorben, müssen Sie wissen. Soll ich ihr etwas ausrichten?«

»Mit wem ist sie denn weggefahren?«

»Sie sind ganz schön neugierig, junge Dame.« Er lachte.

»Ich wollte bloß –«

»Es war nur ein Nachbar.«

»Charlie?«

»Richtig. Es hat also alles seine Ordnung.«

Er lud mich ein, eine Tasse mit ihm zu trinken. Ich glaube, er war ein einsamer Mann, aber mir schwirrte derart der Kopf, dass ich gar keinen klaren Gedanken fassen konnte. Ich verabschiedete mich, sobald es der Anstand erlaubte.

»Es ist nicht schön, Meg, aber so etwas passiert nun mal«, meinte Todd. »Das Wichtigste ist natürlich, dass Hollys Genesung nicht darunter leidet.«

Ich runzelte die Stirn. »Du hast mich nicht richtig verstanden«, erklärte ich. »Es geht mir nicht um die Affäre, obwohl ich natürlich wünschte, es gäbe sie nicht. Holly hat an dem Tag versucht, mich anzurufen, und kam nicht durch. Laut ihrer Telefonrechnung ist an dem Tag tatsächlich von dem Apparat aus gesprochen worden, wobei sie sich allerdings nicht erinnern kann, die betreffende Nummer gewählt zu haben. Trotzdem muss das Telefon zu dem Zeitpunkt noch funktioniert haben. Und als sie dann irgendwann versuchte, meine Nummer zu wählen, funktionierte das Telefon mit einem Mal nicht mehr.«

»Warum um alles in der Welt zerbrichst du dir über etwas so Unwichtiges den Kopf, wenn –«

»Mir ist da ein schrecklicher Gedanke gekommen, Todd. Ein ganz, ganz schrecklicher Gedanke.«

»Schieß los.«

Ich öffnete den Mund, brachte es aber nicht fertig, die Worte auszusprechen. Es war eine haarsträubende Idee, wie sie Holly in einem ihrer manischen Zustände hätte einfallen können.

»Vergiss es. Ich bin wahrscheinlich bloß paranoid.«

Wie sehr er auch versuchte, es mir zu entlocken, ich konnte nicht darüber sprechen. Mir waren meine eigenen Gedanken plötzlich höchst peinlich.

Trotzdem ging mir das Ganze nicht aus dem Kopf, und wäh-

rend Todd in dieser Nacht friedlich neben mir schlief, lag ich wach und zermarterte mir das Gehirn, was ich tun sollte. Ich musste die ganze Zeit an Hollys bleiches, vertrauensvolles Gesicht denken. War es das? War es das, was ich die ganze Zeit übersehen hatte?

»Ich bin in der Bar ein Stück die Straße runter.«

»Welche Straße meinst du?«

»Die, in der unser Büro liegt, Dummchen. Was glaubst du denn? Hast du kurz Zeit vorbeizuschauen?«

»Bin schon unterwegs – es ist doch nichts passiert, oder?«

»Wirst du jetzt den Rest deines Lebens jedes Mal befürchten, dass etwas passiert ist, wenn ich dich sehen möchte?«

»Nein, ich wollte nur –«

»Es ist alles in Ordnung. Ich würde dich nur gern sehen und dir etwas geben. Soll ich schon mal einen Tomatensaft für dich bestellen?«

»Ja, mit viel Selleriesalz und Worcestersauce –«

»– und schwarzem Pfeffer und einer Scheibe Zitrone, ich weiß. Dann bis gleich.«

Egal, was Holly am Telefon gesagt hatte, ich war trotzdem davon überzeugt, dass irgendetwas vorgefallen war, und stürmte aus dem Büro, wobei ich im Laufen meinen Mantel anzog und Trish zurief, dass ich so schnell wie möglich zurückkommen und den Rest der Buchhaltung durchsehen würde.

Holly saß an unserem alten Ecktisch. Sie hatte noch ihre Jacke an und ihren Schal umgebunden und ließ gedankenverloren das Wasser in ihrem Glas kreisen. Ihr Gesicht wirkte abgespannt und nachdenklich, aber als sie mich kommen sah, hellte sich ihre Miene auf.

»Hier«, sagte sie. »Tomatensaft. Und ...« Mit einer schwungvollen Bewegung zog sie einen Umschlag aus ihrer Tasche.

»Hier.«

»Was ist das?«

»Es ist für dich.«

Nachdem ich einen Schluck von dem Saft genommen hatte, öffnete ich den Umschlag. Er enthielt einen auf mich ausgestellten Scheck über sechzehntausend Pfund.

»Holly! Nein!«

»Du hast nicht gedacht, dass ich es dir zurückzahlen würde, oder?«

»Ich wollte nicht, dass du es mir zurückzahlst. Es war ein Geschenk. Wie um alles in der Welt bist du an das Geld gekommen?«

»Es war ganz einfach – nun ja, relativ einfach –, die Hypothek auf das Haus um diese Summe zu erhöhen. Fairerweise sollte ich dich allerdings warnen. Löse diesen Scheck besser nicht vor nächster Woche ein.«

»Ich will das nicht. Dafür ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Ganz im Gegenteil, es ist der völlig falsche Zeitpunkt. Ich weiß, in welcher finanziellen Notlage du steckst, und würde mich schrecklich fühlen, diesen Scheck jetzt anzunehmen.«

»Meg, hör zu. Ich möchte darüber nicht diskutieren. Es ist dein Geld. Ich müsste mich selbst hassen, wenn ich es behalten würde. Ich weiß, dass du es mir gerne gegeben hast, und ich danke dir dafür und werde dir das nie im Leben vergessen. Nie.« Ihr traten Tränen in die Augen, die sie aber ungeduldig wegblinzelte. »Das ist ein Teil meines Gesundwerdens. Mein neues Ich. Ich übernehme die Verantwortung für das, was ich angerichtet habe. Ich muss das tun, Meg. Ich muss. Steck es in deine Tasche. Wer weiß, was mir sonst wieder einfällt.«

Ich tat wie mir geheißen und legte dann meine Hand auf ihre. Einen Moment lang saßen wir schweigend da. Plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. »Dann weiß Charlie jetzt Bescheid?«

»O ja«, antwortete sie in grimmigem Ton. »Jetzt weiß er

definitiv Bescheid.«

»Du hättest es ihm sowieso irgendwann erzählen müssen.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»War es schlimm?«

»Besonders gut ist es nicht gelaufen.«

»So schlimm?«

»Wer kann es ihm verdenken? Ausgerechnet jetzt, wo er sicher war, nicht mehr mit bösen Überraschungen rechnen zu müssen.«

»Was hat er gesagt?«

»Nicht viel.« Sie nahm einen Schluck Wasser. »Erst mal hat er überhaupt nichts gesagt und ist in sein Arbeitszimmer verschwunden. Beziehungsweise in das Zimmer, in dem er angeblich arbeitet.«

»Oh«, sagte ich lahm.

»Er kann nicht mehr. Während ich eben auf dich gewartet habe, ist mir etwas eingefallen. Damals, als ich auf der Straße durchdrehte und auf diese Leute losging und daraufhin ins Krankenhaus gebracht wurde, war ich einfach von zu Hause abgehauen. Er wusste nicht, wo ich war. Es hätte genauso gut sein können, dass ich mich unter einen Bus geworfen hatte. Die Polizei rief bei ihm an, und er fuhr ins Krankenhaus. Ich tobte wie eine Irre ...« Sie stieß ein säuerliches Lachen aus. »Wieso sage ich eigentlich *wie* eine Irre? Aber als ich seinen Gesichtsausdruck sah, seine Wut und seine Verzweiflung, da spürte ich plötzlich auch noch einen gesunden Teil von mir, der sich schrecklich schuldig fühlte. Ich wusste, dass ich nie in der Lage sein würde, wieder gutzumachen, was ich da angerichtet hatte. Er könnte mich tausendmal anschreien und hinausstürmen, und es wäre trotzdem nicht einmal ein Bruchteil von dem, was ich ihm angetan habe, Tag für Tag und Woche für Woche. Es wäre besser gewesen, er hätte mich nie kennen gelernt.«

»So etwas darfst du nicht sagen.«

»Ich mache alles kaputt.«

»Komm für eine Weile zu uns«, sagte ich unvermittelt in drängelndem Ton, ohne selbst so recht zu wissen, warum. »Nur, bis sich die Lage ein bisschen entspannt hat. Geh nicht zurück nach Hause, Holly.«

Sie grinste mich an. »Du sagst doch ständig zu mir, dass jetzt wieder alles gut ist. Bist du auf einmal nicht mehr dieser Meinung?«

»Nur für eine Weile«, wiederholte ich.

»Trink deinen Tomatensaft aus, meine Liebe«, erwiderte sie in sanftem Ton, »und dann sieh zu, dass du wieder an deinen Schreibtisch kommst.«

Ich sagte mir, dass Charlie trotz allem ein ziemlich lieber Mann war: kein Held, aber auch kein Bösewicht. Er hatte etwas mit Naomi, aber wer konnte ihm das verdenken, nach allem, was er durchmachen musste? Natürlich war es ein schmerzhafter Gedanke für mich, dass Holly nach Kräften versuchte, ihre Ehe zu retten, während Charlie diese Affäre hatte – falls es wirklich nur eine Affäre war. Auf jeden Fall würde ich ihr nichts davon erzählen. Ich wollte ihre Genesung nicht aufs Spiel setzen.

Ich sah Holly mehrere Tage lang nicht, aber während ich an meinem Schreibtisch saß, versuchte ich mir vorzustellen, was sie sagen würde. Es war, als hätte ich neben meiner eigenen Stimme auch die ihre im Kopf. Ich rief sie an, um mich zu erkundigen, wie es bei ihr lief. Sie hörte sich gut an, sehr ruhig und entschlossen. Für Stuarts Prozess war ein Datum im Mai festgesetzt worden, und Holly meinte, sie habe wegen der ganzen Sache ein schlechtes Gefühl. »Irgendwie glaube ich immer noch, dass es meine Schuld war.«

»Holly, er ist in dein Haus eingebrochen und hat dich angegriffen.«

»Trotzdem.«

»Mit dieser Einstellung wirst du im Zeugenstand nicht von großem Nutzen sein.«

»Ich werde einfach sagen, was passiert ist. Nicht mehr und nicht weniger.«

Sie erzählte mir, dass sie jeden Tag laufen und schwimmen gehe. Dreimal die Woche sei sie zur Therapie bei einer Frau in Muswell Hill. »Ich führe im Moment ein ziemlich narzisstisches Leben«, erklärte sie. »Ich konzentriere mich nur darauf, dass mein Körper wieder in die Gänge kommt und mein Geist heilt.

Langweiliger geht's nicht. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne, wieder zu arbeiten – etwas zu machen, das nichts mit mir selbst zu tun hat. Ich bin mir sicher, dass es mir schon jetzt gut täte, ins Büro zu gehen.«

»Es dauert ja nicht mehr lange, bis du kommst«, meinte ich.  
»Es sind nur noch ein paar Wochen.«

Ich fragte sie, wie es Charlie gehe, worauf sie antwortete, er sei inzwischen wieder »süß« zu ihr. »So etwas wie ein Liebesleben gibt es bei uns allerdings nicht mehr. Manchmal glaube ich, dass ich nie wieder Sex haben werde.«

»Liegt es an den Pillen?«, fragte ich und fühlte mich dabei wie eine Verräterin.

»Es liegt nicht an mir, sondern an ihm. Er hält mich für eine Invalide.«

»Es ist wahrscheinlich einfach noch zu früh«, versuchte ich sie zu beruhigen.

»Vielleicht kann ich ihn im Urlaub verführen. Ich werde über ihn herfallen und ein Nein einfach nicht gelten lassen.«

»Wann fahrt ihr denn? Und wo wollt ihr überhaupt hin?«

»Ich kann dir weder die eine noch die andere Frage beantworten. Charlie kümmert sich um alles. Er versucht, irgendein billiges Angebot zu ergattern.«

»Ich besuche dich Anfang der Woche wieder, falls ihr bis dahin nicht schon weg seid. Am Wochenende ist doch dieses Event mit den staatlich geprüften Gutachtern.«

»Ich wünschte, ich könnte dabei sein.«

Sie klang richtig wehmütig. Es wäre so leicht gewesen zu sagen: »Dann komm doch jetzt einfach in die Arbeit.« Oder:

»Setz die Medikamente ab, und sei wieder, wie du warst, mal himmelhoch jauchzend, mal zu Tode betrübt.« Ich zwang mich zu einer vagen Antwort, bemühte mich dabei aber um einen möglichst fröhlichen Tonfall: »Ich fände es auch schön, wenn

du dabei wärst. Ohne dich ist es nicht dasselbe. Es macht einfach keinen Spaß.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, verspürte ich plötzlich eine nagende Angst, die sich anfühlte wie eine juckende Stelle in meinem Gehirn, an die ich nicht herankam. Das Gefühl verließ mich den ganzen Vormittag nicht, obwohl ich mehrere Besprechungen und auch sonst jede Menge Arbeit hatte. Mittags holte ich mir ein Sandwich und ging zurück in das leere Büro, aber während ich auf meinen Bildschirm starrte, sah ich die ganze Zeit Hollys Gesicht vor mir.

Als das Telefon klingelte, fuhr ich erschrocken hoch. Es war unser Anwalt, der weitere Details über die Konditionen wissen wollte, zu denen Deborah bei uns angestellt gewesen war. Ich zog ein paar Schubladen auf, um die Informationen für ihn zusammenzusuchen, und stieß dabei auf den braunen Umschlag mit den Fotos von Holly. An dem Tag, als Rees ihn mir auf den Schreibtisch warf, hatte ich ihn wie ein schmutziges Geheimnis irgendwo versteckt, wo ich ihn nicht sehen musste. Doch nun zog ich aufgeregt den Stapel glänzender Fotos heraus. Ich war überrascht, aber auch entsetzt über die Menge.

Sie waren alle heimlich aufgenommen worden. Holly hatte geglaubt, allein und unbeobachtet zu sein, dabei war sie in Wirklichkeit die ganze Zeit bespitzelt und auf Film gebannt worden. Ich brachte es kaum übers Herz, sie mir anzusehen; irgendwie erschien es mir fast unanständig, aber am Ende konnte ich doch nicht anders, als eines nach dem anderen zu betrachten. Ich versuchte, jeweils aus Hollys Miene herauszulesen, wie es ihr zu dem betreffenden Zeitpunkt gerade ging. Die Bilder waren ein chronologischer Abriss ihrer Krankheit, Dokumente ihrer Reise durch Euphorie und Depression bis in den Wahnsinn. So hätte sie eigentlich niemals jemand sehen sollen.

Das erste Foto, nach dem ich griff, war eine etwas unscharfe Nahaufnahme von Holly, die sie im Halbprofil zeigte. Sie trug

ihre Wildlederjacke und hatte ihr Haar unter einer lustigen kleinen Baskenmütze versteckt. Das Gesicht, das sie auf dem Foto machte, hatte ich bei ihr nur ganz selten gesehen: Es war ein Ausdruck verträumter, zerstreuter Nachdenklichkeit. Ein anderes zeigte sie vor dem Büro, aber dieses Mal war sie weiter entfernt, und ich ging neben ihr. Ich hatte die Hände in den Manteltaschen und den Kopf gesenkt. Mit meiner sorgenvoll gerunzelten Stirn schien ich in eine ganz andere Welt zu gehören als Holly, die mitten in einer schwungvollen Bewegung festgehalten war und anscheinend gerade etwas sagte. Ihr offener Mantel wehte im Wind. Sie hatte in typischer Hollymanier die Hände hochgeworfen, ein paar Haarsträhnen fielen ihr ins Gesicht, und ihr leuchtend rot geschminkter Mund war zu einem Grinsen verzogen. Sie wirkte so lebendig, gleichzeitig aber auch irgendwie hysterisch.

Auf dem nächsten Foto hatte sie sich bei einem Mann untergehakt, den ich als Stuart identifizierte, und trug unglaublich alberne Schuhe. Während Stuart wie gebannt auf sie hinunterstarrte, würdigte sie ihn keines Blickes. Sie hatte die Lippen geschürzt und sah stur geradeaus.

Ich ging die Fotos weiter durch. Holly von hinten, wie sie, mit mehreren Farbdosen beladen, in ein Taxi stieg. Ein Mann mit einem Leichengesicht beugte sich vor, um ihr hineinzuhelfen. In dem Taxi saß noch eine weitere Person, aber da das Foto nachts aufgenommen worden war, konnte man nicht erkennen, um wen es sich handelte. Auf einem anderen sah man Holly mit Charlie durch den Park gehen. Das Foto wirkte leicht gemasert, was wahrscheinlich bedeutete, dass es regnete. Charlie hatte die Arme vor der Brust verschränkt, während Holly wieder wild gestikuliert. Sogar auf Fotos sah man, dass sie sich selten stillhielt. Ein weiteres zeigte sie in einer unförmigen Jogginghose und mit fettigem Haar. Sie ging leicht gebeugt, wie eine alte Frau.

Das nächste Foto hätte ich vor Schreck fast fallen lassen, denn

Holly sah darauf so schlimm aus, dass ich sie erst auf den zweiten Blick erkannte: Es war wie eine Zeichentrickversion, alles erkennbar, aber stark übertrieben. Sie trug ein Nachthemd, nicht zusammenpassende, hochhackige Schuhe und einen Schal, der ihr von einer Schulter bis auf den Gehsteig hing. Ihr Haar wirkte verfilzt, und ihr Mund war weit aufgerissen zu – was? Einem Schrei des Entsetzens? Einem animalischen, schmerzgefüllten Heulen? Ich konnte die eindringliche, schreckliche Intimität dieser Aufnahme kaum ertragen. Erst jetzt wurde mir klar, dass ich das, was Holly in den letzten Monaten oder sogar Jahren durchgemacht hatte, nur bis zu einem gewissen Grad in mein Bewusstsein hatte dringen lassen.

Mein Blick glitt über die Gesichter der Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung. Sie starrten sie fast alle an, sodass man den Eindruck hatte, dass Holly den Mittelpunkt des Fotos bildete, obwohl sie sich in Wirklichkeit auf der linken Bildhälfte befand. Ein junger Mann lachte und deutete mit dem Finger auf sie. Ich errötete bis zu den Haarwurzeln und wurde dann ziemlich wütend. Niemand sollte je wieder dieses Foto zu sehen bekommen. Ich riss es in der Mitte auseinander und warf es in den Papierkorb unter meinem Tisch.

Dann erstarrte ich plötzlich, ohne recht zu wissen, warum. Ich hatte etwas gesehen und doch nicht gesehen. Irgendetwas war mir im Gedächtnis haften geblieben, aber ich wusste nicht, was. Ich beugte mich hinunter und holte die zwei Hälften wieder aus dem Papierkorb. Betrachtete Holly, die Personen um sie herum – vor und hinter ihr. Dann entdeckte ich, was ich schon vorhin wahrgenommen hatte, ohne es richtig zu registrieren. Was ich gewusst hatte, ohne dass es mir richtig bewusst geworden war. Ich erkannte ihn. Ganz am Rand des Bildes, ein Stück hinter Holly. Er trug seine Lederjacke und betrachtete die völlig aufgelöste Frau mit ruhiger, prüfender Miene, ganz anders als die neugierigen, schadenfrohen oder mitleidigen Menschen rundherum.

Charlie.

Ich schloss die Augen und hörte wieder Hollys Stimme:

»Als ich auf der Straße durchdrehte und auf diese Leute losging und daraufhin ins Krankenhaus gebracht wurde, war ich einfach von zu Hause abgehauen. Er wusste nicht, wo ich war. Es hätte genauso gut sein können, dass ich mich unter einen Bus geworfen hatte. Die Polizei rief bei ihm an, und er fuhr ins Krankenhaus. Ich tobte wie eine Irre ...« Das hatte sie gesagt. Das hatte Charlie ihr erzählt. In Wirklichkeit aber war er ihr die ganze Zeit gefolgt und hatte zugesehen, wie sie auf der Brücke zusammenbrach. Warum war er ihr nachgegangen? Was hatte er erwartet? Dass sie sich umbringen würde? Wieder starrte ich auf das Foto. Er wirkte sehr gefasst.

Ich zog das Telefon zu mir heran und wählte ihre Handynummer, aber nachdem es ein paarmal geläutet hatte, schaltete sich ihre Mailbox ein. »Holly«, sagte ich. »Holly, ich bin's, Meg. Wenn du das abhörst, dann ruf mich gleich zurück, ja? Sofort, hörst du? Ruf mich einfach an. Es ist dringend.«

Dann wählte ich ihre Festnetznummer und lauschte dem Klingelton, der immer wieder durch ein leeres Haus hallte.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und alles noch einmal genau zu durchdenken. Ich konnte richtig spüren, wie mein Gehirn auf Hochtouren zu arbeiten begann, fast als würde es zischend und knisternd Funken schlagen. Wenn ich in der Arbeit etwas vorzubereiten hatte, machte ich mir immer eine Liste, die ich dann Punkt für Punkt abhakte, um sicherzustellen, dass ich nichts vergessen hatte. Dasselbe tat ich jetzt, wenn auch nur im Geist: Als Charlie darüber gesprochen hatte, dass Holly immer noch an Selbstmord denke und er Angst habe, sie zu verlieren, hatte sich das angehört, als würde er sich auf etwas vorbereiten. Er steckte ihretwegen in finanziellen Schwierigkeiten, die immer schlimmere Ausmaße annahm. Außerdem war da noch Naomi. Und nun dieses Foto. Für sich allein genommen wäre wahrscheinlich nichts davon besonders verdächtig gewesen, aber alles zusammengenommen ... Ergab das tatsächlich ein Muster, oder war das nur eine Ausgeburt meiner Phantasie?

Plötzlich traf mich die Erkenntnis wie ein Schlag: Charlie war im Haus gewesen, als Holly sich umzubringen versuchte. Er, und nicht Holly, hatte Naomis Nummer gewählt, während seine Frau im Sterben lag. Wahrscheinlich war ihm plötzlich klar geworden, dass das Leben für ihn leichter wäre, wenn Holly sterben würde. Er hätte wieder der sorgenfreie, gut aussehende junge Mann sein können, der er gewesen war, bevor sie sich kennen lernten.

Ich rief mir ins Gedächtnis, dass der Mann, dem ich das alles unterstellte, Charlie war, der Mann, in den ich mich fast verliebt hätte. Den ich mochte, bewunderte, bemitleidete und meinen Freund nannte, meinen Seelenverwandten. Ich sah sein lächelndes Gesicht vor mir, die Krähenfüße um seine Augen, seine zerknitterte Kleidung. Ich musste daran denken, wie er die Stirn

in Falten legte, wenn er etwas reparierte, dabei aber doch einen so zufriedenen Eindruck machte. Ich erinnerte mich, wie er jedes Mal lächelte, wenn er mich sah, und mir seine warme Hand auf die Schulter legte, und daran, wie er am Anfang gewesen war, als er sich unsterblich in Holly verliebte. Nein, es konnte einfach nicht stimmen. Meine Gedanken waren lächerlich, abstoßend, hysterisch, verrückt.

Aber während mir all die Gedanken durch den Kopf gingen, starrte ich wieder auf das Foto hinunter. Das war ein kühl beobachtender Mann, den ich nicht kannte, ein Mann, der von mir fremden, nicht vertrauten Emotionen geleitet wurde. Ich spürte, wie die Angst in mir hochkroch. Wieder tippte ich Hollys Nummer, obwohl ich wusste, dass sie nicht abheben würde.

»Komm schon«, sagte ich in mein Telefon hinein, »geh ran!«

Wo waren sie? Krampfhaft versuchte ich, mir mein letztes Gespräch mit Holly ins Gedächtnis zu rufen. Hatte sie irgendetwas gesagt, das mir einen Anhaltspunkt geben konnte? Sie hatte über ihren Last-Minute-Urlaub gesprochen, aber es hatte noch nichts festgestanden, und außerdem war es Charlie, der das Ganze plante, und nicht sie. Wer konnte etwas wissen? Ich rief ein paar ihrer Freunde an. Alle erklärten, Holly habe sich schon längere Zeit nicht mehr bei ihnen gemeldet. Als Nächstes versuchte ich es bei Hollys Mutter. Es ging niemand ran. Allmählich wurde mir vor Angst ganz übel, aber ich zwang mich zur Ruhe. Es konnte doch nicht so schwer sein, die beiden aufzuspüren. Bestimmt gab es eine ganz einfache Lösung. Da fiel mir die Telefonnummer des Reiseveranstalters ein, die ich mir bei Holly notiert hatte. Ich wühlte in meiner Tasche herum, bis ich den zusammengefalteten Papierfetzen fand. Ich bemerkte an der Außenseite Hollys Schrift, noch ein bisschen krakeliger als sonst, und bevor ich den Zettel auseinander faltete, um die Nummer zu wählen, las ich, was Holly geschrieben hatte.

»Meine liebe und treue Meg«, stand da. Sonst nichts. Ich hatte

keine Zeit, darüber nachzudenken, spürte aber, wie sich mein Herz erneut vor Angst um Holly zusammenkrampfte. Ich war ihre liebe und treue Freundin und musste ihr helfen. Mit zitternden Fingern wählte ich die Nummer.

Eine Frau meldete sich. Ich erklärte ihr, Freunde von mir hätten bei ihnen einen Urlaub gebucht, und ich müsse mich möglichst schnell wegen eines privaten Notfalls mit ihnen in Verbindung setzen. Ich hielt das für eine gute Begründung, weil sie einerseits dringend klang, andererseits aber auch keine Zeit für unnötige Fragen ließ. Trotzdem erklärte die Frau widerstrebend, sie dürfe keine Informationen über ihre Kunden herausgeben. Ich war kurz davor, die Beherrschung zu verlieren, was in meinem Fall aber keineswegs bedeutet, dass ich ausraste. Ganz im Gegenteil, ich werde dann sehr kühl und ruhig.

»Sie sind ein Reiseveranstalter und keine Arztpraxis«, sagte ich. »Es handelt sich um einen Notfall. Ich muss mich mit den beiden in Verbindung setzen, um ihnen etwas mitzuteilen, das sehr wichtig für sie ist. Wenn Sie damit ein Problem haben, dann verbinden Sie mich doch bitte mit Ihrem Vorgesetzten.«

Sie bat mich, einen Moment zu warten. Ich hörte Gemurmel. Offenbar sprach sie mit jemandem.

»Ich werde mal nachsehen, ob ich die Buchung finden kann«, sagte sie schließlich.

Ich wartete eine Weile.

»Es tut mir Leid«, erklärte sie, als sie wieder an den Apparat kam. »Ich kann nichts finden.«

»Das ist unmöglich«, widersprach ich. »Haben Sie unter beiden Namen nachgesehen?«

Sie hatte. Ohne Erfolg. Ich wäre vor Frustration und Wut fast in Tränen ausgebrochen. Da kam mir der rettende Gedanke: Naomi. Wenn jemand etwas wusste, dann sie. Aber das konnte ich nicht übers Telefon erledigen. Es war zu wichtig. Ich musste sie persönlich aufsuchen und dabei taktisch klug vorgehen.

Trish war inzwischen aus der Mittagspause wieder da. Ich informierte sie, dass ich wegmüsse und nicht genau wisse, wann ich zurückkäme. Ich versprach, sie von unterwegs aus anzurufen. Ich nahm mir ein Taxi und überlegte während der ganzen Fahrt, wie ich die Sache anpacken solle. Nachdem ich mein Ziel erreicht hatte, klingelte ich vorsichtshalber erst einmal bei Charlie und Holly. Nichts. Also versuchte ich es eine Tür weiter. Als ich auf Naomis Klingel drückte, fiel mir ein, dass sie möglicherweise nicht zu Hause war und ich mit dieser Aktion kostbare Zeit verlor, aber gleich darauf öffnete sie mir die Tür.

»Meg?«, begrüßte sie mich überrascht.

Obwohl sie mich noch nicht hereingebeten hatte, betrat ich die Diele.

»Ich, ähm«, begann ich, weil ich meinen Text vergessen hatte, »ich wollte Holly etwas sagen. Etwas Wichtiges. Kann ich kurz mit hochkommen?«

»Ich ...«, sagte sie, aber ich stieg bereits die schmale Treppe zu ihrer Einzimmerwohnung hinauf.

»Es dauert nur eine Minute oder so.«

»Ich glaube, sie sind für ein paar Tage weggefahren«, erklärte sie, während sie die Tür aufmachte. Ihr Zimmer wirkte blitzsauber, aber ein wenig trist: ein beiges Sofa, an der Wand ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, in der Ecke ein Gummibaum, der das Licht schluckte.

»Ich muss Holly etwas sagen«, wiederholte ich. »Es geht um etwas Berufliches. Die beiden haben nicht zufällig eine Telefonnummer hinterlassen, oder?«

Sie wartete einen Moment zu lange, ehe sie mit einem aufgesetzten Lächeln antwortete: »Nein. Jedenfalls nicht bei mir. Warum sollten sie auch?«

»Charlie hat ein Handy, oder?«

»Ja«, antwortete sie. Dann fügte sie rasch hinzu: »Ich hab die

Nummer aber nicht.«

»Es ist wichtig«, sagte ich.

»Ich habe die Nummer nicht«, wiederholte sie.

»Naomi«, drängte ich, doch als ich ihre angespannte Miene und ihren misstrauischen Blick sah, sparte ich mir den Rest. Es hatte keinen Sinn, sie würde die Nummer nicht herausrücken.

Einen Moment lang konnte ich keinen klaren Gedanken fassen, wusste nicht, was ich tun sollte. Dann entdeckte ich auf dem niedrigen Tisch neben dem Sofa einen Terminplaner. Konnte es sein, dass die Nummer darin zu finden war? Und wie kam ich an sie heran? Ich durfte auf keinen Fall wieder gehen. Noch nicht.

»Tja«, sagte ich, »was glaubst du, wie die Dinge stehen? Mit Holly, meine ich.«

»Nicht gut«, antwortete sie kopfschüttelnd. »Charlie glaubt ...«

»Ich weiß – er glaubt, sie wird es wieder versuchen. Bist du auch dieser Meinung?«

»Ich habe manchmal große Angst, dass ...«

»Hättest du vielleicht eine Tasse Kaffee für mich?«

»Bitte?«

»Kaffee. Hast du zufällig welchen da?«

»Ich bin ein bisschen in Eile«, antwortete sie.

»Dann Instant.«

»Instant habe ich nicht.«

»Oder eine schnelle Tasse Tee.«

»Meinetwegen«, sagte sie.

Wir blickten uns an. Mir war klar, dass sie mich in dem Moment genauso hasste wie ich sie.

Nachdem sie den Raum verlassen hatte, wartete ich einen Augenblick. Dann rief ich: »Kann ich dir was helfen?«

»Komm doch rüber!« antwortete sie. Durch die dünnen Wände klang sie unheimlich nah.

Ich griff nach dem Terminplaner und blätterte rasch zur aktuellen Woche. Da stand etwas. Ich hatte auf eine Adresse gehofft, aber es war nur eine Telefonnummer, eine lange Vorwahl, keine Londoner Nummer. Natürlich konnte es sich auch um die Nummer ihrer Mutter oder von sonst wem handeln. Oh, bitte, lieber Gott, dachte ich, bitte, bitte, ich werde mich auch mein Leben lang bemühen, ein guter Mensch zu sein. Die Nummer war so lang, dass ich sie mir unmöglich auswendig merken konnte. Ich fand auf dem Kaminsims einen Stift und notierte sie mir auf dem Handrücken. Als ich Schritte hörte, klappte ich den Planer rasch zu und kritzelte die letzten paar Zahlen. »Was machst du da?«

Ich fuhr erschrocken herum. Sie war hinter mir in den Raum getreten. »Ideen«, antwortete ich lahm.

»Was?«

»Wenn ich irgendwelche Ideen habe, muss ich sie mir sofort aufschreiben, weil ich sie sonst gleich wieder vergesse, und deswegen notiere ich sie auf alles, was ich gerade zur Hand habe. Notfalls auch eine Hand. Mir ist gerade eine Idee für eine Präsentation gekommen.« Zum Beweis streckte ich ihr meine Hand hin, wenn auch nur ganz kurz, damit sie nicht sehen konnte, dass es sich nur um Zahlen handelte. »Aber bestimmt möchtest du das gar nicht so genau wissen.«

»Ich wollte dich fragen, ob du deinen Tee mit Milch trinkst«, sagte Naomi.

»Es tut mir Leid«, antwortete ich. »Ich muss weg. Es ist mir gerade wieder eingefallen. Eine Besprechung. Ich werde sowieso schon zu spät kommen. Sie hat schon angefangen. Ich fühle mich ganz schrecklich. Wir müssen das bald mal wiederholen. Das ist jetzt wirklich sehr unhöflich von mir. Es tut mir Leid, ich muss –«

Ich rannte regelrecht aus dem Haus und hielt draußen nach einem Taxi Ausschau, aber es handelte sich um eine Wohngegend. Es gab keine Taxis. Ich warf einen Blick auf meinen Handrücken. Eine Telefonnummer. Was half mir das? Auf jeden Fall konnte ich dort anrufen. Ich wählte die Nummer auf meinem Handy. Es läutete ewig, aber es ging niemand ran. Ich wusste nicht so recht, was ich davon halten sollte. Vielleicht machten sie gerade einen Spaziergang. Oder das Telefon war ausgestöpselt. Was sollte ich tun? Man kann eine Telefonnummer ja nicht einfach in einem Telefonbuch nachschlagen. Da fiel mir Trish ein. Sie kannte sich mit solchen Sachen aus. Ich rief sie an.

»Trish«, sagte ich, »wenn ich eine Telefonnummer habe und die dazugehörige Adresse wissen möchte, gibt es da eine Möglichkeit, sie herauszufinden? Kann ich eine CD-Rom kaufen oder jemanden anrufen, oder gibt es da eine Liste im Internet oder –«

»Wie lautet denn die Nummer?«, fragte sie.

Ich las sie ihr vor.

»Moment«, sagte sie. Ich hörte ein Tippgeräusch. »Ash Tree House, Corresham, Suffolk. Willst du die Postleitzahl auch?«

»Ja.«

Sie nannte sie mir, und ich erklärte ihr, dass ich den ganzen Tag wegbleiben würde.

»Und das Wochenend-Event?«

»Morgen bin ich wieder da.«

»Gibt es etwas, das ich wissen sollte?«, fragte sie.

»Du wirst es erfahren«, antwortete ich. »So oder so.«

Ich beendete das Gespräch und starrte dann auf mein Handy, als könnte es mir weiterhelfen. Mir fiel nur eine Person ein. Ich tippte ein paar Zahlen.

»Todd?« Ich konnte ihm jetzt unmöglich die ganze chaotische

Geschichte erzählen. »Erinnerst du dich an den Tag, als ich dich um einen Gefallen bat, und du einfach Ja gesagt hast, ohne zu fragen, worum es dabei überhaupt ging? ... Ja? Ich muss dich nämlich schon wieder um einen Gefallen bitten.«

»Todd«, sagte ich, während wir London verließen und auf der A12 in Richtung Osten fuhren. Es herrschte dichter Spätnachmittagsverkehr. »Danke.«

Obwohl er nur eine Art Grunzen ausstieß, hatte ich nicht das Gefühl, dass er sauer war. Wahrscheinlich wollte er mich mit seiner schweigsamen Art einfach nur beruhigen. Allein schon seine gleichmäßige Fahrweise tat meinen angespannten Nerven gut. Ich saß leicht vorgebeugt neben ihm, als könnte ich uns durch diese Haltung zusätzlichen Schwung geben.

Wir sprachen nicht viel. Bei jedem Stau kaute ich hektisch auf meinem Daumen herum, und jedes Mal, wenn wir gezwungen waren abzubremsen, weil es wieder nur im Schrittempo voranging, stöhnte ich entnervt auf. Immer wieder starrte ich auf die Straßenkarte hinunter, als könnte ich einen geheimen Pfad durch die Autoschlangen finden, oder sah auf die Uhr, um auszurechnen, wie lange wir noch brauchen würden, bis wir unser Ziel erreichten. Einmal mussten wir anhalten, um zu tanken. Ich fand, dass es unerträglich viel Zeit in Anspruch nahm: jede Minute, jede Sekunde zählte.

Inzwischen war es fast dunkel, und es hatte zu nieseln begonnen. Ich fragte mich, wo Holly sich wohl gerade befand und was sie machte. Zum hundertsten Mal drückte ich auf die Wahlwiederholungstaste meines Handys. Zum hundertsten Mal hörte ich es klingeln, ohne dass jemand ranging. »Glaubst du, ich bin verrückt?«, fragte ich Todd, nicht zum ersten Mal.

»Verrückt?«, fragte er. »Vor zwei Wochen habe ich alles, was ich an Geld flüssig machen konnte, einem Kriminellen in die Hand gedrückt. Jetzt chauffiere ich dich Hunderte von Kilometern, damit du deine beste Freundin, die mit ihrem geduldigen Ehemann einen lang verdienten Urlaub macht, zu Tode erschre-

cken kannst. Ich glaube nicht, dass es mir zusteht, einen anderen Menschen für verrückt zu erklären.«

»Oh, Todd, das ist lieb von dir.«

»Und natürlich besteht auch noch die Möglichkeit, dass die Telefonnummer gar nichts mit Charlie und Holly zu tun hat und wir bei irgendwelchen wildfremden Menschen landen.«

»Das kann nicht sein«, antwortete ich. »Das darf nicht sein.«

»Wenn das so ist«, sagte er, »dann hast du sicher Recht.«

Ich beugte mich schweigend vor. In mir nagte die Angst. Obwohl ich nie an Gott geglaubt hatte, verspürte ich den Wunsch zu beten. Mach, dass es ihr gut geht, bitte mach, dass ihr nichts passiert, bitte, bitte, bitte. Es regnete immer noch.

Langsam ließ der Verkehr nach, und Todd konnte Gas geben. Es war eine dunkle, mondlose Nacht. Am Horizont sahen wir den orangefarbenen Schein irgendwelcher Ortschaften. Schließlich bogen wir von der Hauptstraße in eine kleinere, von regennassen Bäumen gesäumte Straße ein. Nun waren nur noch wenige Autos unterwegs. Unsere Scheinwerfer beleuchteten ausgedehnte, gepflegte Felder, kleine Wäldchen und alte, irgendwo in der Landschaft stehende Kirchen mit gedrungenen Glockentürmen und kegelförmigen Turmspitzen. Ich studierte die Karte, um den schnellsten Weg nach Corresham ausfindig zu machen, das sich zusammen mit mehreren anderen Dörfern in einem von drei größeren Straßen gebildeten Dreieck drängte und nicht weit von der Küste entfernt war.

Anfangs war es ganz einfach. Wir bogen nach links in eine weitere kleine Straße ein, die auf der Karte gelb markiert war, passierten ein paar Dörfer und bogen dann ein weiteres Mal ab.

»Nun haben wir es fast geschafft«, erklärte ich. »Es sind nur noch ein paar Kilometer. Wir müssen gleich an eine Kreuzung kommen.«

Kurz darauf sagte ich: »Inzwischen müssten wir längst da sein.

Moment. Das ist Foxgrove, da wollen wir gar nicht hin.«

»Was soll ich machen?«

»Bieg da vorne links ab. Nein, da geht es nach Lengham. Ich versteh das nicht. O Gott. Fahr einfach geradeaus weiter. Oder nein, vielleicht sollten wir lieber umdrehen und zurückfahren.«  
Am liebsten hätte ich laut losgeheult.

Todd hielt an und warf selbst einen Blick auf die Karte. »Das ist wirklich verwirrend«, sagte er. »Lass uns zu dem Pub da vorn fahren und fragen.«

»Dann nichts wie hin.«

Ich sprang schon aus dem Wagen, während er noch rollte, und rannte auf das Pub zu. Inzwischen hatte es mehr oder weniger zu regnen aufgehört. Ich stieß die Tür auf, lief an ein paar Männern vorbei zur Bar und fragte die Frau hinter der Theke.

»Können Sie mir sagen, wie ich nach Corresham komme?«

»Corresham? Lassen Sie mich mal überlegen.« Sie nahm mit einer Metallzange einen Eiswürfel aus einem Behältnis und ließ ihn in ein Glas fallen.

»Es ist dringend«, sagte ich. »Ein Notfall.«

»Am besten, sie fährt die Stone Street entlang«, meinte einer der Männer. »Das ist eine Abkürzung.«

»Wo ist die Stone Street?«

Während ich schon wieder auf die Tür zusteuerte, beschrieb er mir den Weg auf unnötig komplizierte Weise.

»Links, rechts, rechts, links«, wiederholte ich das Wesentliche. Auf dem Rückweg zum Wagen trat ich in eine tiefe Pfütze, sodass ich klatschnasse Füße hatte, als ich wieder zu Todd ins Auto stieg. »Links, rechts, rechts, links. Los!«

Kurz darauf erreichten wir Corresham, das eigentlich nur aus ein paar an der Straße entlang errichteten Häusern bestand.

»Gott sei Dank. Mal sehen, Mill House, The Nuttings, Pond

Far ... Wo, zum Teufel, ist Ash Tree House? Ich kann es nicht erkennen.«

»Vielleicht das da?«

»Es scheint keinen Namen zu haben. Soll ich schnell rauspringen und nachsehen? Es brennt ein Licht, also ist jemand da.«

Ich sprintete den Weg entlang und hämmerte mit der Faust an die Tür. Vielleicht würde mir Holly öffnen. Oder Charlie. Aber als die Tür schließlich ein Stück aufging, musste ich erst einmal meine Blickhöhe ändern, denn vor mir stand ein kleines Mädchen. Sie hatte Zöpfe und trug ein gelbes Nachthemd. »Ist deine Mutter auch da?«, fragte ich.

»Meine Mutter ist gestorben«, antwortete sie mit ernster Miene.

»Oh, das tut mir Leid. Dann vielleicht dein Vater?«

»Daddy!«, rief sie mit hoher, piepsiger Stimme. »Daddy, da ist eine Dame, die dich sehen möchte.«

»Frag sie bitte, wer sie ist, ja?«

»Es handelt sich um einen Notfall!«, rief ich ins Haus und schob die Tür ganz auf. »Wo ist bitte Ash Tree House?«

Er kam die Treppe herunter. »Ash Tree House? Ich glaube, das ist das Haus unten im Tal. Ich bin mir sogar ziemlich sicher. Liz!«, rief er nach oben. »Welches Haus ist Ash Tree House? Ist es das mit dem Bach am Ende des Gartens, das auf dem Weg zum Rose and Crown liegt?«

»Ja, warum?«

»Da ist eine Dame, die –«

»Bitte beschreiben Sie mir einfach den Weg«, unterbrach ich ihn. »Es ist dringend.«

»Dort entlang und dann die erste rechts, den Hügel hinunter. Es ist eher ein Weg als eine Straße«, erklärte er.

Ash Tree House war auch eher ein Cottage als ein richtiges Haus. Weiß gestrichen, stand es ganz allein in einem kleinen Tal. Dahinter lag ein Wäldchen. Es brannte kein Licht, und es kam auch kein Rauch aus dem Kamin. Das kleine Haus wirkte kalt und verlassen.

Nachdem ich wieder ausgestiegen war, um für den Wagen das Tor zu öffnen, stieg ich gar nicht mehr ein, sondern lief die paar Meter zum Haus hinunter. Ich trat unter das kleine Vordach und betätigte den Klopfer. Keine Reaktion. Ich kniete mich auf den Boden und schob die Metallklappe des Briefschlitzes auf, sah aber nichts. Verzweifelt presste ich mein Gesicht an die Fensterscheibe, konnte in der Finsternis, die lediglich durch die Scheinwerfer des Wagens erhellt wurde, jedoch nur schemenhafte Formen erkennen.

»Holly!«, rief ich. Während ich frustriert am Türgriff rüttelte, versuchte ich es noch einmal lauter: »Holly, bist du da?«

Als ich Todd über den Kies auf mich zukommen hörte, drehte ich mich um. »Es ist keiner da!«, sagte ich, fast schluchzend.

Todd ließ den Blick an dem dunklen Haus nach oben wandern. Dann beugte er sich hinunter, hob einen Stein auf und warf ihn durchs Fenster. Das Glas ging mit einem überraschend lauten Krachen zu Bruch. Wir sahen uns an. Ich war mir ziemlich sicher, dass er so etwas, ähnlich wie ich, noch nie getan hatte. Wir waren beide vernünftige Leute, die sich an Gesetze hielten und Regeln respektierten. Todd schlug die Glasreste weg, entriegelte dann von innen das Fenster und schob es hoch. Ein klarer Fall von Einbruch. Er stieg in das dunkle Haus ein. Ich hörte seine Schritte, und kurz darauf machte er mir die Haustür auf. Ich blickte mich nach Zeichen von Leben um. Zusammen liefen wir durch sämtliche Räume, machten alle Lichter an und riefen Hollys Namen. Ich trat in einen Raum und hatte plötzlich das Gefühl, als hätte jemand die ganze Luft aus mir herausge-

presst. Auf dem Boden lag ein Koffer, aus dem Hollys Sachen quollen, die Sachen, die ich erst kürzlich zusammen mit ihr durchsortiert hatte. Auf dem Nachttisch stand ein Telefon. Todd griff nach dem Kabel.

»Ausgestöpselt«, stellte er fest.

»Wo sind sie?«

»Unterwegs«, antwortete Todd.

»Ja, wahrscheinlich.«

»Weit können sie allerdings nicht sein«, bemerkte Todd, der gerade einen Blick durch das Fenster an der Rückseite des Hauses warf. »Sie haben den Wagen dagelassen.«

»Wo?«

»Hinter dem alten Schuppen dort.«

»Ja, das ist Charlies Wagen.«

»Sollen wir ihn uns mal ansehen?«, fragte Todd, und plötzlich starrten wir uns mit offenem Mund an.

Wir stürmten die Treppe hinunter und dann durch die offene Tür nach draußen. Der unebene Boden ließ uns immer wieder stolpern, und dornige Zweige blieben an unseren Kleidern hängen, während wir auf den Wagen zueilten. Ich spürte mein Herz wie wild schlagen und hörte mich keuchen. Als wir näher kamen, hörten wir ein leises Motorengeräusch und sahen, dass sich etwas vom Auspuff zur Beifahrertür schlängelte. Todd entfernte die Papiertaschentücher, die den Schlauch fixierten, und zog diesen heraus. Ich rüttelte verzweifelt an der Tür, doch sie war abgeschlossen.

»Holly!«, schrie ich, denn ich konnte durch den Abgasnebel hinter der Scheibe ihr bleiches Gesicht erkennen. »Holly, wir sind da!«

»Moment«, sagte Todd, der auf der Suche nach etwas Scharfkantigem oder Schwerem hektisch in der Erde herumwühlte und schließlich auf einen halb verrotteten Ziegelstein stieß.

»Nicht durch die Windschutzscheibe!«, keuchte ich. »Sonst schneidest du sie in Stücke.«

Er knallte den Stein gegen das kleine Seitenfenster, was beim ersten Mal noch nicht viel brachte, sodass er gleich noch ein zweites Mal zuschlug. Nun war das Loch bereits etwas größer, und sofort rochen wir das Gas, das uns in dicken Schwaden entgegenschlug. Todd streckte vorsichtig eine Hand zwischen den Glaszacken hindurch und entriegelte die Tür. Ich riss sie auf.

»Pass auf, dass du dich nicht schneidest«, warnte mich Todd, aber dafür war es schon zu spät. Ich tauchte in das von giftigem Gas erfüllte Wageninnere und zerrte die leblose Gestalt auf den kalten Boden heraus.

»Holly!«, rief ich. »Holly!«

Ich zog ihren kalten Körper an mich. Todd kauerte sich neben uns und nahm ihr schmales Handgelenk zwischen Daumen und Zeigefinger. »Sie lebt noch, Meg«, erklärte er. Während er mit mir sprach, tippte er auf seinem Handy die 999 ein.

»Sie lebt noch ... Wir brauchen einen Krankenwagen!«, sagte er in das Telefon. »Jemand hat versucht, sich mit Autoabgasen das Leben zu nehmen. Ash Tree House, gleich außerhalb von Corresham, an der Straße zum Rose and Crown. Bitte beeilen Sie sich. Und die Polizei brauchen wir auch«, fügte er hinzu.

»Frag sie, was wir tun sollen«, sagte ich.

Aber sie erteilten ihm bereits Anweisungen, die er an mich weitergab. Ich hielt Holllys Nasenlöcher mit den Fingern zu und blies ihr Luft in den Mund. Ihre Lippen fühlten sich gummiartig an, und ihre Haut war kalt, aber ich spürte, dass ihr Herz schwach schlug. Todd und ich wechselten uns mit der Mund-zu-Mund-Beatmung ab, während der eisige Wind in Böen durch die Bäume fegte und immer wieder dicke Wassertropfen auf uns herabregnen ließ. Ich weiß nicht, wie lange das so ging. Minuten. Stunden. Wir sagten die ganze Zeit kein Wort.

Dann passierten zwei Dinge gleichzeitig. Über dem Hügel tauchten Scheinwerfer auf. Und während die Ambulanz und der Polizeiwagen in Sicht kamen, öffnete Holly blinzelnd die Augen. Den Bruchteil einer Sekunde sahen wir uns an, und ich hatte das Gefühl, dass sie sogar ein wenig lächelte.

Dann war plötzlich alles hell erleuchtet und laut, und es herrschte hektische Betriebsamkeit. Leute beugten sich über sie und gaben schnelle Anweisungen. Ein Mann sprach in ein Funkgerät. Holly wurde auf eine Trage gehoben, warm zugedeckt und in einen Krankenwagen geschoben. Dann fuhren sie los. Das Blaulicht blitzte gespenstisch über den Wald hinweg. Zurück blieben nur der Polizeiwagen und zwei Männer. Andere kümmerten sich jetzt um alles, und ich ging auf wackeligen Beinen zu Todd, schlang die Arme um ihn und drückte ihn fest an mich.

Meine Wangen waren nass, aber ich konnte nicht sagen, ob es sich um meine Tränen handelte oder seine oder ob es einfach wieder zu regnen angefangen hatte.

Dann sah ich über seine Schulter hinweg die Silhouette eines Mannes am Tor auftauchen. Einen Moment lang blieb er stehen, dann machte er ein paar Schritte auf uns zu und verfiel gleich darauf in einen ungleichmäßigen Laufschrift.

»Meg«, sagte Charlie, als er uns erreicht hatte. »Was ist los?«

Er wandte sich an die Polizisten. »Wo ist meine Frau?«

Dann brach er in Tränen aus.

Ich betrachtete Charlie, der seine Tränen hinunterschluckte und noch einmal fragte: »Was ist los?« Im Licht des Streifenwagens wirkte sein Gesicht hager und geisterhaft bleich, und seine blutunterlaufenen Augen funkelten. Er zupfte nervös an seiner Jacke herum. Man sah ihm an, dass er Qualen litt, und trotz meiner Wut, meines Kummers und Entsetzens empfand ich plötzlich gegen meinen Willen Mitleid mit ihm. Außerdem fühlte ich mich so erschöpft, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

»Es ist alles in Ordnung, Sir«, begann einer der Polizisten, aber ich schnitt ihm das Wort ab.

»Sie haben sie mit dem Krankenwagen weggebracht, Charlie«, sagte ich, so ruhig ich konnte. »Und du weißt genau, was los ist.«

»Was?«, fragte er verwirrt. »Was?«

»Sie lebt.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du verstehst sehr gut«, entgegnete ich und ging zu den beiden sich unterhaltenden Polizeibeamten hinüber. »Das ist der Ehemann. Sie müssen mit ihm sprechen. Es war kein Selbstmordversuch. Er wollte sie umbringen.«

Die beiden Männer musterten mich verlegen. Ich weiß nicht, wer ihnen verdächtiger vorkam, Charlie oder ich. Charlie machte eine ruckartige Bewegung und murmelte, dass er es nicht ertragen könne, wenn es Holly nicht gut gehe, oder so etwas in der Art.

»Entschuldigen Sie«, sagte einer der beiden Beamten. »Miss, ähm ...?«

»Ich bin Meg Summers, Hollys beste Freundin«, antwortete

ich. »Mein Freund und ich sind aus London herausgekommen, weil ich wusste, dass sie in Gefahr war. Wir haben es gerade noch rechtzeitig geschafft.«

»Ich möchte meine Frau sehen«, sagte Charlie. »Ich möchte Holly sehen. Können Sie mich hinbringen? Alles andere kann warten.«

»Wie konntest du das tun?«, fragte ich. »Wie? Ich weiß, was du durchgemacht hast. Ich weiß auch das mit Naomi. Ich weiß alles. Du hättest sie doch auch verlassen können. Warum bist du nicht einfach gegangen? Wie konntest du das nur tun?«

»Miss Summers«, meinte einer der Beamten. »Bitte beruhigen Sie sich.«

»Ich bin ruhig. Oder schreie ich? Weine ich? Ich bin ruhig, absolut ruhig.«

»Meg, Liebes«, sagte Todd und nahm meine Hand.

Charlie wandte sich an die Polizisten. »Meine Frau leidet schon seit längerem an schweren Depressionen«, erklärte er. »Sie hat schon einmal versucht, sich umzubringen. Sie wurde mit Elektroschocks behandelt. Und sie hat seit Wochen von Selbstmord gesprochen.«

»Das stimmt nicht.«

»Es war nicht ihr erster Versuch?«, fragte einer der Beamten Charlie.

»Nein. Sie hat vor ein paar Wochen eine massive Überdosis Tabletten genommen. Sie ist manisch-depressiv. Es war für alle Beteiligten die Hölle. Aber darüber können wir später sprechen. Ich muss jetzt zu ihr.«

»Du hast geglaubt, weil sie manisch-depressiv ist und bereits einen Selbstmordversuch hinter sich hat, könntest du sie töten und ungestraft davonkommen. Das perfekte Alibi. Es rechnen sowieso alle damit, dass sie es wieder tut, also wer sollte dahinter einen Mord vermuten?«

»Meg«, sagte Charlie leise. »Hör auf. Bitte.«

»Du hast sie doch mal so geliebt. Wie konnte es so weit kommen?«

»Nicht.« Er legte doch tatsächlich die Hände über die Ohren. »Ich kann mir das nicht anhören.«

»Wir fahren Sie dann gleich ins Krankenhaus, Sir«, sagte einer der Beamten zu Charlie. »Aber vielleicht kommen Sie besser noch einen Moment mit hinein.«

Der andere Beamte klopfte ihm sogar auf die Schulter. »Ich bin sicher, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Sir«, sagte er. »Da liegt bestimmt ein Missverständnis vor.«

Die beiden – Charlie und der kräftiger gebaute Polizist – gingen zusammen in Richtung Haus. Todd und ich blieben mit dem anderen Polizisten zurück, der weder misstrauisch noch zornig, noch sonst irgendwie betroffen wirkte. Er machte nur einen leicht verlegenen Eindruck, als hätte ich etwas verkompliziert, was ansonsten eine ganz eindeutige Situation gewesen wäre.

»Es ist kalt hier draußen«, stellte er fest. Er war mittleren Alters und hatte ein hochrotes Gesicht, wahrscheinlich von dem bitterkalten Nordwind, der mittlerweile so heftig über die Felder piff, dass sich die Bäume bogen. »Wir würden alle gern wieder in die Wärme, nicht wahr? Aber vielleicht möchten Sie in Ihrem Wagen warten, während wir uns noch kurz umsehen?«

»Sie glauben mir kein Wort, stimmt's? Wie erklären Sie sich dann, dass ich wusste, dass sie in Gefahr war, und mit meinem Freund hier herausgerast bin, um sie zu retten? Wie erklären Sie sich das? Zufall?«

Er schwieg.

»Lass uns im Wagen warten«, meinte Todd. »Du musst nicht alles auf der Stelle beweisen. Du hast ihr das Leben gerettet. Das ist das Wichtigste, Meg. Sie wäre inzwischen tot, aber dank dir

lebt sie noch. Sie ist im Krankenhaus. In Sicherheit.«

Er hielt mir die Tür auf, und ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz, ließ die Tür aber trotz der Kälte offen. Während ich so dasaß und dem Wind in den Bäumen lauschte, massierte Todd mit seinen kräftigen Fingern meinen Nacken. Ein paar Meter von uns entfernt inspizierte der Beamte den Wagen, in dem Holly fast gestorben wäre. Wir sahen den Strahl seiner Taschenlampe durch das Wageninnere wandern. Schließlich verließ der Beamte den Wagen und ging langsam zurück zum Haus, wobei er seine Lampe auf den Weg gerichtet hielt. Ich sah, dass er weiße Handschuhe trug und etwas Flatterndes in der Hand hatte, das ich nicht genau erkennen konnte, vielleicht einen Lappen oder ein kleines Stück Stoff.

»Eines Tages«, sagte ich zu Todd, »werden wir auf diesen Tag zurückblicken wie auf einen Traum, und es wird uns vorkommen, als wäre das alles jemand anderem passiert.«

Wir sahen den Polizisten wieder aus dem Haus treten und auf uns zugehen.

»Bitte, kommen Sie doch kurz mit hinein«, erklärte er, als er uns erreicht hatte. »Mr. Carter möchte, dass Sie sich etwas ansehen, bevor wir ihn ins Krankenhaus fahren.«

»Ich will auch mit ins Krankenhaus«, erklärte ich.

»Bitte, kommen Sie.«

Wir folgten ihm zum Haus. Er führte uns ins Wohnzimmer, wo noch immer die Scherben des eingeworfenen Fensters auf dem Boden lagen. Charlie saß breitbeinig in einem Sessel und hielt den Kopf in einem ganz seltsamen Winkel. Er wirkte völlig erschöpft, und als sein Blick auf mich fiel, blieb seine Miene unverändert.

»Wo ist nun das, was wir uns ansehen sollen?«, fragte ich.

»Ihre Freundin hat einen Abschiedsbrief hinterlassen«, erklärte der ältere Beamte. Dabei schaute er mich freundlich an.

»Was?«, fragte ich.

»Wir haben den Wagen untersucht. Auf dem Sitz lag ein kurzer Brief, in dem sie ihre Absicht, sich umzubringen, eindeutig ankündigt.«

»Das kann nicht sein«, entgegnete ich. »Der Brief ist bestimmt nicht echt. Ich möchte ihn sehen.«

»Zeigen Sie ihn ihr«, sagte Charlie.

Der Beamte trat vor, nahm ein Stück Papier aus einer Klar-sichthülle und legte es auf den Tisch. Ich erkannte Hollys auffallende Handschrift sofort. Wir machten oft Scherze darüber. Sie war Linkshänderin und hielt die Hand beim Schreiben so, als versuchte sie zu verstecken, was sie gerade schrieb. Es war immer hoffnungslos unleserlich. Nach Jahren der Übung war ich eine der wenigen, die ihr Gekrakel entziffern konnten, und musste oft als Übersetzerin fungieren.

»Wir konnten die Schrift kaum lesen«, bemerkte der Beamte.

»Ich kann es«, antwortete ich seufzend. Ich beugte mich darüber. Es war ein sehr kurzer Brief, nur ein paar Zeilen lang. Das Papier sah aus, als wäre ein Stück abgerissen worden, und Holly hatte sehr weit oben zu schreiben begonnen, als hätte sie vorgehabt, einen langen Text zu verfassen, und dann einfach aufgehört, weil es nichts mehr zu sagen gab. »Es tut mir so Leid. Wirklich sehr, sehr Leid. Ich möchte nur, dass das alles aufhört. Vergib mir, mein bester und einzig wahrer Freund. In Liebe, Holly.«

»Nein«, sagte ich. »Das kann nicht sein. Da stimmt etwas nicht.«

Ich spürte Todds beruhigende Hand auf meiner Schulter.

»Da stimmt etwas nicht«, wiederholte ich. »Da ist irgendetwas faul. Ich verstehe das nicht.«

»Du hast das Richtige getan«, meinte Todd. »Du hast Holly das Leben gerettet.« Er sah zu Charlie und wiederholte in ein

wenig ungehaltenem Ton: »Sie hat ihr das Leben gerettet, stimmt's?«

Charlies Gesicht wirkte starr wie eine Maske. An die Polizeibeamten gewandt, sagte er: »Ich wäre auch noch rechtzeitig gekommen. Ich hätte sie noch retten können.«

»Du bist ein Lügner und ein Mörder.«

»Bitte bringen Sie Ihre Freundin nach Hause«, forderte einer der Beamten Todd auf. »Sie ist durcheinander.«

Ohne etwas zu sagen, führte Todd mich hinaus, und wir stiegen in den Wagen. Er schob den Schlüssel ins Zündschloss. Bevor er ihn umdrehte, beugte er sich zu mir und küsste mich.

»Können wir?«, fragte er sanft.

»Warte«, antwortete ich.

»Warum?«

»Da ist noch irgendetwas«, antwortete ich. »Etwas ... ich kann es nicht ... es ist ...«

»Meg –«

»Sei still. Entschuldige. Aber sei einen Moment still.«

Ich drückte die Finger fest an die Schläfen. Irgendetwas war da im Kommen. Ich wusste, dass es kam, auch wenn ich mir nicht ganz im Klaren war, worum es sich handelte. Ich musste daran denken, wie es war, wenn man in der Londoner U-Bahn auf dem Bahnsteig stand und ein Zug einfuhr. Erst hört man noch gar nichts, man spürt es nur. Obwohl der Zug noch fast einen Kilometer weg ist, weht einem aus dem Tunnel warme Luft entgegen, und ein paar Papierfetzen werden hochgewirbelt. In meinem Kopf wirbelte auch etwas herum, aber ich kriegte es noch nicht zu fassen. Dann hatte ich es plötzlich. Ja. Ja.

Ich schob die Hände in die Taschen meiner Jacke. Dieselbe Jacke hatte ich auch schon die vergangenen Tage getragen. Ja, da war es. Ich brauchte gar keinen Blick darauf zu werfen, ich wusste es auch so. »Ich muss noch mal rein«, erklärte ich.

»Nein, Meg, sei nicht albern.«

»Ich muss.«

Todd lief tatsächlich hinter mir her. Ich glaube, er war der Meinung, dass ich nun endgültig durchgedreht war, und versuchte sogar, mich zurückzuhalten, aber ich schüttelte ihn ab. Als der Beamte die Tür öffnete, ließ seine Miene keinen Zweifel daran, dass er nicht im Mindesten erfreut war, mich zu sehen. Sie waren gerade am Aufbrechen. Charlie trug noch immer seinen Mantel und spielte den betäubten Ehemann, der sich auf den Weg machte, seinen Platz am Bett seiner Frau einzunehmen. Die Nachricht lag noch auf dem Küchentisch.

»Miss Summers, haben Sie etwas vergessen?«

»Nein, ganz im Gegenteil«, antwortete ich. »Mir ist etwas eingefallen.« Ich sah den Polizeibeamten an. »Haben Sie die Nachricht gefunden?«

»Es tut mir Leid«, erwiderte er. »Ich dachte, das hätten wir geklärt.«

»Haben Sie die Nachricht gefunden?«

Er stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. »Ja.«

»Wo haben Sie sie gefunden?«

»Auf dem Fahrersitz«, antwortete er leicht gereizt.

»Und das war ihr Abschiedsbrief?«

»Ja.«

»Aber nicht für *diesen* Selbstmord.«

Der Beamte starrte mich einen Moment irritiert an.

»Wie meinen Sie das?«, fragte er dann.

Ich zog den abgerissenen Papierfetzen aus meiner Tasche. Den, den ich unter Charlies Schreibtisch gefunden und als Schmierzettel verwendet hatte, um mir die Nummer des Reisebüros zu notieren. Ich fügte ihn mit dem Brief auf dem Tisch zusammen. Er passte perfekt.

»Meine liebe und treue Freundin Meg«, las ich vor. »Dieser Brief war für mich bestimmt.«

»Was, zum Teufel, ist das?«, fragte Charlie. »Das ist doch Blödsinn!«

»Nein, ist es nicht«, entgegnete ich. »Holly hat mir nach ihrem Selbstmordversuch erzählt, sie habe mir einen Abschiedsbrief geschrieben, der aber nicht gefunden worden sei. Ich nahm an, dass er in dem ganzen Chaos verloren gegangen war. Aber das stimmte nicht. Charlie hatte ihn genommen. Du hast ihn genommen«, sagte ich und sah ihn dabei direkt an. »Das war dein Freibrief für einen ungestraften Mord, stimmt's? Sobald du es geschafft hattest, Hollys zweiten Selbstmord zu inszenieren, brauchtest du nur noch die oberste Zeile abzureißen und ein paar Buchstaben auszuradieren beziehungsweise hinzuzufügen, und schon würde kein Mensch Fragen stellen. Aber jetzt beweist dieser Brief das Gegenteil. Er beweist, dass du es warst.«

Nun folgte eine lange Pause. Vorsichtig verfrachtete der Beamte erst den Brief und dann meinen Abschnitt in die Klarsichthülle, wobei er beides nur ganz außen am Rand anfasste.

»Hasst du sie wirklich so sehr, Charlie?«, fragte ich.

Charlie blickte hoch. »Ob ich sie hasse?« Das klang fast, als würde er mit sich selbst sprechen. »Ich habe ein Jahr lang hinter ihr hergeräumt. Ich war nüchtern, wenn sie betrunken war. Ich musste mich mit den Typen herumschlagen, mit denen sie Stress gehabt hatte. Oder Sex. Sie hat mal versprochen, alles für mich zu tun, und damals hat sie es auch so gemeint. Aber was hat sie wirklich getan? Sie hat unser ganzes Geld ausgegeben, und dann auch noch Geld, das wir gar nicht besaßen. Und dann hat sie nur so zum Spaß noch eine ganze Menge verspielt. Jeden Tag hat sie Sachen gemacht, die ich mir nie hätte erlauben können. Jedenfalls weiß ich nicht, wie man über so etwas hinwegkommen soll. Sie hat mir Dinge angetan, die mir mein schlimmster Feind nicht

hätte antun können. Als ich sie kennen lernte, war ich jemand, aber sie hat alles zerstört, was ich war, alles kaputtgemacht, worin ich gut zu sein glaubte. Hass? Liebe? Ich kenne den Unterschied nicht mehr, Meg. Es sind sowieso nur Worte. Ich wollte nur noch, dass das alles ein Ende hat. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wollte wieder frei sein, ich selbst sein können.«

Ich spürte, wie mein Mitleid sich verflüchtigte und an seine Stelle Abscheu trat: Charlie empfand schon genug Mitleid für sich selbst.

»Mr. Carter«, sagte der kräftig gebaute Polizeibeamte.

»An diesem Punkt muss ich Sie darauf hinweisen, dass alles, was Sie –«

»Ich möchte sie sehen«, unterbrach ihn Charlie.

Ich drehte mich zu Todd um. »Lass uns gehen.«

Hand in Hand verließen wir den Raum.

Ich hörte eine Stimme, eine Stimme, die ich kannte, und einen Moment lang stand ich ganz still und gab mich den Erinnerungen an jene Zeit hin.

»Ich nehme die weißen Rosen dort.« Mehr sagte sie nicht, aber ich wusste sofort, wer diese Worte sprach.

Es war ein Freitagnachmittag im September, einer jener herrlich frischen, blauen Herbsttage, an denen es in der Sonne noch schön warm ist und im Schatten schon richtig kalt. Einer jener Tage, an denen sich Sommer und Herbst begegnen. Ich kaufte in Soho für das Fest ein und ließ mir dabei Zeit, die Gerüche und Geräusche auf mich wirken zu lassen. Ich war vor dem Blumenstand stehen geblieben und konnte mich nicht entscheiden, ob ich die bronzefarbenen Chrysanthemen oder die Freesien nehmen sollte. Meine Gedanken waren noch mit einer Menge anderer Dinge beschäftigt – dem Käsestand, dem Obststand, den Leuten, die bisher nicht auf die Einladungen reagiert hatten, der Frage, was wir abends essen sollten –, aber nachdem die Frauenstimme diese sechs Worte ausgesprochen hatte, trat alles andere in den Hintergrund, und ich befand mich wieder in der Geschichte, von der ich geglaubt hatte, sie wäre endgültig vorbei. Fast widerwillig drehte ich mich um.

Ich erkannte sie kaum wieder. Sie trug einen dicken rosafarbenen Tweedmantel und spitze schwarze Wildlederstiefel mit dünnen hohen Absätzen. Ihr Haar war länger und glatter, ihre Haut makellos. Alles an ihr wirkte auf eine teure und selbstbewusste Art schick. Sie sah nicht mehr aus wie eine Krankenschwester mit einem überzogenen Konto. Ihre eigenartigen, hellbraunen Augen aber waren unverkennbar. Sie starrte mich über die Blumen hinweg an. Für einen kurzen Moment sah ich in ihrem Blick so etwas wie Angst oder Feindseligkeit

aufflackern, aber dann zwang sie sich zu einem Lächeln.

»Meg, oder? Meg Summers.«

»Naomi«, sagte ich. »Wie geht es dir?«

»Gut. Besser gesagt, den Umständen entsprechend. Man kommt über so etwas nicht so schnell hinweg, aber ich habe mir gesagt, dass ich stark sein und mein Leben weiterleben muss und mich nicht auch noch zu seinem Opfer machen lassen darf. Es war schrecklich, nicht?«

Nun wirkte ihr Blick ernst und traurig.

»Ich habe versucht, mich mit dir in Verbindung zu setzen«, sagte ich. »Hinterher.«

»Wirklich? Wenn ich das gewusst hätte! Aber ich konnte nicht dort bleiben. Das verstehst du sicher. Ich musste mir etwas Neues suchen.«

»Darf ich dich auf einen Kaffee einladen?«

»Grundsätzlich gern, Meg, vielleicht ein andermal, dann können wir uns alles erzählen, was seitdem passiert ist, aber heute bin ich so in Eile, und –«

»Es dauert nicht lange«, sagte ich entschieden. Ich schob meine Hand unter ihren Ellbogen und dirigierte sie fast mit Gewalt von der belebten Straße in das nächste Café, wo ich für mich einen Kaffee und für sie einen Kräutertee bestellte. Wir saßen an einem Tisch in der Nähe des großen Fensters. Da die Sonne hereinschien, wurde es mir schnell zu warm, sodass ich meinen Mantel auszog. Naomi öffnete bei dem ihren nicht mal einen Knopf.

»Wie geht es Holly?«, fragte sie. »Ich hätte sie damals gerne besucht, dachte mir aber, dass es zu schmerzhaft für sie wäre. Ich habe gehört, dass es ihr besser geht und sie wieder arbeitet.«

Ich würde ihr nicht die geringste Information über Holly geben. »Hast du etwas von Charlie gehört?«, fragte ich sie stattdessen.

»Charlie? Nein. Am Anfang hat er mir Briefe aus dem Gefängnis geschrieben, aber ich habe sie nicht geöffnet.« Sie schauderte. »Du glaubst doch wohl nicht, dass ich noch etwas mit ihm zu tun haben möchte? Nach allem, was er Holly und mir angetan hat?«

»Wieso, was hat er dir denn angetan?«

»Er hat mich benutzt. Mich hintergangen. Kannst du dir vorstellen, wie ich mich gefühlt habe, als ich davon erfuhr? Der Mann, den ich liebte und mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen wollte.«

Ich gab ihr keine Antwort, sodass ein langes, peinliches Schweigen entstand.

»Ich weiß, was du der Polizei über mich erzählt hast«, sagte sie schließlich. »Das war verständlich. Du warst sehr aufgebracht. Ich weiß, wie sehr du Holly immer vergöttert hast. Sie war deine große Heldin. Es tut mir Leid, Meg. Meine Beziehung mit Charlie war vielleicht nicht ... Tatsache ist, dass er mir Leid getan hat. Er war damals völlig am Ende. Ich hatte das Gefühl, dass er Hilfe brauchte. Und dann habe ich mich in ihn verliebt.«

»Charlie hat sieben Jahre bekommen«, erklärte ich. »Das heißt, dass er wahrscheinlich in vier Jahren wieder draußen ist. Wäre ich fünf Minuten später eingetroffen, dann hätte er bestimmt fünfzehn Jahre gekriegt. Als ich von London da hinauffuhr und Holly aus dem Wagen zog, habe ich nicht nur ihr das Leben gerettet, sondern gleichzeitig auch Charlie vor weiteren acht Jahren Gefängnis bewahrt. Und als ich dich damals fragte, ob du wusstest, wo Charlie und Holly sich aufhielten, hast du mir ins Gesicht gesehen und Nein gesagt. Weil du wusstest, was Charlie vorhatte und dass er dazu Zeit benötigte.«

»Das stimmt nicht.« Naomi nahm ein Paar Handschuhe aus ihrer Tasche und zog sie langsam an.

»Eines würde mich noch interessieren«, sagte ich. »Wachst du

nachts manchmal auf und denkst an das Ganze?«

»Ich schlafe gut, danke der Nachfrage.«

Sie war im Begriff zu gehen, aber dann fiel ihr noch etwas ein. »Hast du es schon mal so betrachtet?«, fragte sie. »Allen ging es gut, bis Holly des Weges kam. Charlie ging es gut. Er war ein lieber, freundlicher, talentierter Mann und zufrieden mit seinem Leben, bis er sie kennen lernte. Jetzt sitzt er wegen versuchten Mordes im Gefängnis. Diese Deborah war eine erfolgreiche Karrierefrau. Durch Holly hat sie nicht nur ihren Job und ihre Wohnung verloren, sondern auch einen Großteil ihres Verstandes, wenn ich richtig informiert bin. Ich habe in der Zeitung vom Prozess ihres Freundes Stuart gelesen, und dass Holly als Zeugin aufgetreten ist und mit ihrem Charme alle bezaubert hat. Immer noch die gute alte Holly, was? Stuart hat nur eine Bewährungsstrafe bekommen, aber er wird ihretwegen sein Leben lang vorbestraft sein.«

»Bestimmt nicht allein ihretwegen.«

»Diese Menschen hatten nie etwas Böses getan, bevor sie Holly über den Weg liefen. Niemand von ihnen war gewalttätig oder böse. Sie waren alle ganz normale Leute, die einfach nur ihr Leben führen wollten. Sie hatten lediglich das Pech, Holly zu treffen. So, wie andere Menschen das Pech haben, in einen Tornado zu geraten. Und ich hatte auch Pech.«

»Offenbar geht es dir inzwischen aber wieder recht gut«, stellte ich fest.

Sie betrachtete den Ring an meinem Finger. »Dir auch, wie ich sehe«, sagte sie. »Glückwunsch. Und bingo!«

Sie hielt die linke Hand hoch, an dem ebenfalls ein goldener Ring glänzte.

Todd überließ die Planung der Hochzeitsfeier ganz mir. »Ich möchte, was du möchtest«, sagte er.

Ich war nicht ganz sicher, ob ich darüber glücklich oder irritiert sein sollte, aber ich entschied mich für Ersteres. Ich wusste ziemlich genau, was ich wollte. Auf jeden Fall sollte unser Fest keinerlei Ähnlichkeit mit einem Event im Stil von KS Associates haben. Es würde weder wie ein Jahrmarkt noch wie der Karneval in Rio, noch wie das Glastonbury Festival werden, sondern einfach nur eine Gelegenheit für unsere Freunde und Familien, aus allen Winkeln der Erde zusammenzukommen und gemeinsam mit uns zu essen, zu trinken und uns Glück zu wünschen.

Es gab durchaus Augenblicke, in denen ich mir über Hollys Rolle bei dem Ganzen Sorgen machte. Sie war bei der standesamtlichen Trauung meine Trauzeugin gewesen – wie hätte ich dafür eine andere auswählen können? –, und auch da hatte ich leichte Bedenken gehabt. Völlig zu Unrecht, wie sich herausstellte. Holly benahm sich vorbildlich. Sie fiel weder mit dem Fallschirm vom Himmel, noch war sie wie ein Harlekin gekleidet. Sie trug ein kurzes blaues Kleid und einen Pillbox-Hut mit einem Schleier und wirkte schüchtern und beinahe so glücklich wie ich. Wir waren nur eine kleine Gruppe – Todds und meine Familie sowie sein bester Freund Francis. Holly hatte darauf bestanden, das an die Zeremonie anschließende Essen für uns zu organisieren. Es war perfekt, sie hatte ein spanisches Restaurant in einer Seitenstraße gleich um die Ecke ausgewählt, wo Fisch und Steaks über einem offenen Feuer gebraten und Krüge mit viel Wein serviert wurden. Als irgendwann während des Essens mein Blick auf sie fiel und ich sie mit einem meiner Cousins plaudern sah, dachte ich mir: Warum eigentlich nicht?

Natürlich hatte sie eine Menge Ideen für mein Fest. Sie kannte ein paar spektakuläre Örtlichkeiten. Einen der Türme der Tower Bridge. Einen riesigen Raum mit einer Glasfront, von dem aus man die ganze Oxford Street überblicken konnte. Eine alte Weberei in Spitalfields. Ein Kanal-Lastschiff. Eine nicht mehr genutzte U-Bahn-Station. Die größte Hüpfburg der Welt. Sie kannte auch eine Menge Leute: einen Clown, einen Zauberer, einen Jongleur, einen Leierkastenmann, einen Puppenspieler. Das klang alles toll, sie war toll, aber ich sagte trotzdem: »Nein, das ist mein Tag, und ich will mir keinerlei Gedanken wegen irgendeines Programms machen müssen. Es werden auch keine Reden gehalten. Das musste ich Todd versprechen. Es wird ein Fest für Erwachsene werden. Die Leute können trinken und tanzen, und es soll absolut nichts schief gehen.«

»Was ist mit dem Essen?«, fragte sie und berichtete sofort von einem ihr bekannten Koch, dessen Spezialität es sei, ein Essen zuzubereiten, bei dem er jedes einzelne Teil eines Schweins verwende.

»Um das Essen kümmern sich Todds Eltern«, erklärte ich. »Sie haben darauf bestanden.«

»Ich möchte auch helfen«, sagte sie.

»Aber du fragst mich vorher, ja?«, antwortete ich. »Ich meine, bevor du hilfst.«

Ich hatte schon Angst, sie beleidigt zu haben, aber sie lachte nur und nahm mich in den Arm.

Einer von Todds Freunden besaß in Hackney ein Haus mit einem großen Garten, an den sich hinter einem Tor, das man öffnen konnte, ein noch größerer Garten anschloss. Und dort feierten wir unser Fest. Die Mädchen aus dem Büro schmückten ihn einen ganzen Tag lang, und als ich dann eintraf, hätte ich vor Rührung fast geweint. Von den Ästen der Bäume hingen Blumengirlanden, Windspiele klimperten leise, und überall brannten Kerzen, deren sanftes Licht in der Dämmerung immer

stärker zu leuchten begann.

Es gibt über das Fest noch so viel anderes zu erzählen. Zum Beispiel, dass ich anfangs Angst hatte, niemand würde kommen, während ich später eher befürchtete, dass die Getränke nicht reichten, und mich am Ende fragte, ob die Gäste jemals wieder gehen würden. Oder dass in diesem von Mauern umgebenen Garten mein ganzes bisheriges Leben präsent war: Leute, die ich schon seit der Grundschule kannte, ebenso wie solche, die mir jeden Tag am Kaffeeautomaten begegneten, alte Großtanten ebenso wie Exfreunde. Natürlich traf ich dort auch auf einen Querschnitt von Todds Leben: Menschen, die ich im Lauf der Zeit noch besser kennen lernen und allein schon deswegen mögen würde, weil er sie mochte. Als Todd mir seine Exfreundin vorstellte, war ich zuerst ein bisschen irritiert, weil sie fast eins achtzig groß war und sich dann auch noch als ziemlich nett entpuppte, aber zum Glück wurde mein angekratztes Ego dadurch entschädigt, dass ihr neuer Freund definitiv weniger attraktiv war als Todd. Aber das sind die Geschichten anderer Leute, und das hier ist immer noch die von Holly.

Ich möchte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, als hätte ich mir ihretwegen ständig Sorgen machen müssen, denn das war nicht der Fall. Ihr Wiedereinstieg in das Berufsleben hatte großen Mut erfordert. Sie musste wieder ganz unten in der Talsohle beginnen und den Berg diesmal mit Betonstiefeln erklimmen. Der Schaden, den sie angerichtet hatte, war doch recht beträchtlich gewesen. Einige Kunden kamen zurück, andere jedoch nicht, sodass wir gezwungen waren, uns neue zu suchen. Aber selbst unter diesen gab es einige, denen seltsame Gerüchte zu Ohren gekommen waren. Jedenfalls hatte sie es tatsächlich geschafft. Hatte die Ärmel hochgekremgelt und sich an die schrecklich mühselige Arbeit gemacht, KS Associates wieder auf Vordermann zu bringen.

Die zweite Runde verlief zwangsläufig etwas anders als die erste. Die Atmosphäre der Improvisation gab es nicht mehr,

ebenso wenig wie die Sechsendreißig-Stunden-Partys. Natürlich hatten wir auch nicht mehr dieses prickelnde Gefühl, ohne Netz auf einem Hochseil zu balancieren. Vieles davon war verloren gegangen, aber das war wohl auch nötig gewesen. Das macht den Unterschied aus zwischen betrunken und nüchtern, zwischen manisch und normal, zwischen jungen, unerfahrenen Frauen und etwas älteren, die ihre Lektion gelernt hatten.

Trotzdem hatte ich manchmal ein ungutes Gefühl, wenn ich an Holly und unser Fest dachte, und sei es auch nur, weil die letzte Hochzeitsfeier, die ich mit ihr zusammen erlebt hatte, ihre eigene gewesen war. Sobald ich sie sah, ging es mir besser. Die alte Regel, dass man die Braut nicht in den Schatten stellen durfte, galt anscheinend nicht mehr, sobald die eigentliche Trauungszeremonie vorüber war. Holly trug ihr Haar jetzt offen, sodass es ihr bis über die Schultern reichte, und hatte ein freches scharlachrotes Kleid an. Sie wankte mit einer riesigen, aufwändig verpackten und mit Schleifen geschmückten Schachtel herein. Ich bestand darauf, sie auf der Stelle auszupacken. Sie enthielt einen Globus. »Damit ihr euch schon mal überlegen könnt, wo ihr überall hinreisen wollt«, erklärte Holly.

Todd nahm sie in den Arm. »Ich liebe diese Dinger«, sagte er und drehte den Globus wie ein kleiner Junge. »Sieh mal, Meg. Hast du gewusst, dass New York auf demselben Breitengrad liegt wie Rom?«

»Nein, das ist mir neu«, antwortete ich glücklich.

»Es kann nicht schaden, wenn man von Zeit zu Zeit daran erinnert wird, dass die Erde eine Kugel ist«, meinte Holly.

Todd verschwand mit dem Globus, um einen Ehrenplatz für ihn zu suchen. Holly umarmte mich und sah mich dann lächelnd an. »Ich glaube, ich hab's geschafft«, sagte sie. »Und das habe ich zu neunundneunzig Prozent dir zu verdanken.«

»Neun Prozent trifft es wohl eher.«

»Über die Einzelheiten können wir noch verhandeln«, lachte

sie.

»Dafür sind Freunde doch da.«

Holly schüttelte den Kopf. »Ich glaube, die meisten Leute sehen das nicht so.« Sie drückte meine Hand. »Ach übrigens, Charlie lässt dich herzlich grüßen.«

»Das ist nicht dein Ernst!«, sagte ich.

»Er schreibt mir«, antwortete Holly. »Ich werfe einen kurzen Blick auf seine Briefe, bevor ich sie an meinen Anwalt weitergebe.«

»Wieso lassen sie das zu?«

»Ich überlege immer noch, ob das alles nicht meine Schuld war, und in gewisser Weise war es das natürlich auch. Ich glaube, ich habe mich in eine Phantasiegestalt verliebt und Charlie dann weiß Gott die Hölle auf Erden bereitet. Er muss das Gefühl gehabt haben, in einen Alptraum geraten zu sein. Ich habe sein Leben zerstört. Hätte er mich nicht kennen gelernt, wäre er immer noch ein freier, anständiger Mann. Ich habe ihn so weit gebracht, dass er am Ende sogar zu einem Mord fähig war.« Sie blickte sich um. Gerade trafen weitere Gäste ein. »Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt«, meinte sie. »Aber eines muss ich dir noch schnell erzählen, etwas, das mir mein Anwalt gesagt hat. Du erinnerst dich doch an Charlies Plan? Er bringt mich um, es sieht wie ein Selbstmord aus, mit der einen Lebensversicherung zahlt er die Hypothek ab, eine weitere verhilft ihm zu einem dicken Scheck. Aber er hat das Kleingedruckte nicht gelesen. Es hätte nicht funktioniert. Im Fall eines Selbstmords – das ist ja eigentlich klar – zahlen die Versicherungen nicht. Der arme Charlie. Er hat sogar noch als Mörder versagt.« Sie drückte wieder meine Hand und überließ mich dann den neu eingetroffenen Gästen.

Von da an erhaschte ich nur gelegentlich einen Blick auf sie.

Immer befand sie sich in einem anderen Teil des Gartens und unterhielt sich mit allen möglichen Leuten. Dann sah ich sie eine

Zeit lang gar nicht. Ich schaute mich um, konnte sie aber nirgendwo entdecken und fragte mich, ob sie womöglich schon nach Hause gegangen war. Dann dachte ich wieder an andere Dinge, wurde in andere Gespräche verwickelt und vergaß sie für eine Weile.

Ich stand gerade in der Küche und schwelgte mit einer alten Schulfreundin in Erinnerungen, als plötzlich jemand von hinten die Arme um mich schlang. »Na, geht es dir gut?«, fragte Todd.

»Wundervoll.«

»Ich erfahre schön langsam, was für aufregende und interessante Dinge du schon erlebt hast«, erklärte er.

»Um Gottes willen, mit wem hast du denn gesprochen?«, fragte ich leicht beunruhigt.

»Mit allen«, antwortete er grinsend. Dann warf er einen Blick auf die Uhr. »Weißt du eigentlich, wie spät es schon ist?«

»Nein.«

»Gleich Mitternacht. Ich wollte –«

Er kam nicht mehr dazu zu sagen, was er wollte, weil es in dem Moment eine höchst seltsame Explosion gab und das ganze Haus wackelte. In einem Anfall von Panik fragte ich mich, ob es sich womöglich um einen Terroranschlag handelte. Dann sah ich, dass durch die offen stehende Terrassentür Rauch hereinschweifte. Todd und ich rannten nach draußen. Die Leute im Garten unterhielten sich aufgeregt und deuteten zum Haus hinauf. Wir drehten uns um und blickten nach oben. Aus einem Fenster im obersten Stockwerk quoll Rauch, der wie schaumiges braunes Wasser am Haus entlang nach unten strömte. Dann tauchten zwei Gesichter auf, rußgeschwärzt wie die von Schornsteinfegern.

»Was zum ...?«

*Hier sind sie nun also. Die Menschen, die mich geliebt und*

*gehasst haben. Diejenigen, die wollten, dass ich lebe, und diejenigen, die sich meinen Tod wünschten. Die, die mich zu retten versuchten und die, die mich losließen. Sie machen alle einen glücklichen Eindruck. Hand in Hand stehen sie da und blicken einander in die Augen. Ein paar von ihnen küssen sich. Ich sehe ihnen an, dass sie sich gerade versprechen, das vor ihnen liegende Leben gemeinsam zu meistern. Jene große Reise. Nur einer fehlt.*

*Manchmal kommt es mir vor, als hätte Charlie nie existiert, als wäre er nur ein Traum, aus dem ich aufgewacht bin, eine Gestalt, die in meinem wirren Kopf langsam zu einem Nichts verblasst. In gewisser Hinsicht trifft das tatsächlich zu. Es ist so, wie ich vor ein paar Minuten zu Meg gesagt habe: Der Charlie, in den ich mich verliebt habe, war eine Phantasiegestalt – und ihm ging es mit mir wohl ähnlich. Er war der Mann, der mich vor mir selbst retten sollte. Wie meine Therapeutin in jeder unserer dämlichen Sitzungen mindestens dreimal sagt: »Sie sind der einzige Mensch, der Ihnen helfen kann, Holly.« Sie verwendet meinen Namen in jedem Satz – »Wie denken Sie darüber, Holly?«, »Wie erklären Sie sich das, Holly?« Am liebsten würde ich ihr sagen, dass ich auch in dem Kurs war, in dem man den richtigen Umgang mit Menschen lernt. Wie sehr es mich inzwischen langweilt, dass wir immer nur ein Thema haben: mich, mich, mich. Es ist ja schön und gut, ständig nach innen zu blicken und die dunklen und geheimnisvollen Labyrinth im eigenen Kopf zu erforschen, aber was ist mit der wundervollen Welt draußen? Was ist mit der Dichtung, der Musik, der Leidenschaft, dem grünen Meer? Aber dann denke ich an meine Freunde, meine Familie. Ich denke an die liebe Meg, die selbst heute, am Tag ihrer Hochzeitsfeier, immer mal wieder einen Blick in meine Richtung wirft, um zu sehen, ob es mir gut geht. Deswegen mache ich weiter. Ich nehme weiter meine Tabletten, gehe zum Sport und in meine Gesprächstherapie. Ich möchte kein drittes Mal sterben. Jedenfalls noch nicht jetzt. Ich spare*

*mir den Tod für später auf.*

*Meg fragt mich manchmal, ob mir meine schwankenden Stimmungen fehlen. Ihr Gesicht wirkt dann so angespannt und ängstlich, dass ich meist ganz schnell das Thema wechsele. Die Wahrheit ist natürlich, dass sie mir sehr wohl fehlen. Sie fehlen mir, wie einem ein Geliebter fehlt. Mein wildes, hin und her schwingendes Ich. Die pechschwarze Dunkelheit, in der Dämonen lauerten, und das herrliche Licht. Das Fallen und das Fliegen. Natürlich schlug ich oft hart auf dem Boden auf, aber dann schwang ich mich wieder hoch hinauf, bis ich so glücklich und frei war, dass ich am liebsten vor Freude gestorben wäre. Die Welt gehörte mir und ich ihr.*

*Aber es wird besser, das alles fehlt mir nicht mehr ganz so sehr. Am Anfang legte ich mir derart enge Fesseln an, dass ich fast keine Luft mehr bekam. Ich stand immer zur gleichen Zeit auf, ging zur gleichen Zeit in die Arbeit, kam zur genau gleichen Zeit nach Hause. Ich ernährte mich gesund und ging früh ins Bett. Ich ließ meine Lieblingssachen im Schrank, flirtete nicht, tanzte nicht, trank keinen Alkohol, kicherte nicht, schrie nicht, streunte nicht herum. Nun habe ich angefangen, mich ganz langsam, Stück für Stück, von der Leine zu lassen.*

*Heute fühle ich mich gut, ich fühle mich großartig, fast wie in den alten Tagen, als eine herrliche, unbezwingbare Energie durch meinen Körper pulsierte, sodass ich ständig das Gefühl hatte, gleich vom Boden abzuheben. Mein Blick fällt auf Megs liebes, hübsches Gesicht. Sie ist glücklich. Kein Mensch hat dieses Glück mehr verdient als Meg, bei der immer das Glück anderer Leute an erster Stelle steht. Ich hoffe, Todd vergisst nie, was für ein Glückspilz er ist. Ebenso hoffe ich, dass ich selbst nie vergesse, was für ein Glückspilz ich bin.*

*Ich war immer der Meinung, letztendlich ganz auf mich allein gestellt zu sein – genau wie jeder andere auf dieser Welt. Das ist ein Teil unseres Menschseins. Unser ganzes Leben lang sind wir auf der Suche nach Liebe und Nähe, nach bedingungsloser*

*Treue und Anerkennung. Wir suchen das alles bei unseren Eltern, Freunden, Partnern. Wir machen einander Versprechungen und glauben daran oder tun zumindest so, als würden wir daran glauben. Wir klammern uns an die Hoffnung, dass wir nicht allein sind. Und doch ist in Krisen und Momenten der Verzweiflung der einzige Mensch, der einen retten kann, man selbst. Kein anderer kann einem das abnehmen. Zumindest war ich immer dieser Meinung, und in gewisser Weise bin ich es noch, aber als ich hilflos dalag und mich selbst aufgegeben hatte, war wie durch ein Wunder plötzlich Meg da. Sie glaubte an mich, als ich den Glauben an mich längst verloren hatte, und half mir weiterzuleben, als ich bereit war zu sterben. Wenn ich meine Dämonen auf die eine Seite der Waage lege und Meg auf die andere, hat Meg viel mehr Gewicht als sie alle zusammen. Das meine ich, wenn ich sage, dass ich ein Glückspilz bin.*

*Das Fest neigt sich seinem Ende zu. Die Leute sprechen schon darüber, allmählich aufzubrechen. Ich werfe einen Blick auf die Uhr und sehe, dass es Mitternacht ist, also fast an der Zeit. Ich schiebe mich zwischen den Leuten hindurch und gehe ins Haus, um das Päckchen zu holen, das ich im Gästezimmer unter den Mänteln versteckt habe.*

*In meinen Hals beginnt ein Gefühl von Freude hochzublubbern. Ich kenne dieses Gefühl. Mir ist klar, dass ich im Begriff bin, etwas Dummes zu tun.*

*Sie haben mich fast zweihundert Pfund gekostet. Der Mann, bei dem ich sie gekauft habe, war ein bisschen überrascht und riet mir, die Gebrauchsanweisung aufmerksam zu lesen, und eine Frau, die gerade ein paar Wunderkerzen kaufte, regte sich richtig auf. Sie fragte mich, wie ich so viel Geld für etwas ausgeben könne, das vorbei sei, ehe man bis zehn gezahlt und von dem man überhaupt nichts Bleibendes habe. Aber begriff sie denn nicht, dass genau das der Punkt war? Tage oder gar Wochen zu arbeiten und es dann in einem einzigen, überwälti-*

*genden Moment in die Luft zu schießen.*

*Ich schleiche mich wieder in den Garten hinaus. In der Küche lehnt sich Meg gerade an Todd, und er flüstert ihr etwas ins Ohr. Sie bemerken mich nicht. Auf der Verpackung steht, dass sich in einem Umkreis von achtzig Metern keine Leute aufhalten sollten. Lächerlich. Achtzig Meter, da müsste ich ja noch durch das nächste Haus und über die Straße. Ich gehe bis ans hintere Ende des Gartens, das muss reichen. Es wird schon klappen. Hoffe ich.*

*Bei der ersten klappt es noch nicht so richtig. Der Stock, an dem sie befestigt ist, kippt im letzten Moment zur Seite, sodass sie in einem falschen Winkel in Richtung Haus davonschießt. Ich habe das ungute Gefühl, dass sie durch ein Fenster geflogen ist. Ich höre hinter mir Rufe und Schreie, sehe Rauch. Aber ich habe keine Zeit, mich darum zu kümmern, denn ein Funke hat bereits die nächste Zündschnur zum Brennen gebracht. Ich sehe zu, wie das kleine Licht zur Rakete hinaufwandert und sich dann in ihren unteren Teil hineinfrisst. Einen Moment lang sieht es aus, als wäre die Flamme erloschen, aber dann ist ein kurzes, lautes Zischen zu hören, und die Rakete saust sagenhaft schnell nach oben, hinauf in den dunklen Himmel, wo sie sich plötzlich in Sonnen und Sterne und explodierende Farbe verwandelt. Mein Geschenk für meine Freundin.*

*Die Zeit steht still. In dem Garten blicken alle nach oben und bewundern die dort erblühende Blume aus wunderschön funkelndem Licht. Ihre Blütenblätter aus sanftem Feuer rieseln lautlos auf uns herab.*

*Zweimal bin ich gestorben. Jetzt lebe ich.*